Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 56 (1960)

Heft: 1-2

Artikel: Scythica Vergiliana : ethnographisches, archäologisches und mythologisches zu Vergils Georgica 3, 367 ff.

Autor: Meuli, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-115459

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Scythica Vergiliana

Ethnographisches, Archäologisches und Mythologisches zu Vergils Georgica 3, 367ff.

Von *Karl Meuli*, Basel

1. *Vergil über Schneeschuhjagd*

Vergil schildert in den Georgica 3, 322ff. den Sommertag des Hirten im heimatlich paradiesischen Italien als das Geschenk einer aus der Fülle ihres Reichtums gütig spendenden Natur. In wohltuendem Wechsel geleitet sie Mensch und Tier vom taufrischen Morgen über Mittagshitze und Abendkühle in die Ruhe der mondbeglänzten Nacht; für die von der Sonnenglut Bedrängten hat sie schützenden Schatten bereit im Wald oder unter einer mächtigen Eiche, für die Dürstenden erquickendes Wasser. Wie anders ist es doch im sonnenversengten äussersten Süden, in der barbarischen Kälte des hohen Nordens, wo der Himmel nur Feindschaft, die Natur kein Mass zu kennen scheint (339ff.)! Es ist das Ärgste, was man einem Hirten wünschen kann, er möge seine Herden zur Winterszeit in den edonischen Bergen am Hebrus, im Sommer unter dem Zeichen des Krebses bei den hintersten Äthiopen weiden müssen, wo man nicht einmal mehr den Nil sieht[1]. Mit diesen kontrastierenden Bildern macht der Dichter so recht anschaulich, wie gesegnet sein Italien, die *Saturnia tellus*, als Land der Mitte ist[2].

Die grossartige Schilderung libyschen Hirtenlebens steht ganz in dieser Gegensatztendenz. Wie gut hat es doch der italische Hirte gegenüber diesen Bemitleidenswerten, die, ihre ganze Habe mit sich schleppend, ohne Rast, ohne bergende Heimstätte, die Herden durch endlose wüste Weiten treiben müssen wie im harten Zwang des Kriegsdienstes! In anderer Richtung verläuft die Schilderung des skythischen Winters (349–383). Wohl ist es schrecklich, dass das Vieh in den Ställen

---

[1] Theocr. 7, 111ff. vgl. Vergil. Ecl. 10, 65ff. Horat. c. 1, 22, 17ff.

[2] Heute versteht man die dichterische Funktion der beiden «eigenartigsten Exkurse» der Georgica wohl allgemein in dieser Weise, zumal nach E. Burck, Hermes 64 (1929) 309f. Will Richter, Vergil, Georgica, herausgegeben und erklärt (1957) 98f. 302f., wo weiteres. 'Exkurs' sollte man dann, nach Burck, freilich nicht mehr sagen. Den alten Topos der glücklichen Mittellage, den wahrscheinlich schon Hekataios für Ionien verwendet hat (Herod. 1, 142; vgl. den Autor de aëre aquis locis 12: Jacoby RE 7, 2706. Trüdinger, Studien zur Geschichte der griech.-röm. Ethnographie, Diss. Basel 1918, 52 Anm. 1. F. Heinimann, Nomos und Physis 1945, 22), fand Vergil «leise vorgedeutet» bei Varro de re rust. 1, 2, 3f. (Burck a.O.), noch mehr vielleicht bei Theokrit a.O., der ja schon unmittelbar vorher Anregung gegeben hatte (Verg. 328 ∼ Theokr. 7, 138ff.; Verg. 338 ∼ 141; vgl. Richter z. St.).

bleiben muss, dass es sieben Ellen hohen Schnee gibt[3], nirgends aber Gras oder Laub; wohl ist es schrecklich, dass die Sonne, wie bei den Kimmeriern Homers, kaum je durchzudringen vermag, dass ständig eisige Winde blasen (352–359). Aber das was folgt, erregt nicht so sehr Schrecken und Mitleid als Staunen: wo Schiffe fuhren, da fahren jetzt Wagen, denn die Wogen sind Eis; nicht geschöpft wird der Wein, sondern mit Äxten zerhauen: auch er ist gefroren, und selbst eherne Gefässe werden vom Eis zersprengt[4]; die Kleider erstarren im Frost sogar am warmen Menschenleib, und den Männern wachsen Eiszapfen im struppigen Bart (360–366). Hat der Dichter mit diesen *θαυμάσια*[5] oft schon nahe ans Erheiternde, ja ans Komische herangeführt, so ruft er nun noch eine andere Stimmung herauf. Nichts mehr von Hirten, von denen ohnehin wenig genug die Rede war, nichts von Homers Rossemelkern etwa, von skythischen Nomaden: Jäger treten jetzt auf den Plan.

interea toto non setius aëre ningit:
intereunt pecudes, stant circumfusa pruinis
corpora magna boum, confertoque agmine cervi
370 torpent mole nova et summis vix cornibus exstant.
hos non immissis canibus, non cassibus ullis
puniceaeve agitant pavidos formidine pennae,
sed frustra oppositum trudentis pectore montem
comminus obtruncant ferro graviterque rudentis
375 caedunt et magno laeti clamore reportant.
ipsi in defossis specubus secura sub alta
otia agunt terra congestaque robora totasque
advolvere focis ulmos ignique dedere.
hic noctem ludo ducunt et pocula laeti

[3] Heyne paraphrasiert V. 354 *iacet aggeribus niveis informis et alto | terra gelu late septemque assurgit in ulnas* mit den Worten «nix, qua obducta est terra, assurgit in septem ulnas». Gewiss ist nicht eine sieben Ellen tiefe 'Vergletscherung' gemeint (Richter); *gelu* ist vom vereisten Schnee zu verstehen, allenfalls von den Gewässern (360 *in flumine*, 365 *lacunae*).

[4] Im Asklepiosheiligtum zu Pantikapaion (Kertsch) war ein vom Eis gesprengter eherner Krug zu sehen, den der Priester Stratios aufgestellt hatte, nicht «als schönes Weihgeschenk für den Gott, sondern als Denkmal eines gewaltigen Frostes (*ἐπίδειγμα χειμῶνος μεγάλου*)», wie das beigeschriebene Epigramm verkündete. Eratosthenes hatte es mitgeteilt; Strabo, der dies berichtet (2 p. 74), kommt in ähnlichem Zusammenhang ein zweites Mal darauf zu sprechen (7 p. 307) und verallgemeinert nun mit den Worten *ῥήττονται δὲ χαλκαῖ ὑδρίαι, τὰ δ'ἐνόντα συμπήττεται.*

[5] Der Topos der *θωμάσια, θώματα* war in der ionischen Ethnographie schon vor Herodot fest; Trüdinger a.O. 93 verweist dafür besonders auf Herod. 1, 93 und 4, 32 *θώματα δὲ ἡ χώρη αὕτη οὐκ ἔχει.* Sicher abgegrenzt war der Topos freilich nicht; was Vergil bringt, nähert sich z.T. den 'paradoxographischen' Formen Trüdingers (34ff.). Vgl. besonders Agatharchides de mari Erythraeo bei Diodor. 3, 65 = Geogr. graeci min. 1, 156.

380 fermento atque acidis imitantur vitea sorbis.
talis Hyperboreo septem subiecta trioni
gens effrena virum Riphaeo tunditur Euro
et pecudum fulvis velatur corpora saetis.

«Unterdessen schneits im ganzen Himmelsraum nicht weniger (gewaltig als es friert): zugrunde geht das Vieh, von Schnee umschlossen sind die mächtigen Leiber der Rinder, und die Hirsche, in dicht gedrängtem Rudel, sind (gleichsam) gelähmt durch die unerhörten (Schnee-)Massen; kaum mit der Spitze des Geweihs ragen sie noch daraus hervor. Die hetzen sie nicht mit Hunden, keine Fangnetze, keine roten Federn hängen sie auf als schreckendes Blendgerät[6], um die scheuen Tiere zu jagen; sondern während sie ohnmächtig sich mühen, den lastenden Schneeberg mit der Brust wegzustossen, kommen die Jäger ganz nah an sie heran, schlagen sie mit ihrem Eisen nieder, töten die dumpf brüllenden Tiere und schaffen sie voll Freude (*laeti* 375) heim mit lautem Geschrei. Sie selber verbringen in Gruben, die sie tief unter die Erde graben, sorgenfrei und müssig ihre Zeit; hartes Holz in Haufen, ja ganze Baumstämme (*ulmos* 378) wälzen sie zum Herd und tun sie ins Feuer; da bringen sie denn die (eisige Winter-) Nacht zu mit Spiel und trinken höchst vergnügt (*laeti* 379) ein Gebräu von sauern Sperberbeeren[7], Nachahmung des Rebensaftes. So lebt das unbändig starke Volk von Männern, das unter dem nordischen Siebengestirn vom Eurus, der von den Riphaen her bläst, sich peitschen lässt und sich in die rauhen gelbbraunen Pelze von Tieren[8] hüllt.»

Das alles hat, wie Goethe von Schillers «Nadowessischer Totenklage» rühmt, «seinen echten realistisch-humoristischen Charakter, der

---

[6] Blendzeug wird nur bei den Römern, bei den Griechen nicht erwähnt (Orth, RE 9, 571).

[7] Der Ausdruck V. 380 ist als Hendiadyoin zu verstehen; an Bier ist ohnehin nicht zu denken, da es bei diesem Jägervolk weder Gerste noch sonst Getreide gibt. Die vorher geschilderten Völker besassen Wein (364), unsere Jäger nicht.

[8] *pecudes* braucht Vergil meist im Sinn von 'Vieh', 'Haustiere', etwa im Gegensatz zu *ferae* (Georg. 3, 243. 480; Aen. 4, 525), oder zur Bezeichnung der Opfertiere; mit der Bedeutung 'tierische Lebewesen' erscheint das Wort gern in gehobener Sprache, wo von der Schöpfung die Rede ist (Georg. 2, 340 *cum primae lucem pecudes hausere;* ähnlich Aen. 1, 743 *unde hominum genus et pecudes.* 6, 728 *inde hominum pecudumque genus*), aber auch, wie bei andern Autoren, im Sinne etwa von 'Landtieren', das Wild eingeschlossen (Aen. 8, 27). Man ist also wegen *pecudum* nicht gezwungen, eine Kleidung aus Schaf- oder Ziegenfell zu verstehen (wie Burck a.O. 310 und Büchner, RE 8 A 2, 1298 s.v. Vergilius); Kleinvieh hat Vergil in diesem Abschnitt nicht erwähnt, wenn *pecudes* 368 'Rinder' bedeutet, und das ist wegen 369 anzunehmen. *saetae* (383) 'Borsten' sind der barbarisch rauhe Gegensatz zur weichen Wolle des Schafs (*villis mollibus* 386), *fulvae* (383) 'gelbbraun' sind sie im Gegensatz zu deren schimmerndem Weiss (*albos* 386, *candidus* 387, *niveo* 391); Vergil meint also struppige Pelze irgendwelcher Wildtiere.

wilden Naturen, in solchen Fällen, so wohl ansteht»[9]. Die komischen Elemente sind nicht erst Vergilisch[10]; wie bei *θαυμάσια* und *παράδοξα* überhaupt haben sie sich auch hier ganz natürlich von selber eingestellt. Mit den Kelten des Poseidonios[11] beispielsweise ging es gerade so: sie gleichen Satyrn und Panen mit ihrem Haarschopf, verzehren ihren Braten löwenmässig (*λεοντωδῶς*) und lassen das Bier durch ihren Schnauzbart in die Kehle rinnen wie durch ein Sieb. Bei Vergil ist die Vorstellung von Nacht und Eis, von Nebel, Schnee und Sturm wohl schauderhaft, zumal für einen Bewohner des sonnigen Südens; aber in der Schilderung der Jagd herrscht augenscheinlich eine ganz andere Stimmung: die bewundernde, froh machende Freude an einem reckenhaften, barbarisch gesunden Geschlecht, das über die Schrecken einer unüberwindlich scheinenden Umwelt zu triumphieren weiss.

So lebendig diese Stimmung, so köstlich das Bild auch ist, dem wohlerwogenen, bisher befolgten dichterischen Plan fügt es sich nicht. Dass es im Abschnitt de pecudibus minoribus steht, wo eigentlich vom Schmalvieh zu handeln war, mag noch hingehen; hatte der Dichter doch gleich schon gesagt, es werde schwierig sein, so bescheidenen Dingen wie dem wolletragenden Schaf und der struppigen Ziege poetische Dignität zu verleihen (289f.), und so billigt man ihm Abschweifungen gerade hier gerne zu. Aber geplant waren doch düstere Bilder einer extremen, grausamen Natur, die das heimatliche Idyll noch heller sollten leuchten machen, und zunächst führt der Dichter denn auch wirklich solche aus. Dann jedoch lässt er sich von der Freude an dem urtümlich kräftigen Jägervolk hinreissen, das ihm irgendwo bei der vorbereitenden Lektüre begegnet war, und er nimmt es mit in Kauf, dass dies unplanmässige, heiter stimmende Bild die gewollte Kontrastwirkung jetzt wenn auch nicht aufhebt, so doch erheblich schwächt[12]. Man wird nicht erwarten, dass Vergil dieses sein subjektives Erlebnis hier eingestehe: im Gegenteil, er hat, nachdem sein Entschluss einmal gefasst war, Bedacht genommen, die Jagdszene als zugehörig erscheinen zu lassen und sie in eine möglichst zwanglos ablaufende, natürliche Gedankenfolge einzugliedern. So bereitet er sie denn nach seiner Weise von Beginn der Nordlandschilderung an sorgsam vor. Das Grossvieh in den Ställen (*armenta* schon 352) und die mächtigen Rinder im

[9] Goethe an Schiller 5. Juli 1797.

[10] Wie Richter 305 annimmt.

[11] FgrHist 87 fr. 15. 116.

[12] Burck a.O. 310 stellt fest, die antithetische Haltung sei in den späteren Skythenversen aufgegeben; ausführlicher darüber G. Czech, Die Komposition der Georgika Vergils (Diss. Breslau 1936) 54. Büchner hebt hervor, dass die dunklen Farben gemieden sind und «mit virtuoser Wendung (?) der frohe Jäger in den Blick gezogen» wird (RE 8A 2, 1298).

Schnee (*corpora magna boum* 369), die aus doppelter Ursache gar nicht in diesen Abschnitt gehören, haben dem aufmerksamen Leser mit Recht Schwierigkeiten gemacht; diese werden kaum anders zu lösen sein als durch die Annahme, der Dichter habe mit Erwähnung der grossen zahmen Tiere überleiten wollen zu den grossen Wildtieren, die er unmittelbar neben ihnen im Schnee auftauchen lässt (369)[13]. Mit ebenso peinlicher Sorgfalt leitet er am Schluss der Episode zum Hauptthema zurück, wieder mit Hilfe eines sachlichen Bezugs: die barbarische Tierfellkleidung stellt die Verbindung her zur *cura lanitii*[14]. All das verrät, wie gut er wusste, dass das Stück streng genommen hier nicht zu rechtfertigen war.

Aber wie gut verstehen wir doch, dass der Dichter seinen Fund nicht preisgeben mochte, wie freuen wir uns, dass er sich hat hinreissen lassen! Wie dankbar sind wir ihm für diese liebenswürdige Schwäche! Denn was er damit gerettet hat, das ist ein erlesenes, kostbares Stück altionischer Ethnographie; das Präzise, Anschauliche, packend Lebendige des griechischen Erzählers spricht noch in den kunstvollen Versen des Römers unmittelbar an. Und wenn sich für unser Jagdstück kein Quellennachweis erbringen lässt, so ist es eben einzigartig und darum nur noch höher zu schätzen; seine Herkunft und seine Zuverlässigkeit werden dadurch keineswegs in Frage gestellt. Schon die vorher berichteten Einzelheiten stammen sämtlich aus alter ethnographischer Tradition; also wird der gelehrte, gewissenhafte Vergil sicher auch diese nicht schlechter bezeugt gefunden haben; die Schilderung von Jagdarten, die so manches *θαυμάσιον* boten, gehört ja mindestens seit Hekataios zum festen Bestand griechischer Ethnographie[15]. Wie zuverlässig unser alter Ionier berichtet hat, das erweisen ethnographische Parallelen; sie erschliessen zugleich das volle Verständnis der Stelle, das bisher nicht erreicht war.

Auszugehen hat man dabei von der Frage: warum brechen die Tiere im Schnee ein, die Jäger aber nicht? Die Antwort kann nur lauten:

[13] Dass Vergil bei den *armenta* im Stall (352) an Pferde als die wichtigsten Tiere der Skythen gedacht (Czech a.O. nach W. Kroll, Studien zum Verständnis der röm. Literatur 1924, 194), dass er bei den Rindern draussen (368) die Gespanne gemeint habe, die die Wagen übers Eis ziehen (Ladewig-Jahn; zustimmend Conington-Nettleship; anders, auch nicht überzeugend, Heyne), ist gewiss nicht zutreffend. Magdalena Schmidt (Die Komposition von Vergils Georgica 1930, 130) findet es «fast peinlich, dass Vergil ... das Kleinvieh gewissermassen erst aus dem Wege räumt, um über die Rinder zu den Hirschen zu gelangen». Vgl. Richter 306.

[14] Burck 310. Czech 55. M. Schmidt (s. vorige Anm.) a.O. Richter scheint zu schwanken (vgl. S. 96 und 307). Vgl. oben S. 90 Anm. 8.

[15] Herodot 2, 70ff. schildert die denkwürdigste Art, Nilkrokodile zu jagen, nach Hekataios (FgrHist 1 fr. 324); vgl. Herod. 4, 22. Es ist nicht eigentliche Jagdliteratur anzunehmen (Richter 306).

weil die Jäger Schneeschuhe tragen. Man betrachte unsere Bilder (Tf. 1–5), und man wird gestehen müssen: eine schlagendere Veranschaulichung von Vergils Schilderung lässt sich kaum denken. Es sind freilich keine 'Hirsche', sondern Buffalos; keine Skythen, sondern Indianer; nicht Russland oder Sibirien, sondern die Great Plains, die weiten, einst so herrlichen Jagdgründe der Rothäute. Dargestellt sind auf Tafel 1–4 wohl Sioux-Indianer, vielleicht Mandan, zu Beginn der dreissiger Jahre des 19. Jahrhunderts. Als der Maler George Catlin[16] 1832 auf dem Missouri mit dem ersten Dampfer, der ihn befuhr, bis Fort Union kam (an der Mündung des Yellowstone River, ungefähr auf der Grenzlinie des heutigen Montana und Nord-Dakota), da waren die 'Great Plains', die Grossen Ebenen, noch indianisches Land, ihre Bewohner noch so unabhängig wie ihre Ahnen bei der Ankunft der ersten Bleichgesichter. Nur einige Trapper und Händler vertraten Europa; Cowboys, Prospektoren, Landvermesser, Siedler gab es noch nicht, wohl aber die riesigen Büffelherden. Fünf Jahre nach Catlins Besuch waren die Mandan von eingeschleppten Pocken fast ganz dahingerafft; nicht gar lange darnach war es auch gelungen, die einst unerschöpflich scheinenden Büffelherden auszurotten. Catlin hat also gerade noch im letzten Augenblick einen sehr altertümlichen Zustand im Bild festgehalten. Das gleiche hatte ein Jahrzehnt zuvor mit noch grösserer dokumentarischer Zuverlässigkeit ein Berner Bub getan, der Indianermaler Peter Rindisbacher[17], der 1821 mit fünfzehn Jahren aus dem Emmental nach Kanada gekommen war (s. Tf. 5). Trotzdem: ist es nicht allzu verwegen, eine Nachricht, die vermutlich von einem Griechen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts stammt, durch Sitten nordamerikanischer Indianer des 19. nachchristlichen Jahrhunderts erläutern zu wollen? Es wird im folgenden zu zeigen sein, dass die Schneeschuhjagd eine im ganzen nördlichen Eurasien und im Norden Amerikas, also von Skandinavien bis Labrador, verbreitete Erscheinung von weltgeschichtlicher Bedeutung ist. Wie gerne legten wir Bilder von Schneeschuhjagden vor, die etwa im Gebiet zwischen Wolgaknie und südlichem Ural oder in Sibirien spielen, wüssten wir nur einen Maler, der sie festgehalten hätte; das wäre noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein möglich gewesen. Da dies nicht geschehen ist, halten wir uns an Rindisbachers und an Catlins Darstellungen aus dem fernen Osten des zusammenhängenden Schneeschuhjagdgebiets.

[16] Über Catlin s. John C. Ewers, George Catlin, Painter of Indians and the West: Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution for 1955 (Washington 1956) 483 ff.

[17] Über Rindisbacher s. unten den ersten Exkurs.

Aber, wird man fragen: wie kommt es, dass Vergil gerade das Entscheidende, die Schneeschuhe, nicht nennt? Fand er ein Eingehen auf technische Einzelheiten, das dann wohl nötig gewesen wäre, dem Stil seines Gedichts nicht angemessen? Hat er oder der Autor, dem er folgt, mehr Gewicht auf das Wunderbare, das *παράδοξον*, gelegt? Das wird schwer auszumachen sein. Dafür haben wir eine merkwürdige Parallele, die jedenfalls zeigt, wie es zugegangen sein kann und mit was für Möglichkeiten zu rechnen ist. Schiller[18] lässt in seinem Gedicht «Nadowessiers Totenlied» die Trauernden das Lob des Toten verkünden mit den Fragen «(ach, wohin ist Leben und Kraft dieses Leibes entschwunden?)

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Renntiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Tau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh?»

Schillers Gewährsmann, Jonathan Carver[19], erzählt von «Elendsthieren, Rehen und Rennthieren»; das «Elendsthier» hat Schiller also durch einen mächtigen Hirsch ersetzt. Von der Elchjagd berichtet Carver gleich anschliessend wie folgt: «Wenn die Sonne eben stark genug wird, um den Schnee zu schmelzen, auf dem sich aber durch den Nachtfrost eine Art Rinde setzt, so bricht dies schwere Thier mit seinem gespaltenen Hufe leicht durch, und kann sich nicht ohne viele Mühe wieder losmachen, und daher wird es von den Indiern leicht eingeholt und erlegt» – dank ihren Schneeschuhen, ist mit Sicherheit hinzusetzen: Carver redet ganz in den Formeln, deren sich die Berichterstatter über die Schneeschuhjagd überall und immer wieder bedienen; seine Nadowessier sind Sioux, Nachbarn und nächste Verwandte der von Catlin besuchten Stämme, denen die Schneeschuhe lebensnotwendig und selbstverständlich waren; Carvers Gewährsmann La Hontan endlich, auf den er hier zurückgeht, schildert die Schneeschuhe und die mit ihnen betriebene Jagdweise aufs ausführlichste[20]. Es ist seltsam, aber nicht zu bezweifeln: beim Weitergeben des Berichts von einer Hand in die andere ist der Schneeschuh, trotz seiner anscheinen-

[18] s. unten den zweiten Exkurs: Schillers «Nadowessische Totenklage».

[19] Johann (falsch für Jonathan) Carvers Reisen durch die inneren Gegenden von Nord-Amerika usw. (Hamburg 1780) 249f.

[20] s. unten den zweiten Exkurs.

den Unentbehrlichkeit, verloren gegangen; Schiller hat einen gerade noch erkennbaren Rest der Schneejagdschilderung bewahrt, aber die volle Anschauung davon nicht mehr gehabt. Einen ähnlichen Vorgang mag man sich bei Vergil denken.

Was Vergil weiter von den nordischen Schneeschuhjägern erzählt, fügt sich aufs beste in das Bild, das Völkerkunde und Vorgeschichte von ihnen geben.

In dichtgedrängtem Rudel, heisst es (*conferto agmine* 369), stünden die hilflosen Tiere im Schnee. Die wilden Rentiere pflegen sich, wenn der Schnee sehr tief liegt, in Scharen an begrenzten, für die Nahrungssuche günstigeren Plätzen zusammenzudrängen und sich von da aus einige Pfade zu treten. Diese Lager (*kiekero*) umstellen die Waldlappen und jagen die Tiere in den Tiefschnee, wo sie dann «nicht zu weit kommen, bis ihnen der Mann mit dem Spiess über dem Kopf ist ... So schlachten sie die ganze Rentierherde, sodass keines entrinnt, und wenn es noch so viele wären.»[21] Die Tungusen verstanden es nach Middendorff[22] meisterhaft, die Tiere anzupirschen und in eine gewollte Richtung zu drängen, etwa von schneeärmeren Höhen in Täler mit zusammengewehten Schneemassen[23], oder Rentiere von der Tundra in den Wald; das konnte lange dauern, so dass das Hetzen oft erst gegen Abend des Jagdtages begann. Dann aber wurden die Tiere auf ausserordentlich leichten Jagdschneeschuhen ausser Atem gejagt, eingeholt und nicht selten mit dem Messer abgestochen (was beim Elch gefährlich war, da er heftig schlägt und stösst), nicht selten aber auch aus der Entfernung von nur wenigen Schritten «mit dem Pfeil verpudelt», weil auch der Jäger so ausser Atem kam, dass es ihm nicht gelang, den Bogen recht zu spannen. Middendorff traf im Aldangebirge zwei Tungusen, die bei Tiefschnee mit verglaster Kruste binnen drei Wochen nicht weniger als 600 Rentiere auf diese Weise erlegt hatten; was natürlich nur bei Rentierrudeln möglich war. Ostjaksamojeden und Jenissei-Ostjaken trieben Wildrentiere mit einer Kette von Skiläufern von der Tundra in den lockern tiefen Schnee des Waldes; hier war es dann nicht schwer, sie abzustechen, niederzuschlagen oder auch mit dem Lasso lebend zu fangen[24]. Solche Verfahren, die uns heute mit Recht

[21] U. T. Sirelius, Mémoires Soc. finno-ougrienne 35 Nr. 14 (1914) 21, nach J.J. Tornaeus (1672).

[22] A. Th. v. Middendorffs Sibirische Reise 4, 2, 2 (1874) 1378.

[23] P. S. Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs 1 (1771) 199; das Folgende wieder nach Middendorff.

[24] Kai Donner, Journ. Soc. finno-ougrienne 44, 2 (1930) 10; danach K. B. Wiklund, Folk-Liv 1938, 385. Nach Pallas, Reise a.O. 3 (1776) 88 sind diese ostjakischen und samojedischen Jagdmethoden «von den an andern Orten Sibiriens und auch zum Theil in Russland gebräuchlichen wenig unterschieden».

als eigentlich barbarisch, als unweidmännisch roh und unverständig gelten, waren einst berechtigt wenn nicht lebensnotwendig und gehen wie andere gemeinschaftliche Treibjagden gewiss weit in die Vorzeit zurück[25]. Aus neuerer Zeit werden sie nur aus Gegenden gemeldet, wo es dank dem immer noch unerschöpften Wildreichtum fast unbegrenzte Jagdfreiheit gab; so sollen – wann, wird nicht gesagt – Bauern eines Dorfes im Gouvernement Nowgorod ein grösseres Rudel Elche, darunter 27 beschlagene Elchkühe, auf diese Weise erlegt haben, Bauern eines Dorfes im Gouvernement Kostroma an einem Tag gegen dreihundert Elche[26]. Auch die Elche schlagen sich eben zu Rudeln zusammen[27].

Die Jäger, sagt Vergil, schaffen ihre Beute heim mit lautem Freudengeschrei (*magno laeti clamore reportant* 375). Das ist nicht spontaner zufälliger Ausdruck ihrer Freude, sondern festes verpflichtendes Zeremoniell. Soll das Jagdglück wiederkehren, so haben die Daheimgebliebenen, namentlich die Weiber, die getöteten Tiere in herkömmlichen Formen der Ehrerbietung zu empfangen, zu begrüssen, auch etwa Opfer zu bringen; und damit sie ihre Vorbereitungen rechtzeitig treffen können, kündigen sich die erfolgreichen Jäger schon von weitem an. Grundsätzlich hält man das mit jedem Tier so; die Jakuten beispielsweise bleiben auch mit einem harmlosen Füchslein zuerst vor der Wohnung stehen, klopfen an die Tür und rufen: «Der Waldgeist hat beschert!» worauf die drinnen dem Waldgeist sofort Opfer bringen, dann das Tier draussen begrüssen und es zum feierlichen Einzug mit einer Mütze schmücken[28]. Natürlich werden bessere Tiere noch schöner behandelt; am reichsten entwickelt ist das Zeremoniell bei grossen numinosen Tieren, namentlich beim Bär. Die Ankündigung kann auf verschiedenste Weise erfolgen. Die Jäger schicken etwa heimlich stumme Zeichen voraus wie Stöcke, Ruten; sie schlagen an Bäume oder auf die Erde, dass es weithin tönt; sie «schreien, jodeln oder

---

[25] F. Hančar, Das Pferd in prähistorischer und früher historischer Zeit = Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik 11 (1956) 328ff. mit Tf. 14 glaubt eine Schneeschuh-Treibjagd auf Rentiere zu erkennen in einer Felszeichnung an der Onegabucht des Weissen Meers, die auf die Zeit 2500/1700 v.Chr. datiert wird. Dass Skifahrer und Rentiere dargestellt sind, ist gewiss; nach dem Charakter dieser Felsbilder bleibt es aber mindestens zweifelhaft, ob alle diese Einzelbilder als Teile eines einheitlich geplanten Grossgemäldes verstanden werden dürfen; ihr Entdecker und Herausgeber W. J. Raudonikas deutet jedenfalls nicht so (Les gravures rupestres du Lac Onéga et de la Mer Blanche 2, Moscou-Léningrade 1938, Tf. 3ff. und S. 110ff.).

[26] C. Alberti, in: Die hohe Jagd (Potsdam 1922) 228.

[27] Brehms Tierleben, Jubiläums-Ausg. 1 (1928) 421.

[28] U. Harva, Die religiösen Vorstellungen der altaischen Völker: FFC 125 (1938) 427.

singen»: und dies ist in Sibirien wie anderwärts das häufigste[29]. Oft sind die Gesänge wenigstens dem Inhalt nach im Sinn des Jägerglaubens festgelegt; wir verzichten darauf, Beispiele zu häufen und begnügen uns mit dem Hinweis[30].

Auch das wohlgemute Faulenzerleben, das Vergil seine nordischen Barbaren in Höhlen tief unterm Boden führen lässt (376–380), gehört untrennbar zum Jägerdasein. In den Boden versenkte und meist mit Erde bedeckte Wohnräume, 'Erdhäuser', sind uralt und weitverbreitet; bei Eskimostämmen und bei Jägervölkern Nordostasiens und Nordamerikas sind sie oft gerade als Winterwohnungen bezeugt, nach Birket-Smith ein Element der alten 'Eisjagdkultur'[31]. Im Altertum sind sie überliefert[32] für Skythen, Armenier und Germanen, fürs Altnordische durch das *jarðhus*, 'Erdhaus', für das Mittelalter durch ahd. *tung*, das erklärt wird als «hypogaeum, textrinum, gynaeceum», und durch mlt. *screona*, *screuna*, altfranzösisch *escrienne* u.ä. Sie dauerten bis an unsere Zeit hinan, oft als Mädchen- oder Spinnstuben, bis heute als Vorratsräume (wie *σιρός*, *ἄργελλα*, *ἄργιλλα* usw.). Aus der Ähnlichkeit der Vergilstelle mit Tacitus' Germania 16 und 17 (Fellkleider) ist also keineswegs zu schliessen, Vergil habe wie Tacitus einen griechischen Bericht über Germanen benutzt[33]. Die feste Formel der Erdhausbeschreibung war überall da mit Recht verwendbar, wo sich die Erscheinung in ähnlichen Formen wiederholte, also bei Armeniern, Skythen und Germanen, bei Itälmen, Giljaken, Korjäken, Tschuktschen, Eskimos, in Alaska, Kanada, Nordamerika und wer weiss wo noch sonst. Man muss sich überdies klar sein, dass das Wort, als begrifflich starre Abstraktion, die immer wechselnde, immer individuelle Realität niemals genau decken kann – und dass es mit Wortgruppen, geprägten Formeln, *τόποι*, im Grund genau so steht, ebenso schlecht und ebenso gut[34]. Vergils Schilderung ist also ohne

[29] U. Holmberg (= U. Harva), Über die Jagdriten der nördlichen Völker Asiens und Europas: Journ. Soc. finno-ougrienne 41, 1 (1925) 25.

[30] Vgl. Harva a.O. 431. Holmberg a.O. 26. Prächtige Beispiele bei K. F. Karjalainen, Die Religion der Jugra-Völker (gemeint sind Ostjaken und Wogulen) 3 (= FFC 63, 1927) 198ff. 201. U. Holmberg, The Mythology of All Races 4: Finno-Ugric, Siberian (Boston 1927) 87. 89.

[31] K. Birket-Smith, Die Eskimos (deutsch von H.-G. Bandi, Zürich 1948) 160f. 163. A. Byhan in Buschans Illustr. Völkerkunde $2^{2.3}$ (1928) 298 und Karte zu S. 320/321; W. Krickeberg ebda 1^2 (1922) 84f. 75. 116 (Abb.). Vgl. auch U. T. Sirelius, Finnisch-ugrische Forschungen 6 (1906) 97ff.

[32] Das folgende meist nach Ed. Schwyzer zu Tacit. Germ. 16; zu *screona* (Lex Sal., Burg., Fris. usw.) Du Cange s.v.; zu *escrienne* Fr. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue franç. 3, 440. Vgl. Hermes 70 (1935) 136 Anm. 3.

[33] Richter 306.

[34] Nordens in seinem tröstlichen Zuspruch an die, die unter dem Eindruck seines Buches «Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania» (1920) am Quellenwert der

Bedenken für sein 'skythisches', d.h. einstweilen nicht näher zu bestimmendes nordisches Jägervolk in Anspruch zu nehmen. Die rechten Jägervölker alle, sagt Fridtjof Nansen[35], «befassen sich zu Hause nur mit dem Putzen und Herrichten der Jagd- und Fanggeräte, höchstens mit Knochenschnitzereien, erzählen sich sonst Geschichten, faulenzen, essen und schlafen». Man nehme nur noch das Trinken eines barbarischen Gebräus hinzu, und man hat beinahe eine Paraphrase der Vergilischen Verse.

Man sieht: das ist ein erstaunlich wahrheitsgetreues Bild, treffend und bedeutsam in jedem Zug. Unserm Dichter wird es zugekommen sein durch einen hellenistischen Gelehrten; man mag an Eratosthenes, an Poseidonios, an andere denken, aber Sicherheit ist nicht zu erreichen. Sicher dürfte dagegen, wie schon gesagt, sein, dass letztlich ein Bericht aus der Blütezeit der ionischen Ethnographie zugrunde liegt. Er ist von unbefangenster Sachlichkeit; nichts ist zu spüren von kritisch-polemischer Utopie, von philosophischer Sehweise, von romanhaft ausschmückendem Genre, nichts von ethnographischen Clichés. Sollte man in der Beschreibung der Erdhäuser schon eine Formel sehen wollen, so könnte diese just hier früheste Prägung sein; andernfalls würde sie sogleich wettgemacht durch die unkonventionelle Frische, mit der das Treiben im Innern geschildert wird. Im 6. und 5. Jahrhundert sind die Beziehungen der Griechen zu den Skythen vornehmlich dank den milesischen Pflanzstädten und Pontischen Emporien am lebhaftesten und innigsten gewesen; in dieser Zeit wurde in Literatur und Kunst das Skythenbild geschaffen, das dann so lange, auch bei gänzlich veränderten Verhältnissen, herrschend blieb; in dieser Zeit kamen Nachrichten über den Norden und den Nordosten nach Griechenland wie dann Jahrhunderte lang nicht mehr. Der Alexanderzug lenkte den Blick nach dem Osten und belebte durch die neu erschlossenen Wunder auch Völkerkunde und Geographie; eine vermehrte Kenntnis des Nordens brachte er nicht. Pytheas sieht als Seefahrer wesentlich die Küsten, nicht das Landesinnere.

2. *Rentier und Elch in antiken Zeugnissen*

Wie dieses Schneeschuh-Jägervolk geheissen und wo es gesiedelt habe, möchten wir gerne wissen. Die Frage ist schwierig, ja wohl un-

Germania verzweifeln wollten, weist mit Recht auch auf die «individuellen Farbentöne» hin, die im Einzelfall das «Grundgemälde» differenzieren; vom Grundsätzlichen spricht er nicht (Vorwort zum zweiten Abdruck, 1922).

[35] Fr. Nansen, Eskimoleben (1891) 90f., nach R. Thurnwald in Eberts Reallexicon der Vorgeschichte 14, 379; etwas anders in der Ausgabe von Nansens Buch 1903, 104; vgl. 66.

lösbar; einige Überlegungen mögen dennoch förderlich sein. Die ethnographischen Parallelen haben immer wieder auf Ren und Elch geführt. Sollte der griechische Gewährsmann Vergils diese nordischen Hirsche gemeint haben? Können sie ihm, also einem Ionier etwa des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, überhaupt bekannt gewesen sein? Die Antwort hängt ab von der Bewertung zweier Zeugnisse, eines literarischen und eines archäologischen; diese seien kurz betrachtet.

Aus Theophrasts Schrift über die Tiere, die ihre Farbe wechseln können (*περὶ τῶν μεταβαλλόντων τὰς χρόας*), überliefert Photios eine Stelle in stark verkürzendem Auszug, die vom Polypen, vom Chamäleon und von einem Tier namens Tarandus (*τάρανδος*) handelt[36]. Über das, was Theophrast vom Polypen und vom Chamäleon sagte, geht der Exzerptor rasch hinweg, wohl weil es ihm allzu bekannt schien. Länger verweilt er beim Tarandus; denn dass auch dieses grosse hirschähnliche Tier seine Farbe wechseln und der jeweiligen Umgebung anpassen könne, das hat freilich Seltenheits- und Seltsamkeitswert. Der Tarandus, sagt Theophrast, komme nur selten vor, und zwar bei Skythen oder Sarmaten; er habe die Grösse eines Rindes und das Gesicht eines Hirsches, das jedoch breiter sei, fast wie zusammengesetzt aus zwei Hirschgesichtern; das wie beim Hirsch verzweigte Gehörn sei vollständig mit einer behaarten Haut bespannt, und aus dem starken, fingerdicken Fell mache man sich sogar Panzerjacken (*θώρακας*). Man hat die Beschreibung dieses nordischen hirschähnlichen Tiers teils für den Elch, teils für das Ren in Anspruch genommen, bis sich Linné für das Ren entschied; dieses heisst seit 1758 offiziell Cervus (Rangifer) Tarandus L.[37]. Dass die Beschreibung des

[36] Theophr. fr. 172 Wimmer = Phot. Bibl. 278: ihre Farbe können wechseln und sie ihrer Umgebung anpassen *πολύπους ... καὶ χαμαιλέων καὶ τὸ θηρίον ὁ τάρανδος ὃ ἐν Σκύθαις φασὶν ἢ Σαρμάταις γίνεσθαι ... ὁ δὲ τάρανδος τὸ μὲν μέγεθός ἐστι κατὰ βοῦν, τὸ πρόσωπον δὲ ὅμοιος ἐλάφῳ πλὴν πλατύτερος ὡσανεὶ ἐκ δύο συγκείμενος ἐλαφείων προσώπων. δίχηλον δ' ἐστὶ καὶ κερασφόρον· ἔχει δὲ τὸ κέρας ἀποφυάδας ὥσπερ τὸ ἐλάφου, καὶ τριχωτόν ἐστι δι' ὅλου· περὶ γὰρ τὸ ὀστοῦν δέρματός ἐστιν ἐπίτασις ὅθεν ἡ ἔκφυσις. τὸ δὲ δέρμα τῷ πάχει δακτυλιαῖόν ἐστιν ἰσχυρὸν δὲ σφόδρα, διὸ καὶ τοὺς θώρακας ἐξαυάζοντες αὐτὸ ποιοῦνται. σπάνιον δὲ τὸ ζῶον καὶ ὀλιγάκις φαινόμενον.* Darnach Ps-Aristot. mirab. ausc. 30 p. 832b. J. Beckmann, Aristot. liber de mirab. ausc. explicatus (1786) 65ff. gibt eine erschöpfende Stellensammlung. Vgl. O. Regenbogen, RE Suppl. 7 (1940) 1428f. s.v. Theophrastos. – Die vage Lokalisierung «bei den Skythen oder Sarmaten», das zunächst verwirrende Nebeneinander von *δέρμα* in der Bedeutung von 'Bast' und 'Fell' und anderes derart geht auf Kosten des Exzerptors.

[37] Vgl. vor allem die vorzügliche, in Einzelheiten heute zu korrigierende Untersuchung von Georg F. L. Sarauw, Das Rentier in Europa zu den Zeiten Alexanders und Caesars: Mindeskrift for Japetus Steenstrup (Kopenhagen 1914) Nr. 19, bes. 5ff. C. Linnaeus, Systema naturae[10] 1 (1758) 67. Cervus Rheno heisst es noch bei C. F. Hoffberg, Diss.

Geweihs nur auf das Rentier passt, auf dieses aber vorzüglich, ist nicht zu bezweifeln; es ist das Sommergeweih mit dem dicken behaarten Bast. Beim Elch hätte ein so guter Beobachter die auffallenden breiten Schaufeln sicher erwähnt[38]. Demgegenüber fällt kaum ins Gewicht, dass, wie man gesagt hat, für Panzerjacken das dickere Fell des Elchs sich besser eigne und dass das doppeltbreite Hirschgesicht dem Elch zukomme, nicht dem Ren. Beiden fehlt die schlanke Schönheit des Hirschhauptes, aber doppeltbreit sind darum beide noch lange nicht, und gute Jacken liefert auch das Ren; Paulus Diaconus hat um 790, wohl am fränkischen Hof, eine knielange Tunica aus Rentierfell bewundern können[39]. Die in jedem Fall übertriebene Behauptung, das Tier sei selten und zeige sich nicht oft, entscheidet weder für das eine noch für das andere. Die chamäleontische Farben-Mimikry endlich hat man dem Tarandus wohl darum angedichtet, weil man an ihm einen auffälligen jahreszeitlichen Wechsel der Färbung wahrnahm; das wird zum Wunder übersteigert sein. Nun ist bei keiner Hirschart der Farbwechsel so ausgeprägt wie beim Ren: im Sommer ist es dunkel graubraun, im Winter weissgrau; es trägt dann die Farbe von schmelzendem, etwas schmutzigem Schnee[40]. Die Gleichung Tarandus–Ren wird also richtig sein.

Theophrast selber hat nie einen Tarandus vor Augen gehabt; seine Beschreibung ist ihm überliefert, und er bezeichnet denn auch die

---

Upsala 1754 = Caroli Linnaei Amoenitates academicae 4 (1760) 144ff.; vgl. dazu A. Jacobi, Das Rentier (Erg. Bd. 96 zum Zoolog. Anzeiger, 1931) 9f. Welcher neuere Gelehrte die Gleichung Tarandus–Ren aufgestellt hat, ist nicht ganz klar; zuerst findet sie sich, soweit ich jetzt sehe, in Th. Eliots lateinisch-englischem Wörterbuch (The Dictionary of Syr Thomas Eliot, Knyght, London 1538): «*Tarandrus*, a beaste in body lyke to a great oxe hauynge a heade lyke to a harte, and hornes full of branches, the heare roughe, of the coloure of a beare, I suppose it to be a rayne deere." Die Stelle teilte mir liebenswürdigerweise L. W. Forster mit nach der späteren erweiterten Ausgabe (Expl. der Bibliothek des University College London): Bibliotheca Eliotae* Eliotis Librarie, Londini 1542, fol K k VIII v. (unpaginiert). Dem Georg Agricola scheint diese Gleichung schon selbstverständlich zu sein: De animantibus subterraneis (Basel 1549) p. 93 (unpaginiert): «Tarandus reen» (also nicht Tarandrus, wie Eliot nach Plinius!); auf Georg Agricola beruft sich Conrad Gesner, Historiae animalium 1 (Zürich 1551) 156; id., Icones animalium (ebda. 1553) 26 und bes. Appendix 62; id., Thierbuch (1563) 130 (dazu Jacobi a.O. 9f.), auf Gesner schliesslich Linné. Liddel-Scott-Jones erklären *τάραvδος* als "reindeer, or more probable (warum?) elk".

[38] Sarauw a.O. 9.

[39] Paul. Diac. Hist. Langob. 1, 5 *apud hos* (sc. *Scritofinnos;* s. dazu unten S. 111) *est animal cervo non satis absimile, de cuius ego corio, ut fuerat pilis hispidum, vestem in modum tunicae genu tenus aptatam conspexi, sicut iam fati, ut relatum est, Scritofinni utuntur.* Vgl. Hesych. *τάραvδος· ζῷον ἐλάφῳ παραπλήσιον, οὗ τὰς δορὰς εἰς χιτῶνας χρῶνται Σκύθαι.*

[40] Sarauw a.O. 9f. vom Spitzbergen-Ren. E. H. Minns, Scythians and Greeks (1913) 5. Brehms Tierleben, Jubiläums-Ausg. 1 (1928) 427. Jacobi (s. oben Anm. 37) 53. W. Herre, Das Ren als Haustier (1955) 42ff. 48. G. H. Loskiel, Geschichte der Mission der evan-

Geschichte vom Farbwechsel mit Schärfe als durchaus unglaubhaft (*παράδοξος ἀληθῶς καὶ ἀπίθανος*). Mit Unrecht also nimmt man an, der Tarandus sei zuerst dem Theophrast, das heisst in hellenistischer Zeit, bekannt geworden[41]; es gilt, Theophrasts Quelle zu bestimmen. Dabei fällt auf, dass es den antiken Autoren vor allem auf die Wunderlichkeit des Farbwechsels ankommt. Der Farbwechsel hat dem Tarandus seinen langlebigen Nachruhm verschafft, der über Plinius–Solin bis zu Dantes Lehrer Brunetto Latini und weiter reicht[42]; der Farbwechsel ist Schuld, dass die alte Nachricht überhaupt bewahrt worden ist. Denn sie kam den Philosophen für ihre erkenntnistheoretischen Erwägungen zu pass: am farbewechselnden Tarandus liess sich, wie am Chamäleon, am Polypen und am schillernden Taubengefieder, einleuchtend zeigen, wie unablässig sich die Erscheinung wandelt, wie trügerisch ihr Wesen ist; diese Beschaffenheit der Dinge galt den Skeptikern als eine jener mannigfaltigen Ursachen, die dem Menschen die Erfassung des Seienden verwehren. Mit diesen Beispielen argumentierte Ainesidemos, der Erneuerer der Skepsis, in Ciceros Zeit[43]; mit diesen Beispielen hat man aber wohl schon in sophistischer Zeit argumentiert. Es ist ganz sophistische Art, sich der von der alten Naturwissenschaft und Ethnographie gesammelten Tatsachen zu bedienen, um etwa die Relativität von Recht, Sitte und Moral zu erweisen oder die Unmöglichkeit des Erkennens; und so wird denn auch der Tarandus durch die Sophisten in die philosophische Diskussion gekommen sein. Die Sophisten aber haben den Tarandus kaum anderswo als bei ionischen For-

---

gelischen Brüder unter den Indianern in Nord-Amerika (1789) 100: «Die nordamerikanischen Hirsche (Cervus Elaphus) sind vom May bis in den September roth; dann fallen die rothen Haare ab, dagegen bekommen sie graue und sehr dichte zum Winterpelz.» Die zahlreichen Differenzierungen in der Färbung, worüber besonders Herre zu vergleichen ist, werden in unserer knappen Formulierung nicht berücksichtigt.

[41] So Sarauw, und so auch Ethnographen und Prähistoriker unentwegt.

[42] Plin. Nat. hist. 8, 123 *tarandrus*. Der Name wird in der Folge mannigfach entstellt: Solin. 30, 25 *Aethiopia* (!) ... *mittit et parandrum*. Brunetto Latini, Li livres dou Tresor ed. P. Chabaille (1863) 250 *parande;* id., Il Tesoro, volgarizzato da Bono Giamboni, ed. Chabaille (1877) 261 *parendres*.

[43] Die Abhandlung über die Unzuverlässigkeit der Sinneswahrnehmungen bei Philo de ebrietate 41 ff. (vol. 2 p. 202 ff. Cohn-Wendland: *τάρανδρος*) geht auf Ainesidemos zurück, wie H. v. Arnim, Quellenstudien zu Philo von Alexandria (1888) 56 ff. bewiesen hat (die entscheidenden Belehrungen verdanke ich hier P. Von der Mühll). In ethischem Zusammenhang erscheint der Polyp als Anpasser im guten und im schlechten Sinn schon in archaischer Zeit (Pindar. fr. 43 Schr. nach älterer Dichtung; s. Bergk zu Theogn. 215 f. und F. Wehrli zu Klearch. fr. 75: Die Schule des Aristoteles 3, 1948, 72); auch das Chamäleon mag nach Ausweis sprichwörtlicher Wendungen in diesem Zusammenhang älter sein als Aristoteles, bei dem es für uns zuerst vorkommt (Nikom. Ethik 1, 11 p. 1100 b 6); vgl. Wellmann, RE 3, 2105. Das Argument vom schillernden Taubengefieder ist schon für die Schule des Karneades bezeugt, v. Arnim 60.

schern finden können. Die treffende Präzision der Schilderung einerseits, ihre Neigung zum Ungewöhnlichen und Wunderbaren (*παράδοξον* und *θαυμάσιον*) anderseits sind dieser Annahme ebenso günstig wie die geschichtliche Situation; in der Zeit des Theophrast wäre eine solche Nachricht aus dem Norden kaum mehr zu den Griechen gelangt[44].

Wahrscheinlich also war das Ren der griechischen Ethnographie des 6./5. Jahrhunderts bekannt; wahrscheinlich also meinte Vergils Gewährsmann wirklich das Ren. Die Kunde von ihm mag, wie Sarauw ansprechend vermutet, etwa aus den grossen Wäldern der Gouvernemente Wjatka, Perm und dem nördlich angrenzenden Teil von Kasan gekommen sein, wo sich das Wildren oft findet; aus den Wäldern des Ural wanderte es noch zu P. S. Pallas' Zeit in Rudeln bis in das Waldgebiet zwischen Kama und Ufa (56° n.Br.), ja sogar bis zur südlichen Waldgrenze nahe dem 52. nördlichen Breitengrad[45]. In diesen Gegenden vermutet man die blonden Budiner des Herodot; ja vielleicht hat schon unser ionischer Ethnograph das Budinerland als Heimat des

Abb. 1. Rentiergeweih.

[44] Vgl. A. Alföldi, Gnomon 9 (1933) 561ff. Vielleicht geht die Schilderung des Rentiers in dem berüchtigten Exkurs über den Hercynischen Wald bei Caesar, De bello Gall. 6, 26, 1f. (dazu H. Fuchs, Gnomon 8, 1932, 252ff.) letztlich auf die gleiche altionische Quelle zurück wie Theophrast: *est bos cervi figura, cuius a media fronte inter aures unum cornu existit excelsius magisque derectum his quae nobis nota sunt cornibus; ab eius summo sicut palmae ramique late diffunduntur. eadem est feminae marisque natura, eadem forma magnitudoque cornuum.* Abgesehen von der Verwirrung, welche bei Caesar gleich zu Anfang das fabelhafte Einhorn angerichtet hat, trifft die Beschreibung ausgezeichnet; das Gehörn, das richtig auch den weiblichen Tieren zugeteilt wird, charakterisiert Linné mit den ganz ähnlichen Worten «cervus cornibus ramosis ... summitatibus palmatis» (Sarauw a.O. 23), gewiss nicht in Nachahmung Caesars; *palmae* sind die schaufel- resp. handförmigen Enden mit ihren Sprossen, s. Abb. 1. nach Jacobi (oben Anm. 37) Tf. 3 Abb. 20: Geweih von Rangifer arcticus osborni, Felsengebirge. Mit Caesars Worten *est bos cervi figura* vgl. Theophrast *τὸ μὲν μέγεθός ἐστι κατὰ βοῦν, τὸ πρόσωπον δὲ ὅμοιος ἐλάφῳ.* Caesar beschreibt nur die Form des Geweihs, Theophrast nur dessen Bast; beide kürzen offensichtlich ihre Vorlage; legt man beide zusammen, so ergibt sich ein tadelloses Gesamtbild. Trifft das alles zu, so erledigen sich die verzweifelten Versuche, das Ren in germanischem Gebiet noch für Caesars Zeit nachzuweisen.

[45] Das wäre etwa die Höhe von Münster i.W. und Cambridge. Sarauw a. O. 17. Sirelius, Journ. Soc. Finno-Ougrienne 33, 2 (1916/20) 2f. Jacobi (s. oben Anm. 37) 148f. Vgl. unten den dritten Exkurs.

Tarandus-Ren bezeichnet[46]. Auch an Herodots Jyrkai (Jugrer?) liesse sich denken; aber über Vermutungen kommt man nicht hinaus. Das gleiche gilt leider auch von dem Wort Tarandus; die Bemühungen, seine Heimat und Herkunft zu ermitteln, haben zu keinem sichern Ergebnis geführt[47]. Soviel immerhin ist nun gewiss: wenn in Herodots Beschreibung der Völker nördlich und nordöstlich von den Skythen auch der Tarandus und unsere Schneeschuhjäger auftauchten, so wäre das nicht der geringste Anlass zur Verwunderung; auch hier gibt Herodot längst nicht alles zum besten was er weiss. Es ist einer jener Fälle, welcher «bei dem Reichtum und dem Geist herodoteischer Beobachtung den Leser immer unzufrieden macht in Beziehung auf dasjenige, was der Mann von Halikarnass nicht gesehen und nicht besprochen hat»[48], oder was er uns vorzuenthalten für gut fand.

Wir haben endlich noch unsern archäologischen Zeugen zu verhören. Es handelt sich um den nur in einer Nachbildung erhaltenen Re-

[46] Vgl. namentlich Sarauw a.O. 10ff. Aristot. mirab. ausc. 30 p. 832 b 7 *ἐν δὲ Σκύθαις τοῖς καλουμένοις Γελωνοῖς φασὶ θηρίον τι γίνεσθαι* usw.; danach Steph. Byz. s.v. *Γελωνός*. Philo de ebrietate 40, vol. 2 p. 203, 2 C.-W. *ἐν Σκύθαις τοῖς καλουμένοις Γελωνοῖς* (*Γελώοις* hat nach Wendland die beste Überlieferung). Vgl. Herod. 4, 109 *ὑπὸ μέντοι Ἑλλήνων καλέονται καὶ οἱ Βουδῖνοι Γελωνοί, οὐκ ὀρθῶς καλεόμενοι*. Sarauw 12ff. meint, das Budinerland müsse im Verbreitungsgebiet der Zirbelkiefer (Pinus Cembra) liegen, da die Budiner nach Herodot *φθειροτραγέουσι*, d.h. nach Sarauw (ähnlich schon Stein zu Herod. 4, 109) nicht 'Läuse', sondern deren nussartige Früchte ässen (Zirbel-, Zeder-Nüsse; *φθείρ* 'Laus' ist auch als Bezeichnung dieser Nüsse bezeugt durch Theophrast. hist. plant. 2, 2, 6. caus. plant. 1, 9, 2; Phot. und Hesych. *φθείρ*; Schol. Lycophr. 1383). Aber Herodot will mit den Worten 4, 109 *φθειροτραγέουσι μοῦνοι τῶν ταύτῃ* doch wohl sagen, die Budiner seien Läusefresser; auch Strabo 11 p. 499 versteht die kaukasischen Phthirophagen als 'Läusefresser'. Wer Sarauw folgt, hätte also ein Missverständnis Herodots anzunehmen. Auch aus andern Gründen scheint Sarauws gelehrte Beweisführung nicht überzeugend.

[47] Ältere etymologische Versuche gibt es viele (z.B. Tomaschek, RE 3, 1899, 991), doch lohnt ihre Erwähnung nicht. Boisacq bescheidet sich mit der vorsichtigen Vermutung, das Wort sei aus einer nordöstlichen Sprache entlehnt. E. Benveniste stellt fest (gütige briefliche Mitteilung), dass das Wort, obwohl angeblich skythisch, sicher nicht iranisch sei und dass sich im Finnisch-Ugrischen nur ein ziemlich ferner Anklang finde: mordwin. *śardo*, tscheremiss. *šardõ* 'Ren', 'Elch'. Auch uralische und altaische Anklänge fehlen (nach gütiger Mitteilung von Denis Sinor). Die Chancen, ein vor rund 2500 Jahren ins Griechische eingeführtes Wort in einer noch lebenden Sprache zu finden, sind ja auch gering (so Benveniste). Unter diesen Umständen erscheinen die Überlegungen, die Meinrad Scheller mir mitzuteilen die Freundlichkeit hatte, bedeutsam. Er macht aufmerksam auf keltisch **karant(o)-*, etwa 'Hirsch' (gleichen Stammes wie lat. *cervus* 'Hirsch', griech. *κεραός* 'gehörnt', german. **hrinþiz* 'Rind', eigentl. 'Hornvieh'). In einer Satemsprache, also etwa im 'Thrakischen', Protoslavischen, Protobaltischen müsste dieses **karant(o)* – mit palatalisiertem Anlaut erscheinen, also **čarant(o)* – heissen, und *č-* könnte dann im Griechischen durch *τ-* wiedergegeben sein wie altpers. *čissa-* durch *Τισσα-φέρνης*. Mindestens die Möglichkeit indogermanischer Herkunft des Wortes wird man darnach zugeben müssen.

[48] J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte 1 = Gesamtausg. 8 (ed. F. Staehelin 1930) 301.

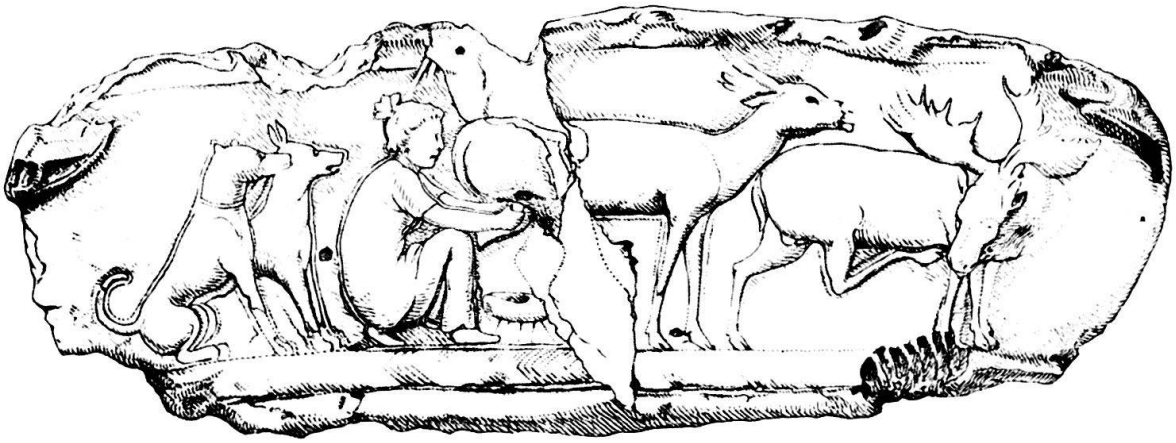
liefschmuck eines ursprünglich wohl silbernen Bechers; von der stark gewölbten Aussenseite des Becherrandes ist noch im Altertum ein Gipsabguss angefertigt worden, und von diesem besitzen wir etwa die Hälfte (Tafel 9)[49]; man erkennt beidseits noch die Reste der Henkelansätze. Rechts im Bild steht ein Elchbulle mit den unverkennbaren mächtigen Geweihschaufeln und der so charakteristisch überhängenden Oberlippe; er rüffelt sich eben mit dem einen Hinterlauf, ein meisterhaft naturnahes, lebendiges Bild. Auf der andern Seite hocken zwei Hunde, die mit gespannter Aufmerksamkeit den Vorgang in der Mitte zu verfolgen scheinen: da kauert am Boden in langem, kurzärmligem Rock und mit eigentümlichem Haarschopf eine Frau, damit beschäftigt, ein weibliches Tier zu melken – natürlich die zum Bullen gehörende Elchkuh, möchte man meinen. Indessen, eine solche Meinung wäre mindestens naiv; sind doch zahme Elche, die sich melken lassen, etwas völlig Unerhörtes. Wärens Rentiere, so würde man sich nicht so wundern, obwohl unser Relief als bei weitem ältestes Zeugnis für Rentierzähmung immer noch ein einzigartig wichtiges Beweisstück in einer umstrittenen Frage abgäbe. Man hat in der Tat versucht, die Tiere als Ren zu deuten, ist aber damit nicht glücklich gewesen. So meinte man, der Elchbulle, der eine Widerristhöhe von annähernd zwei Metern erreiche, sei hier viel zu klein gebildet; also habe der Künstler gewiss einen Ren-Stier gemeint, der ja erheblich kleiner sei[50]. Aber, von allem andern abgesehen, die Verschiebung der Grössenverhältnisse hat hier doch rein künstlerische Gründe, ist nur Folge der Isokephalie. Schwerer wöge der Einwand, das gemolkene Tier sei unmissverständlich als Ren gekennzeichnet durch sein Geweih; ein Geweih trägt ja von sämtlichen weiblichen Cerviden einzig das Ren. Nun deutet die Zeichnung, die Rubensohn seiner musterhaften Erstpublikation beigegeben hat (unsere Tafel 9, oben) und auf der bisher allein unsere Kenntnis des Reliefs beruhte, in der Tat ein Geweih an, freilich ein «ganz kümmerlich und unklar gebildetes»[51]. Die Nach-

---

[49] Jetzt im Roemer-Pelizaeus-Museum in Hildesheim. Otto Rubensohn, Hellenistisches Silbergerät in antiken Gipsabgüssen (1911) 36ff. mit Tf. 14, 1 Abb. 24; darnach unsere Tf. 9, oben.

[50] So, mit besonders scharfer Formulierung, A. R. Em, Über das Alter der lappischen Rentierzucht: Mitteilungen Anthropol. Ges. Wien 63 (1933) 79. Ähnlich schon M. Ebert, Südrussland im Altertum (1921) 172. Hilzheimer in Eberts Reallex. der Vorgeschichte 11 (1927/28) 124 mit Tf. 21b. Viel vorsichtiger urteilt K. Jettmar, Anthropos 47 (1952) 747.

[51] So J. Wiesner, Archäol. Anzeiger 1942, 422; ders., Hirschzähmung im Altertum: Kosmos, Handweiser für Naturfreunde 48 (1952) 159. Wiesner nimmt an, der Künstler habe von zahmen Rentieren nur gehört und das weibliche Tier annähernd richtig, jedenfalls mit dem charakteristischen Geweih, wiedergegeben, statt des ihm unbekannten Ren-Stiers dagegen den ihm vertrauten Elch dargestellt.



Melk-Szene mit Elch.
Antiker Gipsabguss von einem Metallbecher. Roemer-Pelizaeus-Museum, Hildesheim.
Oben: Zeichnung, nach Rubensohn. – Unten: Photographie, Teilstück.
Vgl. S. 104f. 196.

prüfung am Original[52] ergab jedoch, dass von einem Geweih überhaupt keine Rede sein kann (vgl. auch unsere Photographie Tafel 9, unten). Der Zeichner hat anscheinend das eine der zurückgelegten Ohren als Geweihstange gedeutet; diese wäre jedoch, so gerade und so nach hinten laufend, völlig unrealistisch, und für ein auch nur annähernd richtig dargestelltes Rengeweih böte das Bildfeld gar keinen Raum. Als Zeuge für Rentierzähmung hat also unser Relief auszuscheiden; die dargestellte Hindin ist ungehörnt. Sollte es dann nicht doch eine Elchkuh sein?

Der Elch ist, wie alle Hirsche, leicht zu zähmen; leider, meint Middendorff[53], sind die Bemühungen, aus ihm ein nützliches Haustier zu machen, fruchtlos geblieben, und doch wäre es sehr wohl durchführbar und eine grosse Wohltat gewesen. Als Reit- und Zugtier ist der Elch, nicht anders als Ren und Maralhirsch, vielfach bezeugt[54]. Die Elchreiter der Jakuten, um nur ein Beispiel zu nennen, leisteten den zu Beginn des 17. Jahrhunderts in ihr Gebiet eindringenden Kosaken erfolgreichen Widerstand; für die Elche waren Sümpfe und Moräste eine Lust, waren ohne weiteres passierbar und boten sicheres Versteck; den Rossen der verfolgenden Kosaken waren sie unzugänglich oder wurden ihnen zum Verderben. Die schliesslich doch siegreichen Russen verboten deshalb die Elchreiterei und brannten die Sumpfverstecke aus[55]. Als Milchtier dagegen ist der Elch bisher nirgends nachgewiesen. Aber neue russische Forschungen[56] haben ergeben, dass die Domestikation des Elchs in Sibirien seit Beginn des Neolithikums im Gange war und in der frühen Eisenzeit eine ansehn-

[52] Wir verdanken sie dem Leiter des Roemer-Pelizaeus-Museums in Hildesheim, Herrn Dr. Kayser, ebenso die Photographie, die vor allem die Kopfpartie des fraglichen Tiers mit der erreichbaren Schärfe wiedergibt.

[53] A. Th. Middendorff, Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens 4, 2, 1 (1867) 875 f. vgl. 4, 2, 2 (1874) 1293 ff. Mit der Hegung des Rocky Mountain-Elchs (Cervus canadensis) hat man gute Erfahrungen gemacht. B. Laufer, The Reindeer and its domestication: Memoirs Amer. Anthropol. Assoc. 4, 2 (1917) 130 ff. Vgl. Brehms Tierleben, Jubiläums-Ausg. 1 (1928) 425. Andere Urteile lauten skeptischer. Im modernen Russland erreichten jahrzehntelange beharrliche Domestikationsversuche nur sehr beschränkte Ergebnisse. V. N. Skalon und P. P. Chorošich, Hauselche auf Felszeichnungen in Sibirien (russisch): Zoolog. žurnal 37 (Moskau 1958) 441 ff. Ich verdanke die Kenntnis dieses Aufsatzes Gösta Berg, die Übersetzung Jürg Gasche.

[54] Wiesner, Kosmos 48 (s. oben S. 104 Anm. 51) 159; ders., Neue Jahrbb. für Antike und Jugendbildung 1942, 264; ders., Germanien 1942, 213 mit Anm. 15.

[55] Wiesner, Kosmos a.O. 160. E. W. Pfizenmayer berichtet über seine Nachforschungen im Archiv von Jakutsk leider nur summarisch, Mammutleichen und Urweltmenschen (1926) Kap. 15, mir nur zugänglich in der Übersetzung von G. Montandon: Les mammouts de Sibérie (1939) 301. Skeptisch verhält sich zu diesen Nachrichten Gösta Berg; eine Veröffentlichung seiner Untersuchungen wäre dringend erwünscht.

[56] Skalon und Chorošich a.O. Jettmar, Zu den Anfängen der Rentierzucht: Anthropos 47 (1952) 752.

liche Höhe erreichte, um in der Folge freilich wieder zu verschwinden. Sibirische Felsbilder zeigen Elchreiter, die mit Lassostäben andere Elche einfangen, zeigen Elche mit Kopfzaum oder mit Geschirr, Elche im Gehege, deutlich auch Elchkühe. In diesem Bereich erscheint Nutzung des Elchs auch als Milchtier vielleicht nicht ausgeschlossen, obwohl Zeugnisse bisher fehlen; jedenfalls ist es ratsam, die Akten noch offen zu lassen.

Die Möglichkeit, dass auf unserm Relief überlieferte Bildmotive entstellt, verwischt oder anders gruppiert worden seien, wird man im Auge behalten müssen. Fragen könnte man auch, ob das Bild etwa als bukolisch-mythologische Szene zu deuten wäre. Leicht dazu entschliessen wird man sich nicht. Unsre Sennerin sieht für eine Nymphe aus dem Gefolge der Artemis doch etwas handfest und originell aus. Sie melkt von hinten: eine keineswegs selbstverständliche Haltung, die wohl darauf zurückgeht, dass man während des Melkens in die Scheide des Tiers hineinblies, um es zu veranlassen, seine Milch nicht weiter zu 'verhalten', sondern 'herunterzugeben'. Das ist sehr alte, in den Anfängen der Domestikation gewiss häufige Sitte, die beispielsweise aus Ur, von den rossemelkenden Skythen und von vielen Naturvölkern bekannt ist[57]. Die Hunde sind nicht etwa edle, auf besondere Verwendung hin gezüchtete Rasse, sondern eher gemeine, derbe und vitale Burschen, die für jede Hundearbeit mit Begeisterung zu haben sind; sie sehen dem 'skandinavischen Elchhund' sehr ähnlich, von dem es heisst, er bewache das Gehöft, hüte die Herde, sei bei der Jagd auf Vögel, auf Elche, ja auf Bären, kurz überall voll Eifer dabei[58]. Alle diese Einzelheiten bestätigen den ersten Eindruck, man habe es hier mit einer im ganzen naturwahren Schilderung zu tun, einem Stück bildnerischer Ethnographie.

Mussten wir auch manches ungeklärt lassen, eines ist sicher: das Bild bezeugt Kenntnis des Elchs. Für welche Zeit? Seit Rubensohn pflegt man allgemein zu antworten: für die hellenistische Zeit. Das ist, wie Gisela Richter gezeigt hat, nicht richtig[59]. Der Fund von Mît-Rahînet (Memphis), aus dem unser Stück stammt, gehört vielmehr in römische Zeit; aber seine Gipsabgüsse und Hohlformen, von denen

[57] H. Plischke, Das Kuhblasen. Eine völkerkundliche Miszelle zu Herodot: Zeitschr. für Ethnologie 79 (1954) 1ff., mit vielen vorzüglichen Bildern. Herod. 4, 2 *φυσητῆρας... ὀστεΐνους ... ἐσθέντες ἐς τῶν θηλέων ἵππων τὰ ἄρθρα φυσῶσι τοῖσι στόμασι, ἄλλοι δὲ ἄλλων φυσώντων ἀμέλγουσι.* Eine gute Beobachtung teilt C. Pult mit: Brockmann-Jerosch, Schweizer Volksleben 1 (1929) 46.

[58] C. Alberti, in: Die hohe Jagd[5] (1922) 235 mit Abb. 41. Vgl. G. Berg in: Finds of skis from prehistoric time in Swedish bogs and marshes (Stockholm 1950) Abb. 33 S. 43.

[59] Gisela M. A. Richter, Ancient Plaster Casts of Greek Metalware: Amer. Journ. Archeol. 62 (1958) 369ff. mit Tafeln 88ff. und reichen Nachweisen; danach das Folgende.

mit der Zeit mehr als siebzig zum Vorschein kamen, sind Originalen der verschiedensten Epochen nachgebildet: diese reichen von der archaischen bis in die römische Zeit. Ähnliche grosse Funde hat man in Begram (Afghanistan) und auf der Krim gemacht, Einzelfunde in allen möglichen Gegenden des römischen Reichs. Da geht es dann von raffinierten Kopien und sorgfältigen Abgüssen hinunter in allen Graden bis zu mannigfach entstellten und verwischten Abklatschen. Alle aber sind denkwürdige Zeugen der schrankenlosen Bewunderung griechischer Kunstwerke, Zeugen eines reich entwickelten Kunstgewerbes, das die künstlerischen Bedürfnisse einer wohlhabenden wie einer bescheidenen Käuferschaft zu befriedigen wusste, Zeugen nicht zuletzt der Pax Romana. Alföldi hat wohl als erster darauf hingewiesen[60], wie beliebt die Darstellungen aus dem Leben und dem Mythus der Skythen dauernd geblieben sind; noch in der Kaiserzeit bildete man griechisch-skythische Goldschmiedearbeiten in kostbaren und in geringen Stoffen nach; ihre Motive erscheinen auf Silbergefässen so gut wie auf billiger calenischer oder arretinischer Töpferware. Als besonders merkwürdig sei erwähnt die Darstellung eines Skythen mit Hirsch (oder vielleicht gar mit Ren?) auf einer Sigillata-Schüssel römischer Zeit aus Rheinzabern[61]. In diesen Zusammenhang gehört unser Elchbild; der silberne Becher, den es einst zierte, war nicht geringeren Ranges als jene berühmten Gefässe mit Skythendarstellungen, das Ganze in der Tat eine Art Gegenstück zur ionischen Ethnographie. Den Griechen der Pontusstädte und durch sie den Gelehrten Ioniens war also im fünften Jahrhundert das Ren (Tarandus) wahrscheinlich, der Elch sicher bekannt; ein barbarischer Fürst mag etwa einem befreundeten grossen Herrn am Pontus oder seinem Tymnes (Herod. 4, 76) die merkwürdigen Tiere samt Begleitpersonal als Geschenk zugesandt[62] und so unserm Künstler die lebendige Anschauung vermittelt haben[63] (s. nächste Seite).

---

[60] A. Alföldi, Skythisierende Darstellungen in der römischen Kunstindustrie: Altschlesien, Mitteil. Schles. Altertumsver. 5 = Festschr. H. Seger (1934) 267ff.

[61] Alföldi a.O. 269 Abb. 1.

[62] Seltene exotische Tiere sind im Altertum und im Mittelalter gern von grossen Herren als Geschenke verwendet worden. Könige von Schweden haben vom 15. bis ins 18. Jahrhundert immer wieder Rentiere, oft begleitet von Lappen, an Fürsten in Mitteleuropa verschenkt (Nachweise bei Gösta Berg, Lappland och Europa. Några anteckningar om renar som furstegåvor, in: Scandinavica et Fenno-Ugrica. Studier tillägnade B. Collinder, 1953/55, 221ff.). So schenkte beispielsweise Sture Sten der Jüngere (reg. 1512–1520) dem Herzog Friedrich von Holstein sechs Rentiere mit zwei lappischen Wärtern, Mann und Weib (Olaus Magnus, Hist. de gent. septentr. l. 17, c. 27 mit dem Kommentar von John Granlund, Stockholm 1951, 400; Berg 225), König Gustav III. i.J. 1772 dem Prinzen Condé zwei Renstiere und eine Renkuh, begleitet von einem Lappen und zwei Lappinnen. Vielleicht sind schon im 14. Jahrhundert Rentiere auf diese Weise nach Frankreich ge-

3. Zur Geschichte des Schneeschuhs

Durch Vergil haben wir das älteste literarische Zeugnis für Schneeschuhe gewonnen; es gehört ins fünfte vorchristliche Jahrhundert. Gelänge es, dieses Zeugnis in die bisher bekannte Geschichte des Schneeschuhs einzuordnen, so erführen wir dabei vielleicht auch, was für Schneeschuhe unser altes Jägervolk besass, und es ergäbe sich die Rechtfertigung dafür, dass wir zur Veranschaulichung einer antiken Nachricht nordamerikanische Indianer der jüngsten Vergangenheit aufgeboten haben. Indessen ist ein volles Gelingen der Antwort kaum zu erhoffen; auch nur mässig erhellende Aufklärung wird schwierig zu erhalten sein. Denn zeitlich festlegbare Nachrichten sind sehr selten und geben nur zufällig einmal Kunde von der Geschichte des Schneeschuhs; Völkerkunde und Vorgeschichte führen dann freilich in weltgeschichtliche Weiten und zeigen, dass hier eine grossartige, an erregenden Problemen reiche Aufgabe vorliegt. Erst der Schneeschuh hat dem Menschen jene Gebiete zu dauernder Besiedlung erschlossen, die während Monaten unter Schnee liegen, das heisst vor allem die riesigen Ländermassen im Innern des nördlichen Eurasiens und Amerikas von Skandinavien bis Labrador, zumal den Waldgürtel; erst der Schneeschuh hat wohl auch ein so folgenreiches Ereignis wie

---

langt (Berg 223 f.), vielleicht schon im 13. Jahrhundert. Denn die eigentümliche Rentierbeschreibung, die von Vincent von Beauvais über Thomas von Chantimpré zu Albertus Magnus geht und deren Quelle bisher m.W. nicht ermittelt ist, könnte wohl aus einer derartigen direkten Bekanntschaft mit dem Ren stammen.

[63] In Rom sind Elche seit Nero (Calpurn. Ecl. 7, 58) bei Venationen und sonst oft gezeigt worden, s. F. Drexel in L. Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms [9/10] 4 (1921) 274. Sie wurden durch grosse Treibjagden beigebracht (vgl. Friedländer a.O. 2, 81 f.), wie sie Pausanias 9, 21, 3 schildert. Wenn Pausanias dabei behauptet, der Elch (*ἄλκη*) komme im Keltenland vor (*ἐν τῇ Κελτικῇ*; ähnlich 5, 12, 1), so führt das nicht etwa auf eine vorposeidonianische Quelle (A. Klotz, Caesarstudien 1910, 145 f.; danach Will Richter, Philol. 103, 1959, 281 Anm. 1), sondern es ist einfach jene von Eduard Norden so scharf gerügte Unsitte der nachcaesarischen griechischen Schriftsteller, 'Kelten' zu sagen wo sie 'Germanen' sagen müssten; am ärgsten treibt es damit wohl Cassius Dio (Norden, German. Urgeschichte in Tacit. Germania 1920, 101 f.; vgl. Jacoby, Fgr Hist 87 [Poseidonios] zu fr. 22). Die Elchbeschreibungen des Caesar B.G. 6, 27 (*alces*), Plin. 8, 39 ∾ Solin. 20, 6 f. bieten Probleme, deren Schwierigkeit Richter a.O. 281 ff. erneut dargetan hat; die Herkunft dieses Überlieferungsstranges aus altionischer Ethnographie sollte, wie beim Ren (oben S. 102 Anm. 44), ernstlich erwogen werden. Polyb. 34, 10, 8 f. meint bestimmt nicht den Elch, wie Sten Lindroth richtig gegen Schweighäuser und O. Keller ausführt (Festskrift N. v. Hofsten = Zool. Bidrag från Uppsala 25, 1947, 38, nach freundlichem Hinweis von G. Berg), auch nicht den Steinbock, dessen mächtiges Gehörn kaum unerwähnt geblieben wäre oder doch den Vergleich mit der Ziege ausgeschlossen hätte; gemeint dürfte die Gemse sein. – Elchdarstellungen glaubte Henzen auf einem Consulardiptychon zu erkennen (Mon. Inst. 5, 51); doch sind dort nach J. Ritchie bei R. Delbrück, Die Consulardiptychen (1929) 226 (zu Tf. 58) mesopotamische Damhirsche gemeint («roh gemachte Edelhirsche» nach O. Keller, Antike Tierwelt 1, 1909, 283).

die Zähmung des Rentiers möglich gemacht. Von alledem kann hier nur gerade das für unsern Zusammenhang Wichtigste mitgeteilt werden[64].

Das Wort 'Schneeschuh' wird im folgenden als Oberbegriff für sämtliche Formen dieses Geräts verwendet. Zwei Hauptformen sind zu unterscheiden: Schreit-Schuhe und Gleit-Schuhe. Die häufigsten Formen der ersteren sind die Rahmenschneeschuhe, Holzrahmen, meist rund oder oval, mit Querstäben oder mit Geflecht aus Weiden, Riemen, Schnüren u.ä.; diese werden hier in der Regel 'Schneereifen' genannt. Die Gleitschuhe, meist lange schmale Holzbretter, bezeichnen wir mit dem ursprünglich norwegischen Wort 'Ski'. Es gibt natürlich zahlreiche Vor- und Zwischenformen, für welche spezifische Termini nicht zur Verfügung stehen.

Die antiken Zeugnisse für Schneeschuhe[65] sind selten und betreffen ausschliesslich Armenien und den Kaukasus. Als Xenophons Zehntausend bei ihrem Zug durch Armenien im Winter 401/400 in tiefen Schnee gerieten, zeigten ihnen Einheimische, wie man Rossen und Lasttieren Säcke (*σακία*) um die Hufe wickelt; ohne solche versanken die Tiere im Schnee bis zum Bauch[66]. Im norwegischen Telemarken bekommen Rosse im Schnee noch heute Säcke um die Hufe gewickelt[67]; daneben behalf und behilft man sich in Skandinavien mit den verschiedensten individuellen Erfindungen, so dass ein Jämtländer, aufgefordert einen Pferdeschneeschuh zu zeichnen, antwortete das sei unmöglich; denn es gebe ebenso viele Arten als es 'Schneeschuhmacher' gebe[68]. Sehr oft sind es allerdings Schneereifen, gleich gearbeitet wie für Menschen, nur kleiner[69]. Wahrscheinlich haben also Xenophons Armenier etwas Schneeschuhartiges auch für Menschen verwendet[70]. Mehr erfahren wir erst durch Strabo, der seinen Bericht wohl dem Geschichtschreiber des Pompeius, Theophanes von Mytilene (um 63/62 v.Chr.), ver-

---

[64] Im folgenden hat mich Gösta Berg in Stockholm durch mannigfache Nachweise und nie versagende Hilfsbereitschaft zu besonderem Dank verpflichtet.

[65] Zuerst gesammelt, und zwar vorzüglich, von Fridtjof Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland 1 (1891) 108f. (norwegische Originalausgabe 1890). Die Stellen werden im folgenden präzisiert und ergänzt.

[66] Xenoph. Anab. 4, 5, 36 *ἐνταῦθα δὴ καὶ διδάσκει ὁ κωμάρχης περὶ τοὺς πόδας τῶν ἵππων καὶ τῶν ὑποζυγίων σακία περιειλεῖν, ὅταν διὰ τῆς χιόνος ἄγωσιν. ἄνευ γὰρ τῶν σακίων κατεδύοντο μέχρι τῆς γαστρός.*

[67] Nach freundlicher Mitteilung von Lily Aall in Oslo.

[68] G. Berg, in: Finds of skis from prehistoric time in Swedish bogs and marshes (Stockholm 1950) 33.

[69] Berg a.O. mit Abb. 29 S. 39. Schneereifen für Menschen und Pferde bezeugt wohl zuerst Olaus Magnus, Hist. de gent. septentr. (1555) l. 4 c. 13 und Carta marina (1539), s. Berg a.O. mit Abb. 28 S. 38.

[70] Vgl. Nansen a.O. 1, 109.

dankt[71]. Völker am Südhang des Kaukasus, sagt er, bänden sich, wenn sie im Sommer auf ihre schneebedeckten Berge stiegen, «(runde) Platten aus ungegerbtem Rindsfell, ähnlich wie Tambourine, (aber) mit Stacheln versehen», an die Füsse (*κεντρωτὰ ὠμοβόϊνα δίκην τυμπάνων πλατεῖα*) wegen dem Schnee und dem Eis; bergabwärts legten sie sich dann mitsamt ihren Lasten auf Felle und glitten so zu Tal. Ebenso mache man es im atropatischen Medien und im Masiongebirge; dort nehme man auch «kleine hölzerne, mit Stacheln versehene Räder unter die Sohlen» (*τροχίσκοι ξύλινοι κεντρωτοὶ τοῖς πέλμασιν ὑποτίθενται*). Um 115 n. Chr. lernten die Römer, wie Arrian erzählt, während der Partherfeldzüge Traians in Armenien als landesüblich «kreisrunde Reifen aus Weiden(geflecht)» kennen (*κύκλοι ἐκ λύγων*); der römische Feldherr liess seinen Truppen Armenier mit diesen Schneereifen vorangehen und einen Pfad treten, so dass die nachfolgenden Legionäre ohne grosse Schwierigkeiten durchkamen[72]. Kaum anders werden die 'Reifenfüsse' (*κυκλοπόδες*) ausgesehen haben, die im 8. Jahrhundert im Kaukasus bezeugt sind[73]. Schliesslich stösst man im 10. Jahrhundert anscheinend auf eine Art Schneegleitbretter, Skier, wenn wir die Worte des armenischen Historikers Thomas Arcruni[74] so verstehen dürfen: «Aber wegen der Wucht des beweglichen

[71] Strabo 11, 5, 6 p. 506. Dass Strabo hier aus Theophanes schöpfe, hält Fabricius für sicher, Jacoby wenigstens für möglich (W. Fabricius, Theophanes v. Mytilene und Q. Dellius als Quellen der Geographie des Strabon, Diss. Strassburg 1888, 8; vgl. J. F. Jacoby, FgrHist Nr. 188, Kommentar [1930] S. 615. Vgl. M. Gelzer, Pompeius [1949] 84. 96. 100). Markwart vermutet in den Angaben über Atropatene und Armenien einen Zusatz, etwa aus Poseidonios, zu Theophanes' Nachricht über die Kaukasier (J. Markwart, Südarmenien und die Tigrisquellen nach griech. und arab. Geographen 1930, 84f.). Im Masion-Gebirge sahen Kiepert, Socin u.a. den Ṭur 'Abdīn nördlich von Nisibis (ähnlich C. Lehmann-Haupt, Armenien usw. 1, 1910, 501ff. 513; ders., RE 6 A, 1936, 996ff.), Markwart a.O. 84ff. dagegen mit guten Gründen die weit höheren Gebirge von Sasun und Chojth. Vgl. Weissbach, RE 14 (1930) 2068f. s.v. Masion.

[72] Arrian, Parthica: FgrHist 156 fr. 153 Jacoby (= Suda s.v. *λύγος*) *ὡς δὲ ἄπορος αὐτοῖς ἡ διάβασις ἐφαίνετο, ξυναγαγὼν ὁ Βρούτιος τοὺς ἐπιχωρίους κελεύει ἡγεῖσθαι τὴν ὁδόν, ὅπως εἰώθεισαν αὐτοὶ παρ' ἀλλήλους φοιτᾶν ὥρᾳ χειμῶνος· οἱ δὲ κύκλους ἐκ λύγων τοῖς ποσὶ περιαρμόσαντες αὐτοί τε ἀβλαβῶς ἐπήρχοντο κατὰ τῆς χιόνος πιεζομένης ὑπὸ τῶν κύκλων καὶ τοῖς Ῥωμαίοις παρεῖχον οὐ χαλεπὴν τὴν πάροδον. ἦν δὲ ἡ χιὼν ὡς ῖς πόδας πολλαχῇ τὸ βάθος.* Mit *Βρούτιος* muss gemeint sein C. Bruttius Praesens, cos. II 139; s. A. G. Roos, Studia Arrianea (1912) 58f.

[73] Der spätere Kaiser von Byzanz, Leo III. der Isaurier, damals noch Spatharier, überschritt im Mai 710 den schneebedeckten Kaukasus mit 'Reifenfüssen': Theophanes Confessor, Chronogr. 604 B = 1 p. 393, 20ff. ed. de Boor (1883) *λαβὼν δὲ ὁ σπαθάριος πεντήκοντα Ἀλανοὺς καὶ ὑπερβὰς μετὰ κυκλοπόδων Μαΐου μηνὸς τὰς χιόνας τῶν Καυκασίων εὗρεν αὐτοὺς κτέ.* Vgl. Tomaschek, Sitzungsber. Akad. Wien 133, 4 (1896) 14.

[74] Thomas Arcruni p. 107 trad. Brosset, Collection d'historiens Arméniens (St. Pétersbourg 1874/76) 1, 106, mir nur bekannt aus der Übersetzung von Markwart a.O. 86. Tomaschek a.O. 13 scheint noch eine andere Stelle des Arcruni wiederzugeben.

Schnees, der auf einmal aus den Wolken massenhaft niederfällt, haben sie sich Bretter ersonnen, die sie wie Joche mit Riemen an die Füsse binden, und laufen (so) bequem über den Schnee wie über festen Boden». Eine dunkle Kunde vom skandinavischen Ski war im 6. Jahrhundert n. Chr., als neue Landverbindung nach dem Norden sich aufgetan hatte, in die alte Welt gelangt: Prokop und Cassiodor kennen ein rohes Jägervolk *Σκριθίφινοι*, *Scridifennae*[75], das nach dem ersteren in Thule, nach dem letzteren auf der grossen Insel Scanza (Skandinavien) lebt; aber erst zwei Jahrhunderte später weiss Paulus Diaconus, der sie im äussersten Grenzgebiet Germaniens wohnen lässt, am Ozean, nicht fern von der Höhle der Siebenschläfer, ihren Namen zu deuten: «Sie haben ihren Namen von dem barbarischen (d.h. germanischen) Wort für 'springen'; denn sie holen die wilden Tiere ein, indem sie mit einem Brett springen, das künstlich wie ein Bogen gekrümmt ist»[76]. Das gemeinte Wort ist das altnordische *skrida*, das freilich nicht 'springen' heisst, sondern 'schreiten', 'gleiten'; es wird gebraucht vom Kriechen des Gewürms, von der Fahrt des Schiffes, vom Laufen auf Skiern (*skrīda ā skīdum*). Die Skridefinnen wären also 'Gleit-Finnen', 'skifahrende Finnen' d.h. wohl Lappen[77].

Von den angeführten antiken Nachrichten aus Armenien und dem Kaukasus bezeugt jede eine andere Art von Schneeschuhen. Bei den «tambourinähnlichen Platten aus ungegerbtem Leder» des Theophanes-Strabo ist nicht an ein Geflecht aus Lederriemen zu denken[78]; man hat sich vielmehr grosse Fellsohlen vorzustellen mit der Haarseite unten, eingespannt in einen runden Holzrahmen, 'Schnee-Sandalen'. Ziemlich genau entsprechende Schneereifen sind aus Siebenbürgen bekannt[79]: ein reichlich fussgrosses, ungefähr rechteckiges Stück Le-

---

[75] Procop. de bellis 6 (= de bello Goth. 2) 15, 16ff. Cassiodor. b. Iordanes, Get. 3, 21. Der Name ist in den Handschriften mannigfach entstellt; der «elende Jordanes selbst», sagt Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 2² (1906) 41f., schrieb *screrefennae* (überliefert ist u.a. auch *rerefennae*, *refennae*, *crefennae*).

[76] Paul. Diac. Hist. Langob. 1, 5 *hi* (sc. *Scritofinni*) *a saliendo iuxta linguam barbaram ethimologiam ducunt. saltibus enim utentes, arte quadam ligno incurvo ad arcus similitudinem feras adsecuntur.* Es folgt die oben S. 100 Anm. 39 angeführte Stelle über das Rentier und den aus Rentierfell gemachten Rock. Vgl. K. Birket-Smith, Ferne Völker (1958) 93.

[77] Vgl. Müllenhoff a.O. 44. Much in Hoops Reallex. german. Altertumskunde 2 (1913/15) 52 s.v. Finnen. Kluge-Goetze, Etymolog. Wörterb. d. dtsch. Sprache[11] (1934) s.v. 'Schlittschuh' (aus älterem 'Schrittschuh'). Ski als Schlange: Kalewala 13, 195ff.; Ski als Schiff: in skaldischer Dichtung heisst der seefahrende Krieger «der Haff-Skis Beschreiter», denn er ist «der Beschreiter des Meer-Schneeschuhs d.h. des gleitenden Schiffes». So F. Niedner zu Snorris Heimskringla 2c. 91 = Thule 15 (1922) 142.

[78] So Fabricius (oben Anm. 71) 193f.

[79] Béla Gunda, Snöskorna hos Karpaternas folk: På Skidor, Stockholm 1940, 232f. mit Abb. 3 und 4 (links). Gunda nennt diesen Typus, da er im Hargita-Gebirge vor-

der wird in einen kreisrunden Holzreifen eingespannt mit radial verlaufenden Lederriemen, oder ein noch breiteres Lederstück in einen ovalen Reifen mit Hilfe kurzer Schnüre derart, dass es den Reifen nahezu ausfüllt und dann wirklich an ein nicht ganz geglücktes Tambourin erinnert. Ob dazu ungegerbtes Fell verwendet wird, ist weder aus den Abbildungen noch aus der Beschreibung ersichtlich. Die «kleinen hölzernen Räder» der Armenier im Masiongebirge werden eher volle Holzscheiben, Tellerräder, gewesen sein als Speichenräder: 'hölzerne Schnee-Sandalen'[80]. Beide sind mit 'Stacheln', 'Nägeln' (*κέντρα*) versehen, was anscheinend selten ist; mir jedenfalls ist nur eine einzige Parallele bekannt geworden, und zwar ein sogenannter 'Leiter-Typus' aus Graubünden (Abb. 2)[81]. Aber die Formen dieser Dinge sind so mannigfaltig wie ihre Funktion – in Schweden z.B. dient der Leiter-Typus vornehmlich zum Austreten von Pfaden –, so mannigfaltig wie die verschiedenen Zustände des Schnee, den es zu meistern gilt. Bei hartgefrorenem Schnee sind Stacheln zweckmässig, bei lockerem kaum hinderlich. Den uns vertrautesten Typus, den runden Reifen mit Geflecht, weist für uns zuerst Arrian zu Beginn des

kommt, «Hargita-Typus». An Stelle des rechteckigen Lederstücks ein ebensolches Holzbrett in ovalem Reifen: Abb. 2 E, S. 231.

[80] «asses ligneos parvos et tenues», 'kleine dünne hölzerne Bretter' bezeugt für die Schweizer Alpen Josias Simler, De Alpibus commentarius (Zürich, Froschauer 1574) p. 122 v. Über ihre Form lässt er uns im ungewissen; rechteckig ist nicht ausgeschlossen. W. A. B. Coolidge, Josias Simler et les origines de l'Alpinisme jusqu'en 1600 (1904) ist mir unzugänglich; vgl. J. Simler, Die Alpen, mit Einleitung, Übersetzung und Erläuterungen von A. Steinitzer (1931) 199f.

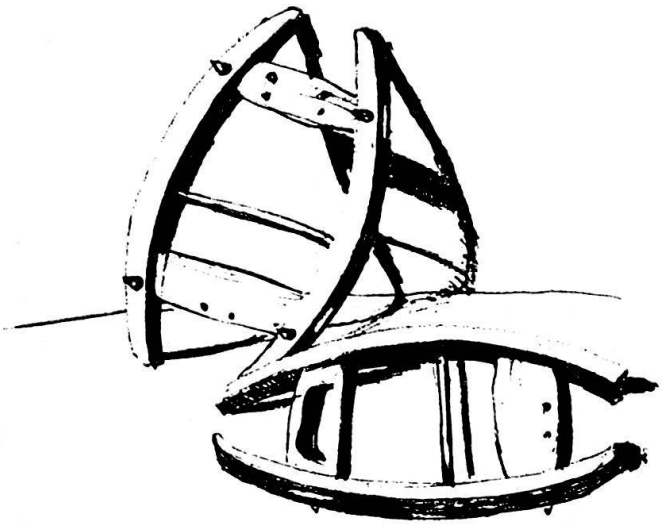


Abbildung 2

[81] Aus Sent (Engadin). Die Abbildung bei H. Brockmann-Jerosch, Schweizer Volksleben 1 (1929) 71 ist eine fehlerhafte Umzeichnung nach einer alten Photographie; diese können wir dank der Freundlichkeit von Andrea Schorta in Chur hier vorlegen, Abb. 2.

zweiten nachchristlichen Jahrhunderts in Armenien nach[82]; ob dann Thomas Arcruni wirklich Skier meint, sei dahingestellt.

Beiläufig: was die Kaukasier des Theophanes-Strabo im Sommer auf verschneiten Bergen zu tun hatten und mit was für Lasten sie auf ihren Fellen die Schneehalden hinunterschlittelten, das lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit erschliessen. Diese Gebirgler kamen mit Erzeugnissen ihrer Heimat nach der Hafen- und Handelsstadt Dioskurias und tauschten sie dort um, vor allem gegen das begehrte Salz[83]; den Auf- und Abstieg über schneebedeckte Pässe haben sie offenbar mit ähnlicher Ausrüstung bewerkstelligt wie früher in den Schweizer Alpen die 'Bergträger'. Diese stiegen beispielsweise von Vals über den Valserberg (2500 m) nach Hinterrhein, manchmal dazu noch über den Splügen nach Chiavenna, um von dort etwa Reis, Maismehl, Gerste, Kastanien oder Wein in ihr karges Dorf zu bringen; aufwärts gings wie bei den Kaukasiern mit Schneereifen, abwärts in sausender Fahrt nicht liegend auf einem Fell, sondern sitzend auf dem 'Ritbrett', einem leichten hölzernen Gleitbrett von der Form eines ganz kurzen, breiten Skis mit aufwärts gebogener Spitze[84].

Das also wären die antiken Nachrichten über Schneeschuhe. Man sieht: sie wissen nur von Schneereifen, von Schreit-Schuhen, nicht

---

Schorta bemerkt dazu: Das Gerät hat vier Spitzen, nicht sechs, und auf dem vorderen Querholz eine Lederschlaufe für die Fußspitze. Brockmanns Zeichner hat die Lederschlaufe missverstanden und daraus ein Loch im Querholz gemacht, dessen Funktion unersichtlich wäre; konsequent hat er dieses Loch dann auch beim stehenden Gerät angebracht, im Gegensatz zur Photographie: die Photographie gibt ja hier die Unterseite wieder, die natürlich keine Lederschlaufe hat. Der Name des Geräts, *uanella* (so nur in Sent), allgemein engadinisch *gianella, janella*, ist wohl ein Abkömmling des lat. *ianua* wie roman. *genna, jenna* 'Gittertor' aus **ienua* statt *ianua*. — Den Typus finde ich sonst in der Schweiz bezeugt in Kandersteg; im Oberwallis; in Bosco-Gurin; und «im Tessin» (Schweiz. Museum für Volkskunde in Basel VI Nr. 292; 7286. 19398; 1331; 17367), ferner im Urserental (nach freundlicher Mitteilung von H. G. Wackernagel), doch alle ohne Stacheln. Vgl. auch A. Zettersten, På Skidor 1938, 386. Gunda a.O. 235 nennt diesen Typus « Pyrenäen-Balkan-Typus», da er von Nordspanien über die Alpen bis in den östlichen Balkan verbreitet sei; er kommt aber auch in Skandinavien vor und ist dort glücklicher «ladder type», 'Leiter-Typus' genannt worden, s. Berg a.O. (oben Anm. 68) 32f. mit Abb. 26. 27 S. 36f. Daniel S. Davidson, Snowshoes: Memoirs Amer. Philosoph. Soc. 6 (1937) 48ff. mit Abb. 16. 17 (nach Zettersten); seine Angaben sind hier spärlich.

[82] In der Schweiz bezeugt diese Form wohl zuerst Simler a.O.: «circulos ligneos, cuiusmodi in doliis vinariis vinciendis adhibentur, pedalis diametri, funibus cancellatim undique contextos, pedibus alligant», d.h. «sie befestigen an den Füssen runde hölzerne Reifen, wie man sie zum Binden von Weinfässern braucht, einen Fuss im Durchmesser, ausgefüllt mit einem Gitter von Schnüren».

[83] Strabo 11 p. 498 *Διοσκουριάς ἐστι ... καὶ ἐμπόριον τῶν ὑπερκειμένων καὶ σύνεγγυς ἐθνῶν κοινόν.* id. p. 506 *συνέρχονται δὲ τὸ πλεῖστον ἁλῶν χάριν.*

[84] Paula Jörger, Die Valser Bergträger: Schweizer Volkskunde 32 (1942) 1ff. mit Abb. 1 und 4.

vom Ski. Im Gegensatz dazu berichten die chinesischen Quellen[85] ausschliesslich vom Ski. Wir legen nur die zwei ältesten Zeugnisse vor, das eine aus den Annalen der Dynastie T'ang, dem T'ang schu, das andere aus der grossen «Erdbeschreibung», dem Huān-jù kî. Beide Nachrichten sind zeitlich nur ungefähr zu bestimmen. Das T'ang schu, im wesentlichen schon im Lauf der T'ang-Zeit, also 618–906, entstanden und um 940 abgeschlossen[86], ist wie alle diese Annalen durchaus kompilatorisch; seine einzelnen Nachrichten sind also frühestens ins siebente, spätestens ins zehnte nachchristliche Jahrhundert zu setzen. Ähnliches gilt vom Huān-jù kî; das in den Jahren 976–984 erschienene Werk behandelt in seiner letzten Abteilung, den Büchern 172–200, die «Ausländer der vier Weltgegenden»; die im folgenden mitgeteilte Stelle steht im 199. Buch. Das T'ang schu nun kennt östlich von den Kirgisen[87] ein rossereiches, in drei Horden geteiltes Volk, die *mu-ma T'u-küe* d. h. 'Holzpferd-Türken'. «Sie pflegen», sagt unser Annalist[88], «auf sogenannten Holzpferden, d.h. auf Schlitten, die sie an ihre Füsse binden, übers Eis zu laufen; dabei nehmen sie krumme Äste als Achselstützen und stossen sich sehr rasch vorwärts.» «Bei jedem Schwung kommen sie wohl hundert Schritt vorwärts.»[89] Genauer und ergiebiger berichtet das Huān-jù kí von einem Volk, das südöstlich von den Kirgisen im Gebirge zerstreut lebe, den *Pa-si-mi* d.h. den mit den Türken verwandten Baschmîl[90]: «Sie bedienen sich

---

[85] Gesammelt von W. Schott, Über die ächten Kirgisen: Abh. Akad. Berlin a.d.J. 1864 (Berlin 1865) 429ff. W. Radloff, Aus Sibirien 1 (1884) 122ff. gibt seine Quellen nur summarisch an. Einiges weitere bei W. Eberhard, Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas: T'oung Pao, Suppl. zu Bd. 36 (1942) 43 (vgl. u. S. 189), 50. Keine Angaben über Schneeschuhe finde ich bei Ed. Chavannes, Documents sur les Tou-Kiue occidentaux (St Pétersbourg 1903) und bei Liu Mau-Tsai, Die chines. Nachrichten zur Geschichte der Ost-Türken: Göttinger Asiat. Forschungen 10 (1958).

[86] Dies gilt von der älteren Fassung, dem Kiu T'ang schu; eine jüngere, etwas erweiterte Fassung, das Sin T'ang schu, wurde um 1050 abgeschlossen. Otto Franke, Geschichte des chines. Reiches 2 (1936) 308. Vgl. E. Balázs, Saeculum 8 (1957) 217. W. R. Schulz und Hu Ch'ang-tu glauben die erste Erwähnung des Skis in chinesischen Quellen auf das Jahr 647 n.Chr. präzisieren zu können nach D. S. Davidson, The snowshoe in Japan and Korea: Ethnos 18 (1953) 61, Anm. 5, wo weiteres.

[87] Das wäre, nach J. J. Hess, Vox Romanica 2 (1937) 171, etwa im Sajanischen Gebirge. Vgl. B. Laufer, The Reindeer and its domestication: Memoirs Amer. Anthropol. Assoc. 4, 2 (1917) 118 und unten S. 190.

[88] Nach Schott a.O. 435f.; vgl. Eberhard (o. Anm. 85) 50.

[89] Der Zusatz nach Radloff a.O. 139. «Übers Eis» heisst wohl «über die vereiste Oberfläche des Schnees»; vgl. Raschîd ud-dîn unten S. 183 § 6, wo Berezin-Radloff übersetzen «auf der Oberfläche des Schnees». Dass Skier, nicht Schlittschuhe gemeint sind, steht ausser Zweifel; vgl. unten S. 189 ('Holzpferde').

[90] Vilh. Thomsen, Alttürkische Inschriften aus der Mongolei, übers. von H. H. Schaeder, Ztschr. dtsch. morgenländ. Gesellsch. 78 (1924) 171: die Baschmîl, «die *Pa-si(k)-mi(t)* der Chinesen», wohnten im 8. Jahrhundert in oder bei Bischbalik (chines. Pei-t'ing) in

auf der Jagd einer Fussbekleidung, die Holzpferd heisst. Dieses gleicht einem Schlitten, aber der Kopf (das vordere Ende) ist hoch (nach oben gebogen). Die untere Seite überzieht man mit Pferdefell, so dass die Spitzen der Haare rückwärts laufen[91]. Wenn der Jäger solche Bretter an die Füsse gebunden hat und einen Abhang hinunter läuft, so überholt er den fliehenden Hirsch. Läuft er über eine mit Schnee bedeckte Ebene, so stösst er einen Stab in die Erde (den Schnee) und läuft wie ein Schiff (dahinfährt); auch so holt er den fliehenden Hirsch ein[92]. Derselbe Stab dient ihm als Stütze, wenn Abhänge zu ersteigen sind.» Eine ganz ähnliche chinesische Quelle, in welcher der Ski gleichfalls 'Holzpferd' hiess, hat wahrscheinlich um 1322/25 der Perser Raschîd ud-dîn für seine berühmte Schilderung der Schneeschuhjagd bei den Urjangkit benutzt; sie ist so merkwürdig, dass wir sie unten S. 182ff. vollständig mitteilen.

Im Osten erscheinen also die frühesten literarischen Zeugnisse für den Ski zwischen dem siebenten und zehnten nachchristlichen Jahrhundert, im Westen vielleicht im sechsten, wenn man die blosse Erwähnung der Skrithiphinoi bei Prokop als Zeugnis gelten lässt, sicher dann im achten bei Paulus Diaconus (oben S. 111). Ungefähr um die gleiche Zeit beginnt der germanische Norden von sich selber zu zeugen, und Mythus, Saga, Gelehrsamkeit wissen dort natürlich viel vom Ski zu erzählen[93]. Wir brauchen auf dieses weite Gebiet nicht einzu-

---

Turkestan nördlich vom Tien-schan. Das folgende nach Schott 448; die Zusätze in Klammern stammen von ihm. Vgl. Eberhard (o. Anm. 85) 50.

[91] Schott setzt hier ein Fragezeichen, aber die Sache ist, wie jeder Skifahrer sofort sieht, klar und richtig. Fast die gleichen Worte braucht in seiner umständlich genauen Beschreibung sibirischer Skier Adolph Erman, Reise um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane i.d.J. 1828, 1829 u. 1830, 1. Abt. Histor. Bericht 2. Bd. Reise von Tobolsk bis zum Ochozker Meer i.J. 1829 (Berlin 1838) 326: «Die Tungusen und die Jakuten kleben mit Fisch- oder Rennthierleim auf die zum Schnee gewandte Seite dieses Brettes (sc. des Skis) einen Streifen Pferdehaut, so dass die Haarspitzen von der Fusspitze nach hinten gekehrt sind.» Vgl. I. Manninen, Fortbewegungs- und Transportmittel, Kansatieteellinen Arkisto 13 (Helsinki 1957) 16: «Das Fell wird mit dem Strich von der Spitze bis zum Hinterende unter die Skier gelegt, damit es das Vorwärtsgleiten nicht hindert, dafür aber beim Gehen oder Bergaufsteigen ein Zurückrutschen verhütet.» Verwendung von Pferdehaut ist auch im Altai bezeugt (unten S. 186); anderswo wird Schenkelfell vom Ren oder vom Elch genommen (Manninen a.O.).

[92] So berichtigt Schott 470 seine eigene frühere Übersetzung S. 448; vgl. unten S. 189 Anm. 24.

[93] Zur ersten Orientierung s. etwa Gust. Storm bei Nansen (oben S. 109 Anm. 65) 1, 84ff. K. Maurer, Das Skilaufen in Norwegen: Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde 2 (1892) 301ff. Erwin Mehl, Altgerman. Schneelauf, in: Leibesübungen u. körperl. Erziehung 57 (1938) 138ff. F. R. Schröder, Skadi und die Götter Skandinaviens (1941), gibt über die seltsame Göttin Skadi, die auf Skiern mit Pfeil und Bogen das Wild jagt, ebenso gelehrte wie kühne Kombinationen; all das bleibt hier unberücksichtigt. Nur einige Bemerkungen zu den gelehrten Schriftstellern seien gestattet. Adam von Bremen berichtet gegen Ende

gehen, wollen aber doch wenigstens auf die köstliche Schilderung des Skiwunders hinweisen, die der Verfasser des altnorwegischen sogenannten 'Königsspiegels' gegeben hat, wahrscheinlich Einar Hákonarson, gestorben 1263 als Erzbischof von Nidaros (Trondhjem)[94]. Wir in unserm Land, heisst es da, verstehen diese Sache aus dem Grunde und haben im Winter Gelegenheit genug, Männer in dieser Kunst glänzen zu sehen; anderswo aber wird es Verwunderung, ja Unglauben erregen, wenn man hört, «dass dünne Bretter zu einer so grossen Geschwindigkeit abgerichtet werden können, dass oben in den Bergen nichts, was sich auf der Erde bewegt, im schnellen Lauf dem Manne entgehen kann, der (solche) Bretter an den Füssen hat ...»; dass ein Mann, der barfuss oder nur mit Schuhen nicht schneller ist als andere, «sobald er 7–8 Ellen lange dünne Bretter unter seine Füsse bindet, Vögel im Fluge oder die schnellsten Windhunde und Rentiere im Lauf überholt, welch letztere doch doppelt so schnell laufen wie ein Hirsch. Denn es gibt eine ganze Anzahl von Männern, die ihre Schneeschuhe so gut zu gebrauchen wissen, dass sie im Lauf mit ihrem Spiess neun Rentiere und noch mehr zu treffen vermögen.» Ähnlich ruft im Kalewala der «muntre Lemminkäinen», als er sich aufmacht, um Hiisis gespenstisches Elentier zu erjagen, voll siegesgewissen Stolzes aus, im ganzen Wald, ja unter Gottes Himmelsbogen finde sich kein Läufer mit vier Füssen, den er mit seinen Skiern nicht leicht erreichen,

---

des 11. Jahrhunderts von den *Scritefingi*, «sie überflügeln im Lauf durch tiefsten Schnee die wilden Tiere» (Gesta Hammaburg. 4, 31 *feras praevolant suo cursu per altissimas nives;* vgl. 4, 24). – Wenn P. Herrmann von Saxo (12. Jahrhundert) sagt, die Schneeschuhe seien ihm «offenbar unbekannt» (Die Heldensagen des Saxo Grammaticus 1922, 54), so soll das wohl nur heissen, er kenne sie nicht aus eigener Anschauung; denn Saxo beschreibt sie wiederholt mit den prächtigsten lateinischen Stilkünsten. Die *Scritefinni* mit ihrer Jagdleidenschaft sind ihm ein Volk, das «ungewöhnliche Vehikel im Gebrauch hat» (praef. 2, 9 *gens inusitatis assueta vehiculis*); die *Finni* benutzen, um den Schnee zu durcheilen oder zu durchgleiten, «gebogene Bretter» (5, 13 *pandas trabes*) und «gleitende Scheiter» (9, 4, 24 *lubricos stipites*); Toko, gezwungen, seine Prahlerei, er verstehe sich auf die finnische Schneelaufkunst, unter Beweis zu stellen, begibt sich auf einen hohen Berg und lässt «nach Befestigung von Gleitbrettern an den Sohlen dieses Fahrzeug jäh abwärts fahren» (10, 7, 4 *lubricasque plantis tabulas adaptando rapidum in praeceps vehiculum egit*). Übrigens ist auch diese Schussfahrt auf Skiern mit ihrem unglücklich-glücklichen Ausgang offenkundig mit Episoden unserer Tell-Sage verwandt. – In Russland erscheinen die ersten literarischen Nachrichten im 12. Jahrhundert (Kiew); Verwendung von Skiern im Krieg, die im germanischen Norden auch früh bezeugt ist, wird in Russland zuerst 1444 gemeldet. A. V. Arcichovskij, Trudy Instituta Etnografii 1 (Moskau 1947, russisch; ich verdanke die Kenntnis dieses Aufsatzes Elsa Mahler. Vgl. dazu G. Berg, På Skidor 1952, 229ff.).

[94] Jan de Vries, Altnord. Literaturgeschichte 2 (1942) 484ff. Die jetzt massgebende Ausgabe des «Konungsskuggsjá» von F. Jónsson u.a. (Kopenhagen 1920) ist mir unzugänglich; ich zitiere deshalb nach der Übersetzung von G. Storm bei Nansen a.O. 1, 76f. Vgl. Müllenhoff, Dtsch. Altertumskunde 2² (1906) 47.

nicht erbeuten könnte[95]. Das ist freilich etwas übertrieben, denn es gilt nur für bestimmte Schneeverhältnisse, und auch dann geht es keineswegs immer «leicht». Wahr ist indessen, dass die Schneeschuhjäger manches Wild dezimiert, ja ausgerottet haben, wo nicht rechtzeitig gesetzliche Verbote der Art, wie sie bei uns heute selbstverständlich sind, schützend eingriffen[96].

Der unentbehrliche grosse Helfer beim Jagen im Schnee, das geht aus allem Bisherigen unzweifelhaft hervor, ist immer und überall der Ski gewesen. Nordgermanische, finnische, lappische, sibirische, persische, chinesische Zeugen sagen es alle gleich: nur dank dem Ski vermochte der Jäger das Wild, das ja auch noch im Schnee weit schneller war als der unbewehrte Mensch, niederzurennen und im Nahkampf zu erlegen (*comminus obtruncant* Vergil a.O. 374; vgl. oben S. 89f.). Schneereifen wären das niemals zu leisten imstande[97]; sie erscheinen denn auch in keinem unserer antiken Berichte als Jagdgerät. Schneereifen konnte ein Jäger etwa brauchen, um durch den Winterwald den gestellten Fallen nachzugehen oder dem Wild auf einem Wechsel aufzulauern; ein eigentliches Jagen im Schnee gibt es nur mit dem Ski. Wir ziehen den Schluss: der ionische Ethnograph, dem Vergil folgte, wusste nicht bloss von Schneereifen wie die späteren antiken Autoren; er hatte Kunde von einem nordischen Volk, das mit Skiern jagte, und zwar vermutlich Elch und Ren (oben S. 98ff.).

Ist dieser Schluss richtig – und mindestens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit wird man ihm zubilligen müssen – so ist damit der Ski literarisch bezeugt für das fünfte vorchristliche Jahrhundert, das heisst elf bis zwölf Jahrhunderte oder ein gutes Jahrtausend früher als bisher (oben S. 115). Ein stolzes Ergebnis, möchte man meinen. Aber wie klein und bescheiden nimmt es sich doch aus angesichts der Horizonte, die Ethnographie und Prähistorie auftun! Denn erstens: der Ski ist nochmals um gleich zwei Jahrtausende früher bezeugt durch Felsbilder an den Ufern des Vyg, unfern seiner Mündung in die Onega-

---

[95] Kalewala 13, 97ff.

[96] Vgl. Sven Ekman, Norrlands jakt og fiske (Uppsala 1910) 290 u.ö., nach freundlichem Nachweis von Lily Aall. G. Berg (oben S. 109 Anm. 68) 38.

[97] Den Schnelligkeitsunterschied macht ein Versuch anschaulich, den die schweizerischen Skipioniere, begeistert durch Nansens Grönlandbuch, angestellt haben. Am 29. Januar 1893 überschritten Chr. Iselin und andere Glarner zusammen mit dem Norweger Olaf Kjelsberg den Pragelpass auf Skiern, ein anderer Teilnehmer der Expedition, Ed. Naef, auf Schneereifen. Hatten beide Parteien für den Aufstieg ungefähr gleich viel Zeit gebraucht, so brauchte nun der Schneereifler für den Abstieg von der Passhöhe bis Hengsthorn 1¼ Stunde, die Skiläufer dagegen 20 Minuten; dabei waren die meisten Anfänger. J. Mercier, Aus der Urgeschichte des schweiz. Skilaufes. Jubiläumsschrift des Ski-Club Glarus 1893–1928 (Glarus 1928) 8ff. 11.

Bucht des Weissen Meers – man datiert sie in die kammkeramische Periode der Steinzeit, 2500/1700 v.Chr. (Abb. 3) –, ferner durch Felsbilder im norwegischen Rœdœy, die wohl etwas später sind und der ausgehenden Stein- oder der beginnenden Bronzezeit angehören mögen[98]. Zweitens: in norwegischen, schwedischen, finnischen Mooren hat sich eine stattliche Zahl von prähistorischen Skiern, Skifragmenten, Skistöcken gefunden; die ältesten von ihnen sind dank der Pollenanalyse mit Sicherheit in die jüngere Steinzeit datiert, das heisst für diese Gegenden in die Jahre von 2600 bis 2000 v. Chr.[99] Drittens: schon die zwei ältesten dieser Moorfunde repräsentieren zwei verschiedene Ski-Typen, und beide sind von erstaunlich hoher technischer Vollendung; das zwingt zur Annahme, der Ski habe schon damals eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich. Forscher vom Rang eines H. Obermaier hielten es denn auch für wahrscheinlich, dass Skier oder Schneereifen schon bei den jungpaläolithischen Jägern des Magdalénien im Gebrauch waren, obwohl eigentliche Beweise fehlen[100]. Mag man das zu kühn finden, mag man eine präzise Zeitbestimmung einstweilen überhaupt für unmöglich halten: der Ski ist auf jeden Fall erheblich älter als diese frühesten Skifunde.

In den Gebieten, in denen man etwa Vergils Schneeschuhjäger zu suchen hätte, sind allerdings keine alten Skier ausgegraben worden. Aber solche hat man ja bisher überhaupt nur in Finnland, Schweden und Norwegen festgestellt[101], und doch wird niemand daraus schliessen, der Ski sei eben auf diese Gebiete beschränkt gewesen. Gleichwertige Funde würden sich zweifellos noch an vielen Orten einstellen, sobald man nur bei gleich günstigen Bedingungen auch gleich gut zu beobachten wüsste; weite, für diese Frage wichtigste Gebiete sind ja

---

[98] W. J. Raudonikas 1938 (oben zu Abb. 3). Nils Lid, On the history of Norwegian skis (1937) 21ff. G. Berg a.O. 12ff. mit Abb. 4ff. John Grahame Douglas Clark, Prehistoric Europe (1952) 294ff. E. Manker, Ztschr. f. Ethnol. 79 (1954) 175f.; ders., På Skidor 1952, 137ff. F. Hančar, Das Pferd usw. (oben S. 96 Anm. 25) 329.

[99] Vgl. T. I. Itkonen, På Skidor 1937, 71ff. N. Lid und Clark a.O. In dem Sammelband «Finds of skis» usw. (oben S. 109 Anm. 68) sind alle schwedischen Funde von G. Berg, A. Zettersten, E. Granlund und G. Lundquist eingehend besprochen und vorzüglich abgebildet; die genannten ältesten Funde sind der von Hoting, Angermanland, um 2600 (S. 26. 127ff. mit Tf. 9, 2) und derjenige von Kalvträsk, Västerbotten, um 2000 (S. 18ff. 114ff. mit Taf. 7. 8). Davidson, Snowshoes (oben S. 113 Anm. 81) 138ff.

[100] H. Obermaier bei H.-G. Bandi, Die Schweiz zur Rentierzeit (1947) 77 Anm.; vgl. Obermaier in Eberts Reallex. der Vorgeschichte 6, 137. Die gleiche Meinung vertritt, anscheinend ohne Obermaier zu kennen, A. P. Okladnikov (1941) nach Hančar a.O. 329. Sehr grosszügig gibt «Das grosse Buch vom Sport» (Freiburg i.Br. 1959) 333 schneereifen- und skiähnlichen Geräten ein Alter von «ca. 20000–100000 Jahren».

[101] Berg a.O. 15. Einen undatierbaren Skifund aus Sibirien erwähnt Hančar 327 nach Okladnikov 1954; vgl. auch Davidson a.O. 12.

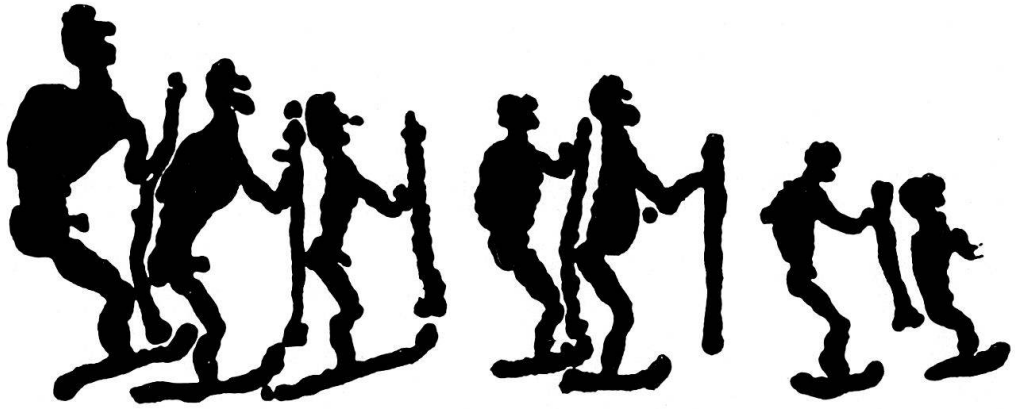


Abb. 3. Skifahrer, vielleicht auf Rentierjagd. Steinzeitliche Felsbilder vom Zalavrougafluss (Vyg). Nach W. J. Raudonikas, Les gravures rupestres des bords du lac Onéga et de la mer Blanche 2 (Moscou/Léningrad 1938; russ. und franz.) Tf. 2 (Gesamtansicht) und Tf. 4 (Detailaufnahmen). Die Dreiergruppe links ist von den beiden Zweiergruppen rechts ziemlich weit getrennt. Höhe der Figuren von links nach rechts: 32. 29. 24,5 cm; 27. 27; 22. 18 cm. Nach G. Berg, in På Skidor 1940, 349.

archäologisch noch so gut wie unerforscht[102]. Dafür haben die prähistorischen Skitypen alle ihre mehr oder minder genauen Entsprechungen im ethnographischen Material, und damit eröffnet sich wieder ein neues, weites Feld. Nur als Beispiel sei der zweitälteste unter den schwedischen Moorfunden etwas näher betrachtet, derjenige von Kalvträsk (um 2000 v. Chr.)[103]. Es sind ein Paar Skier aus Tannenholz, beide 204 cm lang, mit einer niedrigen scharfkantigen Längsrippe auf der Oberseite, dazu ein 156 cm langer Stock, dessen oberes Ende als Schneeschaufel gebildet ist. Der älteste schwedische Ski, der von Hoting (um 2600 v. Chr.), hatte eine erhöhte bzw. verdickte Fussrast, durch welche ein horizontales Bohrloch den Zehenriemen quer unter dem Fuss hindurchführte ('skandischer Typus' Bergs[104]); beim Ski von Kalvträsk dagegen verliefen die Fussriemen durch zwei Paare von Löchern, die beidseits des Fusses senkrecht durch das (nicht verstärkte) Fussgestell gebohrt sind. Diese Bindung ist das Hauptcharakteristikum jenes Typus, den Wiklund den arktischen genannt hat; sie findet sich genau so beim Ski der Syrjänen, Samojeden, Tschuktschen, Lamuten, Ainu. Die Skier selber haben dort allerdings meist nicht ein gerade abgeschnittenes Ende wie der Ski von Kalvträsk, sondern ein ähnlich wie der Vorderteil zugespitztes, sind also lanzettförmig; die

[102] K. Birket-Smith, Geschichte der Kultur (1946) 466.

[103] Das Folgende nach Berg a.O. 18ff. Manker a.O. 1954 (oben Anm. 98) mit Abb. 4. 5. 7. 8.

[104] Berg a.O. 25ff.; ders. in: Tribus, Jahrbuch d. Linden-Museums Stuttgart 1952/53, 191. Vgl. oben Anm. 99.

Unterseite wird manchmal mit Fell bezogen. Skistöcke mit Schneeschaufeln haben auch Ostjaken, Syrjänen, Lappen. Bei solchen Übereinstimmungen in Einzelheiten, die sich keineswegs zwangsläufig ergeben, wird man annehmen müssen, dass zwischen den rezenten und den prähistorischen Formen geschichtliche Beziehungen bestehen, auch wenn es ungewiss bleibt, wie diese verliefen. Natürlich können anderseits Formen, die wir nur aus der Völkerkunde kennen, sehr wohl auch dann urzeitlichen Alters sein, wenn geschichtliche Zeugen fehlen. Prähistorische Schneereifen zum Beispiel haben sich meines Wissens nicht gefunden und dürften aus verschiedenen Gründen wohl auch schwer zu finden sein; und doch sind sie gewiss älter als der Ski.

Nicht vertreten unter den Altertumsfunden ist auch der 'zentralnordische' Skitypus, den rasch vorzustellen wir uns nicht versagen können[105]. Es sind unpaarige, d.h. zwei ungleich lange Skier, genauer und schwedisch gesagt ein Ski und ein 'Andur', d.h. etwa 'Stossschuh'[106]. Der Ski, lang und ohne Fellbesohlung, kommt an den linken Fuss, der Andur, kurz, oft sehr viel kürzer als der Ski und meist mit Fell bezogen, an den rechten; mit ihm stösst der Fahrer, ähnlich wie unsere Kinder ihr Trottinett, immer wieder am Boden ab und jagt so den Ski in ausserordentlich rasche und wendige Fahrt. Das ist freilich eine Kunst, die gelernt und ständig geübt sein will. Dieser seltsam raffinierte Ski ist bei Norwegern, Schweden, Finnen und Lappen im Gebrauch gewesen; in den mittelschwedischen Waldgebieten war er während des 17. und 18. Jahrhunderts sogar Alleinherrscher; 1806 erscheint er in der schwedischen Armee als Ordonnanz, und noch 1900 hat ihn ein schwedischer Fachmann als den einzig wahren gepriesen. Nach Berg ist er vornehmlich für die Hetzjagd auf Elche verwendet, vielleicht sogar dafür erfunden worden, und Berg entscheidet auch die früher lebhaft erörterte Streitfrage nach seinem Alter dahin, dass er als verhältnismässig späte Neuerung anzusehen sei; zum erstenmal ist er sicher bezeugt 1605. Immerhin verwendet schon Lemminkäinen bei seiner mythischen Elchjagd im Kalewala eben solche Skier[107]; wie

---

[105] Das Folgende nach Berg a.O. 40ff. und Tribus a.O. Manninen (oben Anm. 91) 19.

[106] Norweg. *aander*, altnord. *ǫndurr*, *andri* gehört nach Falk-Torp, Norweg.-dän. etymol. Wörterb. 1 (1910) 5f. zu der Präposition **and* 'entgegen' und bedeutet ursprünglich «das, was entgegengesetzt wird, was den Stoss auffangen soll». Zur Terminologie auch Manninen a.O. und A. M. Hansen bei Fr. Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland 1 (1891) 97ff.

[107] Kalewala, Rune 13. Die Übersetzung von J.-L. Perret (Le Kalevala², Paris 1931) unterscheidet immer wieder rechten und linken Schneeschuh, «raquette» und «ski» (vgl. besonders V. 83f. 89f. 94f. 251ff.); aber auch die freiere Übersetzung von A. Schiefner lässt den Unterschied noch erkennen (vgl. bes. V. 94f.), ebenso die (verkürzte) schwedische von O. Homén (Åbo 1944) 98ff. Sicherheit geben die alten Varianten, die K. Krohn mitteilt, Finn.-ugr. Forschungen 16 (1923) 129f.

alt diese Stellen sind, wüsste ich freilich nicht zu sagen. Aber es darf daran erinnert werden, dass das Archaische keineswegs immer auch das Einfache ist. Im übrigen hat es, wie unsere Beispiele nur eben andeuten konnten, schon früh eine erstaunliche Vielfalt von Skiformen gegeben, mit denen man den Verschiedenheiten des Geländes, den mannigfachen Zuständen des Schnees, den wechselnden Zwecken zu genügen wusste.

Aber wir müssen endlich zum Schluss kommen. Wir sind noch ein Wort schuldig über die indianischen Schneeschuhjäger, an denen uns die Schilderung des antiken Ethnographen zuerst anschaulich geworden ist.

Der Schneeschuh unserer indianischen Jäger ist, wie Catlins und Rindisbachers Bilder (Tf. 1–5) deutlich zeigen, ein Holzrahmen mit Riemengeflecht, also kein Ski d.h. Gleitschuh, sondern ein Schreitschuh und demnach zur Gattung 'Schneereifen' zu rechnen (oben S. 109). Da er aber nicht rund ist, passt die Bezeichnung 'Reifen' schlecht, und so verfiel man auf den Namen 'indianischer (kanadischer) Ski'. In der Tat hat der eine von Catlins Jägern Schneeschuhe, die vorn hochgebogen und spitz sind wie Skier; die des andern aber sind flach und vorne rund wie Tennisschläger: daher denn die Franzosen alle diese Geräte glücklicher *raquette* benannt haben[108]. Beide Formen sind häufig; auffallend ist jedoch, dass die zwei Jagdkameraden zweierlei Schneeschuhe tragen. Nun ist Catlin just hier nicht in allem unbedingt zuverlässig[109], aber mit den zweierlei Schneeschuhen könnte er wenigstens soweit im Recht sein, als er beide beim gleichen Volksstamm gesehen haben mag. Denn die Formen der Schneeschuhe wechseln nicht bloss von einem Volk zum andern, sondern oft schon innerhalb des gleichen Stammes: da gibt es besondere für den rechten Fuss und für den linken, für Männer, für Frauen, für Kinder, für die Reise und für die Jagd, für bestimmtes Gelände und für bestimmten Schnee usw.[110]; so dass man zögern wird, Catlin falscher Berichterstattung zu

[108] Französ. *raquette* (ältere Formen *rachete*, *racete*, *rascette*, *rasquette*, aus arabisch *râḥat*, *râḥet* 'Handfläche') heisst zunächst 'Handfläche', dann 'Ballschläger'; diese uns geläufige Bedeutung kam im 15. Jahrhundert auf, wohl zusammen mit dem Aufschwung des Ballspiels (so O. Bloch-von Wartburg, Dict. étym. de la langue fr.[2] 1950 s.v.). Im Sinn von 'amerikanischer Schneeschuh', den Bloch-v. Wartburg nicht verzeichnen, ist das Wort zuerst wohl von Franzosen in Kanada verwendet worden; für Gabriel Sagard (1624/32) und den Baron La Hontan (1703) z.B. ist es schon selbstverständlich. Littré notiert diese Bedeutung erst fürs 18. Jahrhundert (La Pérouse). – Nansen (oben S. 109 Anm. 65) 2, 102f. nennt die amerikanischen Schneeschuhe 'Indianertruger'; norweg. *truge* heisst der Schneereifen. Vgl. Nansen 1, 44ff.

[109] Vgl. darüber unten S. 140f. Auf dem Ölbild Tf. 3, das mit der Lithographie Tf. 1 nächstverwandt ist, tragen die beiden Jäger gleiche Schneeschuhe.

[110] Daniel Sutherland Davidson, Snowshoes: Memoirs Amer. Philos. Soc. 6 (Phila-

beschuldigen. Richtig hat er jedenfalls Trittspuren im Schnee gezeichnet, nicht eine Gleitspur; denn die Raquettes, mögen sie noch so skiähnlich und elegant sein, bleiben doch immer Schreitschuhe, die bei jedem Schritt gehoben werden müssen. Freilich nicht so schwerfällig wie die gewöhnlichen alten Schneereifen, die 'bearpaws'. Auf diesen wird der ganze, mit der Sohle flach aufliegende Fuss festgebunden (s. Abb. 4)[111], bei den Raquettes dagegen nur die Fußspitze, und zwar in einer eigens dafür ausgesparten Lücke des Netzwerks, dem 'Auge'[112], so dass der Fuss mit seiner Spitze noch den Schnee berührt, sonst aber frei beweglich bleibt; Rindisbacher zeigt das sehr schön (Tf. 5). Beim Gehen hebt man den Schneeschuh nur ein wenig und lässt ihn über den Schnee nachschleifen, namentlich das Endstück[113]; dieses hat ja das feinste Geflecht und läuft spitz zu. Solches Gehen ist eine Kunst, die nicht jeder ohne weiteres beherrscht; sogar Nansen hat in Grönland Lehrgeld dafür zahlen müssen, wie er humorvoll berichtet, und wer es falsch macht, kriegt das schmerzhafte «mal de raquettes»[114]. Wer sich aber darauf versteht, kommt erstaunlich schnell vorwärts; jagten doch die Indianer, freilich schon ohnehin grossartige Läufer, mit ihren Raquettes erfolgreich den im Schnee flüchtenden Elch, das Ren, den

Abb. 4. Norwegischer Schneereifen («Truger») oder Lappenschuh. Nach Nansen.

delphia 1937), die reichhaltigste und eingehendste Beschreibung der amerikanischen Schneeschuhe. H. E. Driver und W. C. Massey, Comparative studies of North American Indians: Transactions Amer. Philos. Soc. N.S. 47, 2 (Philadelphia 1957) 278, mit Verbreitungskarte der Typen S. 277. Als Beispiel für Verschiedenartigkeit der Formen bei einem Stamm s. Cornelius Osgood, Ingalik material culture: Yale Univ. Publications in Anthropology 22 (1940) 345 ff. (die Ingalik sind Athapasken in den Stromgebieten des Yukon und des Kuskokwim). In allen diesen Publikationen wird mit umsichtiger Genauigkeit über das Technische, die Herstellung, die Formen, die Verbreitung berichtet, weit weniger leider über Funktion und Gebrauch. Vgl. K. Birket-Smith, A geographical study of the early history of the Algonquian Indians: Internat. Archiv für Ethnogr. 24 (1918) 183; ders., Geschichte der Kultur (1946) 238 mit Abb. 160. L. E. Brigge in Collier's Encyclopedia 17 (1959) 665 f. s.v. snowshoeing.

[111] Nach Nansen 1, 42; danach G. Montandon, L'ologénèse culturelle, Paris 1934, 581. Davidson 28.

[112] Birket-Smith a.O. 1918, 183. Davidson 42.

[113] Birket-Smith 1918 a.O.: die Schneeschuhe «are not lifted, but moved somewhat like skees». Davidson 42: sie werden «dragged like a toe-slipper»; ebenso 61. 111. Vgl. auch Fr. K. Brown, Encycl. Brit. 20, 857 s.v. snowshoes.

[114] Nansen a.O. 2, 102 ff. Brown a.O.

Hirsch, den Büffel. La Hontan, der hier durchaus glaubwürdig ist, erzählt[115], sie hätten bei günstigen Schneeverhältnissen, namentlich bei dünner Eiskruste, Elche jeweils in einer Viertelsmeile eingeholt; bei frisch gefallenem weichem Schnee dagegen hätten selbst drei bis vier Meilen noch nicht genügt, es wäre denn, dass die Hunde das Wild im Tiefschnee stellten. Unzweifelhaft ist der Ski den Raquettes, wenn auch nicht überall und in allem, doch weit überlegen, besonders an Schnelligkeit; unzweifelhaft aber hat der amerikanische Schneeschuh, im ganzen gesehen, doch das gleiche geleistet wie der eurasische Ski; und das ist, wie Gudmund Hatt und Kaj Birket-Smith in berühmten Untersuchungen erwiesen haben[116], nicht weniger als eine tiefgreifende Umgestaltung des ganzen Lebens. Sie argumentieren ungefähr so.

In der Zeit vor dem Aufkommen des Schneeschuhs – und eine solche muss es gegeben haben – war Landnahme und dauernde Siedlung in den Nordgebieten des eurasischen und des amerikanischen Festlandes nur an eng begrenzten Plätzen möglich. Die Tundrazonen und der anschliessende riesige Gürtel der Nadelwälder, die sich oft bis weit ins Herz der beiden Kontinente hinein erstrecken, erlaubten während der langen Winterszeit einen Aufenthalt einzig an den Ufern der Seen und Flüsse; nur hier, wo man Wassertiere, vor allem Fische, vom Eis aus fangen konnte, war regelmässig Nahrung zu beschaffen. Die Wälder mit ihren tiefen, lockeren Schneemassen blieben während vielen Monaten verschlossen, das in ihnen hausende Wild unerreichbar. Erst mit dem Schneeschuh sind die Wälder auch im Winter zugänglich geworden; erst der Schneeschuh hat den Menschen hier von seiner Grundhörigkeit befreit, dem Jäger die Überlegenheit über das im Schnee behinderte Wild verliehen und auch diese Gebiete dauernder Besiedlung geöffnet. Nun haben sich jeder dieser beiden Jagd-

---

115 La Hontan, Nouveaux voyages dans l'Amérique septentrionale 1 (1703) 75f.; vgl. unten S. 181. «Un quart de lieue» = ca. 225 m; «trois ou quatre lieues» = ca. 2 ½–3 ½ km. Renn-Schneeschuhe der Huronen und Irokesen verzeichnet Davidson 88f. mit Abb. 41a. Schneeschuh-Rennen, auch Hindernisrennen, sind heute bei den kanadischen Schneeschuh-Clubs beliebt. Brown a.O.

116 Ihre wichtigsten Arbeiten sind folgende: G. Hatt, Arktiske Skinddragter i Eurasien og Amerika (Kopenhagen 1914); ders., Kyst- og Inlandskultur i det arktiske: Geografisk Tidskrift 23 (1916) 284ff. K. Birket-Smith, A geographic study of the early history of the Algonquian Indians: Internat. Archiv für Ethnographie 24 (1918) 174ff., bes. 183ff.; ders., The Caribou Eskimos: Report of the fifth Thule Expedition 1921/24 vol. 5, 2 (1929) 212ff.; ders., Folk-Wanderings and culture drifts in northern North America: Journal de la soc. des américanistes, N.s. 22 (1930) 1ff., bes. 11ff.; ferner desselben Verfassers kurz zusammenfassende Orientierungen in: Die Eskimos (dtsch. 1948) 251f.; Geschichte der Kultur (dtsch. 1946) 237f.; Ferne Völker (dtsch. 1958) 178f. Vgl. W. Krickeberg in Buschans Illustr. Völkerkunde 1² (1922) 75ff.

arten, der Eisjagd und der Schneejagd, eine ganze Anzahl verschiedener Kulturelemente zugesellt – bestimmte Formen der Kleidung, des Hauses, der Wasserfahrzeuge u.a., wohl auch gewisse Formen religiösen Brauchs – und sich mit ihnen zu einem natürlichen (um nicht zu sagen organischen) Ganzen zusammengeschlossen, zu 'Kulturen'[117]: auf die ältere 'Eisjagdkultur' ist die jüngere 'Schneejagdkultur' gefolgt. Es sind Grundlinien einer allgemeinen Entwicklung, die die beiden dänischen Forscher hier aufgedeckt haben; die Wirklichkeit im einzelnen, mitbedingt durch örtliche, geschichtliche, menschliche Besonderheiten, ist natürlich überaus vielgestaltig, so dass sie gelegentlich auch anderer Deutung fähig zu sein scheint[118]. Aber es ist doch erstaunlich, wie klärend die Anwendung dieser Grunderkenntnis wirken kann, in wie hohem Masse sie beispielsweise dazu beiträgt, die komplizierte geographische Lagerung nordindianischer Stammesgebiete, das Durch- und Ineinander ihrer Kulturen als ein geschichtlich Gewordenes verstehen zu lassen[119]. Die Büffeljagd in den schneebedeckten Prärien ist, wie Birket-Smith überzeugend dargetan hat[120], ein Abkömmling der Elch- und Renjagd. Diese, die Jagd auf Elch und Ren, ist seit sehr alter Zeit in den Waldgebieten Asiens und Amerikas im Schwang und dort lebensnotwendig gewesen; jene, die auf einen verhältnismässig sehr viel kleineren Raum beschränkte und dort auch sachlich weniger bedeutende Büffeljagd, ist offenkundig jünger und der Schneejagd im Wald nachgebildet. Algonkin-, Athapasken- und Sioux-Stämme haben erst dank dem Pferd, das sie seit Beginn des 17. Jahrhunderts in Reitervölker verwandelte, intensivere Büffeljagd zu treiben und so die Prärien ganz in Besitz zu nehmen vermocht[121]; dasselbe leistete ihnen für den Winter der Schneeschuh, der also auch hier wie in Asien einen Namen wie 'Holzpferd' vollauf verdient hätte. Mit dieser Erkenntnis wäre denn endlich der vermutete Zusammenhang gefunden, die verblüffende Übereinstimmung von Jagdbildern aus der Neuen Welt mit alteuropäischen durch geschichtliche Beziehung erklärt und so die Veranschaulichung Vergils durch Rindisbacher und Catlin, die zunächst verwegen schien, gerechtfertigt.

Hier brechen wir ab. Nicht, weil die Probleme erschöpft oder weniger verlockend wären, im Gegenteil! Sie sind so bedeutend und zum

---

[117] Heute pflegt man eher zu sagen 'Komplexen'.

[118] Dies ist zu bedenken gegenüber der Kritik von Werner Müller, Die Religionen der Waldlandindianer Nordamerikas (1956) 22f. 327f. Vgl. G. Berg a.O. (oben S. 118 Anm. 99) 35.

[119] Vgl. besonders Birket-Smith 1918 und 1930 (oben Anm. 116).

[120] Birket-Smith, Internat. Archiv für Ethnogr. 24 (1918) 205 ff. 208.

[121] Birket-Smith, Ferne Völker 59f.

Teil auch grundsätzlich wichtig, dass es vermessen wäre, sie in der hier gebotenen Kürze abhandeln zu wollen. Auch sind aus den Untersuchungen der Ethnologen über Alter, Entwicklung und Ausbreitung der Schneeschuhe[122] weitere präzise Zeitbestimmungen einstweilen nicht zu gewinnen, und andere Probleme dieses Bereichs sind zwar überaus anziehend, aber für unsere Fragestellung nicht unentbehrlich; ohnehin haben wir des Guten vielleicht schon zu viel getan.

4. *Herakles und die kerynitische Hindin*

Der Herakles der Hellenen und die barbarischen Schneeschuhjäger des Nordens – wie sollen denn die zusammenkommen? Wir glauben, eine Beziehung aufweisen zu können; wenn der geneigte Leser bis zum Schluss dieses kleinen Abschnittes ausharrt, so wird er, hoffe ich, zugeben, die angenommene Beziehung bestehe zu Recht.

Im Dodekathlos, das heisst in den zwölf Arbeiten, die Herakles im Dienste des Eurystheus zu leisten hatte, nimmt das Abenteuer mit der Hindin nach der kanonischen Reihenfolge die dritte oder die vierte Stelle ein[123]. Die Frage, worin denn eigentlich die Heldentat bestehe, wurde in sehr verschiedener Weise beantwortet. Unser ältester Zeuge, der Bildner einer böotischen Bronzefibel (Abb. 5)[124], sagt: Herakles hat die Hindin getötet. Er packt das Tier, das durch das Geweih als Cervide, durch das saugende Kitz als weiblich gekennzeichnet ist, mit der rechten Hand am Gehörn und ersticht es mit dem einen seiner beiden Speere. Sicher ist die Tat des Herakles gemeint, nicht eine beliebige Jagdszene; denn das entsprechende Bild auf der Gegenseite der Fibel stellt im gleichen «grossen Stil» (R. Hampe) den Kampf mit der

---

[122] Davidson, Snowshoes (oben S. 121 Anm. 110); ders., The snowshoes in Japan and Korea: Ethnos 18 (1953) 61ff. Nach K. Birket-Smith, Geschichte der Kultur 472 bietet das Alter der Schneeschuhkultur «ein höchst anziehendes, aber noch gar nicht untersuchtes Problem»; der Charakter dieser Kultur trage «entschieden ein Steinzeitgepräge», aber mehr lasse sich im Augenblick schwerlich sagen. – Die Kritik John M. Coopers kann ich nicht mit Werner Müller (oben Anm. 118) 22 Anm. 24 «vernichtend» finden (Cooper, The culture of the north-eastern Indian hunters, in: Man in north-eastern North America, ed. by Frederick Johnson = Papers of the Robert S. Peabody Foundation for Archaeology 3, Andover, Mass. 1946, 272ff.). Gewiss hat Davidson die Holztrittlinge der Algonkin falsch beurteilt, aber entscheidende Konsequenzen hat das nicht. Unerschüttert bleibt einstweilen die These, der Schneeschuh finde sich ausschliesslich in dem zusammenhängenden eurasisch-amerikanischen Gebiet; die zwei angeblichen Zeugnisse aus den Anden Perus und aus Feuerland sind meines Erachtens nichtig. Über die Kontroverse G. Berg, På Skidor 1953, 167ff.; 1955, 179ff.

[123] O. Gruppe, RE Suppl. 3 (1918) 1020ff. s.v. Herakles. C. Robert, Die griech. Heldensage (1920/21) 448ff. Vgl. unten Anm. 129.

[124] R. Hampe, Frühe griech. Sagenbilder in Boeotien (1936) Tf. 8 Nr. 135 (danach unsere Abb. 5), dazu S. 42ff.; ders., Die Gleichnisse Homers usw. 34 (unten Anm. 140).

lernäischen Hydra dar samt den beiderseitigen Helfern, dem Iolaos und dem Krebs. Aber wieso, fragte man sich, soll die Erlegung einer Hirschkuh eine heroische, eines Herakles würdige Tat sein, gleichen Ranges wie der Sieg über den nemeischen Löwen und die Vernichtung der Hydra, so dass ihr ein Ruhmesplatz im Kranz der zwölf Arbeiten zukommt gleich diesen? Diese Hirschkuh war eben, antwortete man[125], auch eine Landplage, eine Schädigerin des Landvolks, und mit ihrer Beseitigung blieb Herakles seiner Aufgabe treu, die Erde zum Heil der Menschen von Unholden und Ungeheuern zu säubern. Nun macht Rotwild freilich Flurschaden, aber doch niemals so schlimmen wie ein Wildschwein; und eine Hindin ist doch nicht ein so gefährlicher, wilder Unhold wie es etwa jenes «gewaltige Stück von einem Schwein»[126] gewesen ist, dem Atys zum Opfer fiel, oder wie der kalydonische Eber, den zu überwältigen das Aufgebot aller Helden von Griechenland nötig war. Nun, entgegnete man darauf, geradezu eine *vastifica belua* wie der erymanthische Eber[127] war sie allerdings nicht, aber doch *ferox*, eine *fera*, erzfüssig (*aeripes*) wie die fürchterlichen Stiere, mit denen König Aietes den Iason zu pflügen zwang, ja sogar feuerschnaubend wie diese[128].

Offenbar genügten aber vielen diese Versuche, die Hindin zu heroisieren, nicht. So erzählten sie, die Hindin sei ein heiliges, den Göttern geweihtes Tier gewesen, und die heroische Grösse der Tat habe darin bestanden, dass Herakles mit einem Gott um sie zu streiten wagte. Dieser Gott ist nach der reichen bildlichen Überlieferung weit häufiger

---

[125] Euripides, Her. 375 ff. *τάν τε χρυσοκάρανον δόρκα ποικιλόνωτον συλήτειραν ἀγρωστᾶν κτείνας κτέ.* Vgl. Eurip. Temeniden fr. 740 N.[2]

[126] *ὑὸς χρῆμα μέγα* Herod. 1, 36.

[127] So übersetzt Cicero, Tusc. 2, 22 das einfache *θῆρα* des Sophokles Trach. 1096.

[128] *cervum* (zu *cervus* masc. s. unten Anm. 139) *ferocem* Hygin. fab. 30, 5 nach dem Zeugnis der einzigen Handschrift, des Frisingensis; Micyllus (1535) glaubte die herrschende Sagenversion herstellen zu müssen und änderte in *velocem*; erst durch den Fund von 1870 kam das Echte wieder zum Vorschein (vgl. Antidoron f. J. Wackernagel 1923, 231 ff. H. J. Rose verzeichnet das in seiner Ausgabe nicht). – *fera:* Seneca, Herc. Oet. 17; Herc. fur. 222. – Vergils (*Alcides*) *fixerit aeripedem cervam licet* (Aen. 6, 802) deutet man heute allgemein als 'erzfüssig' und bezieht es auf die unermüdliche Ausdauer des Laufes (*χαλκόποδες* heissen bei Homer, Il. 13, 23 Poseidons Rosse, *χαλκόπους* bei Sophokles, El. 491 die Erinys). Aber für Charisius (Gramm. lat. 1, 279, 7) war es ausser Frage, dass Vergil 'mit windschnellen Füssen' (etwa *ποδήνεμος*) gemeint und nur in tadelnswerter Weise das Wort *aeripedem* vier- statt fünfsilbig gemessen habe (vgl. Servius z.St. *aeripedem ... pro aëripedem*); was vielleicht doch ernsthaft zu erwägen wäre. Silius, Martial und Ausonius bringen keine Entscheidung, denn sie übernehmen das Wort von Vergil (Sil. 3, 39 *aeripedis ... cervi*[!]. Martial. 9, 101, 7 *aeripedem silvis cervam ... abstulit.* Auson., Monosticha de aerumnis Herculis, Ecl. 366, 4 Souchay = Ecl. 25, 4 p. 106 Peiper *aeripedis quarto tulit aurea cornua cervi* [!]). Quintus Smyrn. 6, 223 ff., der die Hindin Feuer schnauben lässt wie die erzfüssigen Stiere des Aietes (Pherecyd. FgrHist. 3 fr. 112. Apollon. Rhod. 3, 230. Ovid. met. 7, 105 usw.) oder wie die Chimaira, nennt sie nur 'schnellfüssig', *θοὴ πόδας*.

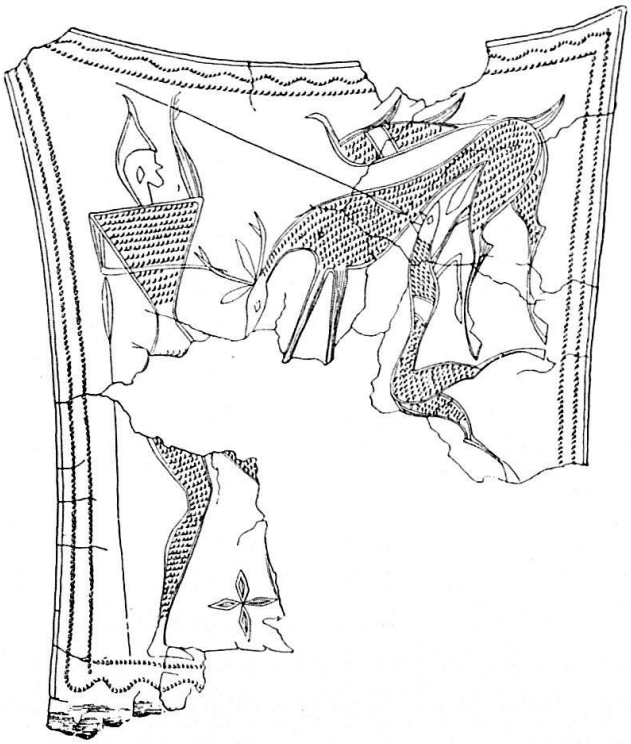


Abb. 5. Herakles tötet die kerynitische Hindin. Bronze-Fibel geometrischen Stils, um 725/700 v. Chr., aus Böotien. Nach Hampe.

Apollon als Artemis; in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts ist der Kampf des Apollon und des Herakles um die Hirschkuh bei attischen Malern schwarzfiguriger Vasen ein sehr beliebter Vorwurf. Er wird verschieden gestaltet: der Gott und der Heros stehen bogenbewehrt neben der Hindin einander gegenüber; gleichzeitige etruskische Künstler lassen sie um ein gefesselt (also lebend) am Boden liegendes Tier kämpfen; oft erscheint auf den Vasen Herakles mit der (toten oder verwundeten?) Hindin enteilend, während Apollon ihm nachsetzt und sie ihm zu entreissen trachtet (Tf. 14 unten). Dies nun ist, wie man längst gesehen hat, offenkundig das Bildschema des Dreifussraubes, den die alte Kunst so gern dargestellt hat. Das Hervortreten des Apollon und die Anlehnung an den Dreifussraub machen es wahrscheinlich, dass für diesen Versuch, der Tat heroisches Gewicht zu geben, eben der Dreifussraub Vorbild gewesen ist[129].

Nach der ältesten Version, die durch die geometrische Fibel (Abb. 5) bezeugt und durch Euripides bestätigt wird, hat Herakles, wie gesagt,

[129] Die bildliche Überlieferung hat gesammelt F. Brommer, Herakles. Die zwölf Taten des Helden in antiker Kunst und Literatur (1953) 20ff.; ders., Vasenlisten zur griech. Heldensage (1956) 42ff. Furtwängler in Roschers Mytholog. Lex. 1, 2200, Robert a.O. 450 Anm. 2 und E. Kunze, Archaische Schildbänder: Olympische Forschungen 2 (1950) 126 nehmen Anschluss an das Dreifussraub-Schema an; P. Friedländer, Herakles (1907) 126 und Brommer, Herakles 23 sind geneigt, dies zu bestreiten und an eine selbständige, sonst nicht bezeugte Sagenversion zu denken. Dabei müsste, nach Brommer, in dem Tier nicht unbedingt das kerynitische gesehen werden.

die Hirschkuh getötet. Im Widerspruch dazu steht die Erzählung, er habe sie lebend nach Mykenai bringen müssen[130]. Das hatte der König Eurystheus ersonnen, um die Aufgabe zu erschweren; die gleiche Forderung stellte er beim erymanthischen Eber, beim kretischen Stier, beim Kerberos, in der Hoffnung, er bereite damit dem Herakles den gewissen Tod. Aber der schleppte die Untiere wahrhaftig lebend herbei, und der König, fast noch mehr entsetzt über die Unüberwindlichkeit seines unheimlich starken Knechtes als über das Tier, flüchtete sich angstvoll in ein grosses Fass und offenbarte so die Feigheit und die Tücke seines Gemüts. Die Künstler der Vasenbilder haben ihre Lust daran, diese Szene recht drastisch auszumalen; aber keinen hat es je verlockt, hier einmal statt des Ebers oder des Kerberos die Hindin darzustellen. Mit gutem Grund! Denn sollte die Geschichte Sinn und Kraft haben, so musste es ein toddrohendes Ungeheuer sein, wie es in dem nahe verwandten Märchen vom starken Knecht auch immer der Fall ist[131]. Unzweifelhaft ist dieses Motiv der ursprünglichen Hirschgeschichte fremd; unzweifelhaft ist es der Geschichte mit dem erschrekkenden bösen Tier nachgebildet.

Dagegen ist alt und fest in der Sage der berühmte sieghafte Wettlauf mit der Hindin und ihre Tötung. Zwei Beobachtungen drängen sich auf. Erstens: Von einer besonderen Bedeutung des erjagten Tiers ist nicht die Rede; seine angebliche Schädlichkeit, die mühsam ihm angedichtete Furchtbarkeit sind Versuche einer neuen Sinngebung, die wirkungslos vorübergingen; die Weihung des Tiers oder des Gehörns ist nichts als gewöhnlicher Jägerbrauch. So erschöpft sich der Sinn der riesigen Anstrengung in einer rein sportlichen Leistung; ihr einziger Ruhm ist der eines allerdings fabelhaften Rekords im Dauerlauf: hielt doch der Held nicht weniger lange durch als ein volles Jahr[132]. Hat eine alte Sage – und alt ist sie – wirklich nie einen gewichtigeren Gehalt gehabt? Euripides jedenfalls und andere haben sich dabei, wie oben gezeigt wurde, nicht beruhigt. – Zweitens: Schauplatz dieser Verfolgungsjagd ist die Argolis, Arkadien und das angrenzende Elis. Das geht auf den Schöpfer des Dodekathlos zurück. Dieser hatte, sinnvoll ordnend und steigernd, die Arbeiten hier, in der engern Heimat, beginnen lassen, hatte dann von den Fahrten des Helden ins

---

[130] Pindar. Ol. 3, 50ff. *ἀγγελίαις Εὐρυσθέος ... χρυσόκερων ἔλαφον θήλειαν ἄξοντα.* Apollod. 2, 81 *τὴν Κερυνῖτιν ἔλαφον εἰς Μυκήνας ἔμπνουν ἐνεγκεῖν.* Hygin. fab. 30, 5 *cervum* (!) *ferocem in Arcadia cum cornibus aureis vivum in conspectum Eurysthei regis adduxit.* Vgl. Bernhard Schweitzer, Herakles (1922) 178. Hampe a.O. (oben Anm. 124) 44.

[131] Darüber besonders Schweitzer a.O. 141ff. 145f., dem ich auch im Vorhergehenden verpflichtet bin.

[132] Apollod. 2, 81 *συνεδίωξεν ὅλον ἐνιαυτόν.*

weitere Hellas erzählt, dann von seinem Ausgreifen über Hellas hinaus in die Fernen und schliesslich vom Vordringen ins Jenseits – in die Unterwelt, zu den Hesperiden[133]. Da er das Abenteuer mit der Hindin an die dritte oder vierte Stelle setzte, ergab sich notwendig die Beschränkung auf Argolis und Arkadien; sonderlich geeignet, den Heldenlauf eines ganzen Jahres anschaulich zu machen, war sie nicht. Der Schluss liegt nahe, der Dichter habe die Sage aus einem andern Bereich in diese irdisch-heimatliche Enge verpflanzt[134]. Es ergab sich weiter ganz natürlich, dass nun mit den heimatlichen Namen auch an heimatliche Überlieferungen angeknüpft, die eine oder die andere von ihnen aufgenommen wurde. Artemis, die Herrin der Tiere, die den Hirsch besonders liebt, könnte sehr wohl erst hier hereingekommen sein[135].

Aus dem Bisherigen ergibt sich: die Überlieferung über dieses Abenteuer ist schwankend, vielfältig, widerspruchsvoll; einheitlich ist nur die Tendenz immer wieder erneuter Versuche, der Erzählung einen Sinn und ein Gewicht zu geben, das ihres Helden würdig wäre. Alle diese Versuche erwiesen sich als unzulänglich; keiner setzte sich als überzeugend durch; als Kernstück blieb schliesslich nur die sportliche Leistung, unzulänglich für eine alte echte Sage auch sie, und befriedigend nur für spätere Geschlechter. Wirklich zulänglich und, wenn einmal verloren, mit allem Bemühen nicht wieder herzustellen, war allein der ursprüngliche mythische Gehalt. Dass es einen solchen gegeben hat, dass sein wie immer eingetretener Verlust die Ursache dieser Unsicherheit und dieses Suchens war, das lässt sich wahrscheinlich machen.

Die Hindin sei gehörnt gewesen, versichern die alten Zeugen mit Wort und mit Bild[136]. Zwar hatte nicht die kerynitische allein diese Eigentümlichkeit[137], aber ihr vorzüglich kam sie zu und ist möglicher-

[133] Wilamowitz, Euripides Herakles[2] (1909) 55f. Robert a.O. 432.

[134] Zu diesem Ergebnis kam auch Schweitzer a.O. 145. Vgl. Gruppe a.O. (oben Anm. 123) 1038f.

[135] Auf Einzelheiten, die manches Problem bieten würden, gehen wir nicht ein. Ob die Geschichte, Artemis habe die Atlastochter Taygete, als der verliebte Zeus sie verfolgte, durch Verwandlung in eine Hirschkuh gerettet (Schol. Pind. Ol. 3, 53; anders Eurip. Hel. 381ff.), wirklich sehr alt ist, darf man fragen; die Hypothese von Wilamowitz, Pindaros (1922) 239 scheint mir nicht viel überzeugender als die von Gerhard und Robert (über diese unten S. 137f.), die Wilamowitz als undenkbar bezeichnet. Doch vgl. Kruse, RE 5 A (1934) 90f s.v. Taygete. Gruppe a.O. Carl Pschmadt, Die Sage von der verfolgten Hinde (Diss. Greifswald 1911) 25ff., eine trotz Irrtümern in vielem nützliche Arbeit.

[136] Pindar. Ol. 3, 50ff. Schol. 50b führt als weitere Zeugen an die Theseïs (p. 217 Ki.), Peisandros (fr. 3 Ki.) und Pherekydes (Fgr Hist 3 fr. 71). Vgl. ferner Eurip. Her. 375f. Callim. hymn. 3 in Dianam 102 mit Schol. Die bildlichen Zeugnisse bei Brommer a.O. (oben Anm. 129).

[137] Aelian. nat. an. 7, 39, dessen erlesene Gelehrsamkeit aus Didymus-Pamphilus stammt wie Schol. Pind. Ol. 3, 52 und Poll. 5, 76 (Wellmann, Hermes 51, 1916, 20f.), nennt die Hirschkuh, die den Telephos säugte (Soph. fr. 86 N.[2] = fr. 89 Pearson), die-

weise von ihr auf die andern übertragen worden. Die antiken Philologen haben diese Naturwidrigkeit wohl bemerkt. Es sei eben eine poetische Lizenz, sagten die einen; Zenodot, wie immer seiner Sache sicher und rasch entschlossen, korrigierte den Anakreon und machte aus dessen 'gehörnter' Hindin eine 'reizende' (*ἐροέσσης* statt *κεροέσσης*); Aristophanes von Byzanz suchte das Phänomen als natürlich zu erweisen mit der gelehrten Feststellung, Hörner kämen auch bei weiblichen Schafen und Ziegen vor[138]. Den Späteren war das trotz alledem anstössig; nachklassische Künstler jedenfalls bilden die säugende Hindin ungehörnt, das gehörnte kerynitische Tier als Hirsch (Tf. 15 oben)[139]. Nun ist längst bemerkt worden, dass es unter allen weiblichen Cerviden nur ein einziges gibt, das Hörner trägt: das Ren; und so hat man die Vermutung gewagt, hinter der scheinbar so griechischen Gestalt der gehörnten Hindin verberge sich «ein eurasisches Fabelwesen»[140]. Man

---

jenige, die Artemis an Stelle der Iphigenie zum Opfer sandte (Eurip. fr. 857 N.²), aber auch ganz harmlose, nicht mythische (Anacr. 39 D.; zu diesen gehört auch die von Pindar fr. 107a erwähnte). Gehörnte Hindinnen in mittelalterlichen Sagen verzeichnet Pschmadt a.O. 131f.

[138] Schol. Pind. Ol. 3, 52a. A. Nauck, Aristoph. Byz. fragm. (1848) 104 = Eustath. Od. p. 1625, 33ff. *ὅτι αἶγες καὶ ὄιες θήλειαι κέρατα πολλάκις ἔχουσαι κεράδες καλοῦνται.* Andere wiesen auf weibliche Elefanten hin, die auch Stosszähne hätten, was gleichviel sei wie Hörner (Amyntian. FgrHist 150 fr. 2 = Schol. Pind. a.O.).

[139] Die den Telephos säugende Hindin ist, anders als bei Sophokles (oben Anm. 137), ungehörnt auf dem berühmten pompeianischen Bild (Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen 3, 1923, 279 Abb. 659; Schefold, Pompeian. Malerei, 1952, Tf. 48 mit S. 139ff.). Horaz lässt in der Nachbildung Anakreons seine Hindin weder 'gehörnt' noch 'reizend' sein, nur 'scheu' (*pavidam* c. 1, 23, 2), und spätere Autoren (nicht der gelehrte Vergil!) machen wie die bildenden Künstler aus der *cerva* einen *cervus* (oben Anm. 128). Wenn auf den stark verstümmelten Metopen vom Schatzhaus der Athener in Delphi und vom Hephaistostempel in Athen wirklich ein männliches Tier dargestellt war (vgl. Brommer, Herakles 24), so hätte diese Entwicklung schon im 5. Jh. eingesetzt. Lysipp jedenfalls scheint einen Hirsch dargestellt zu haben, wenn man nach der schönen Bronzegruppe aus Torre del Greco (jetzt in Palermo) urteilen darf, die ja mit guten Gründen als Kopie eines lysippischen Originals angesprochen wird (A. v. Salis, Löwenkampfbilder des Lysipp: 112. Berliner Winckelmannprogr. 1956 S. 7f. mit Abb. 3; Springer-Michaelis-Wolters, Handb. d. Kunstgesch. 1, Altertum ¹², 1923, S. 364 Abb. 682). Auf den römischen Sarkophagen ist das kerynitische Tier immer männlich gebildet, zum Teil unter Nachwirkung Lysipps.

[140] So K. Schefold, Die skyth. Kunst in Südrussland, in: W. Otto-R. Herbig, Handb. d. Archäologie 2 (1954) 437. 441 nach J. Wiesner, Vor- und Frühgeschichte der Mittelmeerländer 1 (1945) 138. Wiesner hat sich wiederholt in diesem Sinn geäussert und die grossen Zusammenhänge gezeichnet: Pisciculi ... F. J. Dölger zum 60. Geburtstag (1939) 319; Arch. Anz. 1942, 422; Neue Jahrbb. 5 (1942) 264; Germanien 1942, 218; Dtsch. wissenschaftl. Dienst, Heft 17 (1942) 3; Forschungen und Fortschritte 19 (1943) 216. Manfred Müller gestattete mir freundlicherweise Einsicht in eine unter Wiesners Anleitung geschriebene, noch ungedruckte Untersuchung, die den Beziehungen der Artemis zum Hirsch nachgeht. E. H. Minns sieht in den berühmten Cerviden der 'skythischen' Kunst Rentiere dargestellt (Minns, The art of the northern nomads: Proceedings Brit. Acad. 1942, 56. 62); sein Beweis scheint mir nicht durchschlagend. – Es ist auch zu bedenken, dass die alte Kunst die säugende Hindin mit Geweih darstellt auch ohne mythischen Be-

müsste dann annehmen, die seltsame Eigenart der Kerynitin sei ein alter, treu bewahrter Sagenzug und deute auf nordische Herkunft des Mythus.

In der Tat erzählt Pindar[141], unser frühester in Worten berichtender Zeuge, Herakles habe die Hindin verfolgen müssen «von Arkadiens Hängen und vielfach gewundenen Schluchten» nordwärts ins Land Istria und vorbei an den schattigen Quellen des Ister immer höher hinauf in den Norden bis «in jenes Land noch hinter dem Wehen des kalten Boreas», wo die Hyperboreer wohnen. Istria, erklärt der Scholiast[142], das ist Skythia, also das Land der Nordvölker; die Quellen des Ister, d.h. der Donau, denkt sich Pindar nach alter Vorstellung[143] an den Rhipäen, dem sagenhaften, riesigen Nordgebirge, von dem aus die grossen Ströme südwärts fliessen; das Land der Hyperboreer endlich liegt am Nordrand der Welt in Fernen, die dem gewöhnlichen Menschenkind unerreichbar sind; denn ungestörte Gerechtigkeit und immerwährendes Glück, wie es dieses selige Volk geniesst, das gibt es auch nach griechischem Glauben nur «dort wo du nicht bist». Im hohen Norden also, sagt Pindar, am Ende der Welt, hat Herakles schliesslich die gehörnte Hindin erjagt. Das wäre ja jener weitere, anschaulichere Bereich, den wir gegenüber der Verengerung des Dodekathlos-Dichters als das ursprüngliche vermutet hatten. Pindar kennt die herrschende Sagenform wohl: sein Herakles tötet die Hindin nicht, sondern er muss sie lebend dem Eurystheus bringen, in dessen Dienst er steht, und wenn der Dichter die Jagd in Arkadien beginnen und durch die arkadische Artemis zu glücklichem Ende kommen lässt[144], so schafft er damit den Ausgleich zwischen der älteren 'nordischen' Sagenform und der herrschenden jüngeren. Er hat diese schon fast verschollene Sage nochmals erzählt, um an sie eine eigene neue, an-

---

zug, im naturalistischen Sinn «unrichtig, aber doch dazu bestimmt, gerade einen richtigen Eindruck hervorzurufen ... Geweih und Junges zusammen formen den Bildbegriff 'Hirschkuh'» (R. Hampe, Die Gleichnisse Homers und die Bildkunst seiner Zeit: «Die Gestalt» Heft 22, Tübingen 1952, 34).

[141] Pind. Ol. 3, 28. 46ff.; die Übersetzungen nach F. Dornseiff, Pindar (1921) 74f. Schweitzer (oben Anm. 130) geht auf das Zeugnis Pindars nicht ein.

[142] Schol. Pind. Ol. 3, 45e.

[143] Aesch. fr. 197 N.^{2} = fr. 330 Mette = Schol. Apollon.Rhod. 4, 282/91b. Callim. fr. 186, 8f. Pfeiffer. Vgl. Antip. Thess., Anthol. Pal. 9, 550, 4. Gegen diese Vorstellung Herod. 2, 33; 4, 49.

[144] Artemis, sagt Pindar a.O. 46ff., trat ihm im Hyperboreerland freundlich entgegen und erlaubte ihm, die Hindin nach Mykenai zu bringen; wusste sie doch, dass der Held nach dem Willen des Zeus gezwungen war, dem Gebot des Eurystheus zu folgen. Es war jene Hindin, die einst Taygeta der Artemis Orthosia geweiht hatte, d.h. der Herrin des Heiligtums auf dem Orthion-Gebirge in Arkadien. Pind. a.O. 54 mit Schol. 54b. Boeckh z. St. denkt an die Orthia von Sparta.

mutige Erfindung[145] anzuschliessen: auf eben dieser Fahrt, erzählt er, im Lande der Hpyerboreer, erblickte Herakles zum erstenmal mit staunender Bewunderung den Ölbaum; von dort brachte er das edle Gewächs nach Olympia und bestimmte es dazu, Schatten zu spenden auf dem heissen Kampfplatz und Siegespreis zu sein.

Den alten Mythus, von dem Pindar dieses Bruchstück bewahrt hat, helfen Sagen aus Sibirien und Nordamerika in seinen wesentlichen Zügen wiedergewinnen. Zwar ist uns von Volksdichtung und von Sagen aus dem eurasischen Norden, die ja auch für das indogermanische Altertum so wichtig wären, leider viel zu wenig bekannt, und dieses wenige ist erst noch schwer zugänglich[146], oft genug auch rätselhaft, ja unverständlich; glücklicherweise reichen die Nachrichten, wie uns scheint, für unser Vorhaben aus. Am besten kennen wir Sagen der Jugravölker, d.h. der Wogulen und der Ostjaken, dieser «Stiefkinder der finnisch-ugrischen Völkerfamilie». Sie wohnen im Stromgebiet des Ob, vom Ostabhang des Ural bis zum Jenissei, in dichten sumpfigen Wäldern, die Siedlungen nur an den Ufern der Gewässer erlauben[147]. Sie erzählen ungefähr so: Zuerst hatte der Elch[148] sechs Füsse; mit diesen lief er so schnell, dass kein Mensch ihn fangen und töten konnte. Da bat der Mensch den Sohn des Vaters Himmel, ihnen zu helfen. Dieser machte sich aus dem Holz eines heiligen Baumes ganz schnell fahrende Schneeschuhe, jagte auf ihnen den Elch mit

---

[145] So Wilamowitz, Pindaros 238 mit Beziehung auf Boeckh. Pindar mag angeregt sein von der Überlieferung, der delphische Lorbeer stamme aus dem Tal Tempe (Hypothesis Pythiorum c).

[146] Vgl. A. Alföldi, Gnomon 9 (1933) 563. Von dem in Sibirien reich bezeugten Erzählungstypus weiss O. Dähnhardt, Natursagen 3, 1 (1910) 2 nur drei finnische und je eine lettische, schwedische und russische Variante der Haselhuhngeschichte mitzuteilen, dazu die Eichhörnchengeschichte der Micmac (unten S. 136); Stith Thompson, Index of folkliterature A 2302 (vol. 1, 1955, 283) gibt nicht viel mehr; sibirisches Erzählgut verzeichnen beide nicht.

[147] K. F. Karjalainen, Die Religion der Jugra-Völker 1: FFC 41 (1921) 3f. Vgl. K. Birket-Smith, Geschichte der Kultur (1946) 472 und oben S. 123f. Die Sagen sind aufgezeichnet von B. Munkácsi, Vogul népköltési gyütemény («Sammlung wogulischer Volksdichtung», Budapest 1892ff., ungarisch, mir unzugänglich; zur Charakteristik des Werks vgl. Karjalainen a.O. 19ff.); sorgfältige Übersetzungen der wogulischen Elchlieder bei F. Altheim, Weltgeschichte Asiens 2 (1948) 199f.; ders., Niedergang der Alten Welt 1 (1952) 178f. bes. 325ff. A. Kannisto und M. Liimola, Wogul. Volksdichtung 1. Texte mytholog. Inhalts: Mémoires soc. finno-ougrienne 101 (1951) 22ff. H. Kunicke, Märchen aus Sibirien (in «Märchen der Weltliteratur», 1940) Nr. 7 S. 43, nach S. Patkanov, Die Irtysch-Ostjaken und ihre Volkspoesie 1 (Petersburg 1879) 118 (russisch, mir unzugänglich). Karjalainen a.O. 3: FFC 63 (1927) 20ff. 55. U. Harva, Die relig. Vorstellungen der altaischen Völker: FFC 125 (1938) 201ff.

[148] Nur in den Werken von Karjalainen und Harva, die aus dem Finnischen übersetzt sind, wird das Tier 'Hirsch' genannt, in allen andern 'Elch'; also liegt wohl ein Übersetzungsfehler vor. Ich habe im folgenden ziemlich frei nacherzählt.

grosser Geschwindigkeit bis ans Nordmeer am Ende der Welt[149] und schlug ihm das dritte Beinpaar weg. Das Tier war so gross, dass es sich über dreissig sandige Flussufer, über dreissig Flussläufe hin erstreckte. Da sprach der Jäger zum Vater Himmel: «Dieses Tier habe ich, der ich doch ein rechter Mann bin, nur mit Mühe zur Strecke gebracht. Wie also sollte ein gewöhnlicher Mensch, der ja viel schwächer ist, es fangen und töten können? So schnell und so gross wie es ist, wird es im Gegenteil alle Männer töten, so viele du auch haben magst. Darum mache du es vierfüssig!» Und so geschah es. Seither hat der Elch nur vier Füsse, und die Menschen können ihn jagen; sein Bild aber, mitsamt den Stümpfen der zwei abgehauenen Füsse, spiegelt sich am Himmel als das Siebengestirn, die Schneeschuhspur des Jägers als Milchstrasse.

Dies ist nun unverkennbar ein echter Mythus. Er erzählt von einem heroischen Wesen, das die erschreckend gewaltige Welt der Urzeit durch eine Heldentat für den Menschen bewohnbar und nutzbar gemacht hat. Ein Mythus ist diese Erzählung nicht so sehr dadurch, dass die Ruhmestat nun zu dauerndem verehrendem Gedächtnis in den Sternen geschrieben steht, sondern vor allem dadurch, dass sie zu jenen gehört, durch welche die heute noch dauernde Ordnung begründet, die Lebensmöglichkeiten für den Menschen erst geschaffen worden sind. Ein Mythus also von dem wohlbekannten, weltweit verbreiteten Typus der Kulturheros-Geschichten. Wir teilen im folgenden noch ein paar Einzelheiten mit, die geeignet sind, vom Formenreichtum und von der Verbreitung dieses Mythus wenigstens eine Ahnung zu geben.

Es wird auch erzählt, die Tat sei geschehen, als Numi-tarem, der Himmelsgott, die Welt erschuf, vor Anbruch des Menschenzeitalters[150]. Die Jagd sei, immer nordwärts, bis dahin gegangen, «wo Erde und Himmel in ihrer Wurzel sich berühren»[151]; oder sie sei über den ganzen Himmel hingestürmt, das gehetzte Tier habe sich an der steinernen Landspitze von Samarovo vom Himmel auf die Erde hinuntergelassen und sei bei Obdorsk, nicht fern vom Nordmeer, von seinem Verfolger eingeholt worden; dieser hätte beim Herabsteigen auf die Erde einen Ski zerbrochen und sei auf dem andern allein weitergerannt: die Spur der Milchstrasse verrät das noch heute[152]. Die Milch-

---

149 So Munkácsi 4, 304ff. bei Altheim 1952, 332.

150 Altheim 1948, 199 nach Munkácsi 1, CCCLXVII. Die Erzählung bietet eigentümliche Widersprüche. Vgl. Karjalainen a.O. 2: FFC 44 (1922) 250ff.

151 Altheim 1952, 333ff. nach Munkácsi 4, 310ff.

152 Kunicke a.O. 43f. nach Patkanov.

strasse wird oft als die Schneeschuhspur dieses Jagdhelden bezeichnet; gewiss darf man auch dort, wo nur ein solcher Name überliefert ist wie bei den Jakuten («Schneeschuhspur des Gottessohnes») oder bei den Golden (Schneeschuhspur irgend eines Helden) einen ähnlichen Mythus voraussetzen[153]. Nicht mit ebenso grosser Zuversicht wird man diesen Schluss ziehen in den zahlreichen Fällen, wo das Siebengestirn Elch, Rentier oder Hirsch heisst[154].

Der mythische Schneeschuhjäger erscheint in vielerlei Gestalt. Seine Namen, wie ostjakisch Tunk-poch u.ä., wogulisch Poaster, Paschker usw.[155] würden uns nur etwas sagen, wenn wir sie zu deuten wüssten; etwas mehr können wir uns vorstellen, wenn wir hören, er sei ein Sohn des Vaters Himmel, er sei der Waldbewohner, Waldkobold, Koboldsohn, der «einsame Sohn mit der blutigen Hand»[156]. Der 'Kulturheros' hatte nicht die Macht, alles allen Wünschen der Menschen gemäss zu gestalten und vollkommen ideale Zustände zu schaffen; die Wirklichkeit ist immer noch so reich an Tücken und Schwierigkeiten, dass der 'Kulturheros' entweder selber gelegentlich Koboldlaunen gehabt oder dass neben ihm ein anderer Mächtiger seine Teufeleien getrieben haben muss; man denke an die seltsame, heute so viel verhandelte Figur des 'Trickster'. Manchmal erscheint statt des einen Jägers ein Jägerpaar: der eine ist geflügelt, der andere geht zu Fuss[157]. Manchmal hat der Held Tiergestalt: bei den Tungusen ist der skifahrende, die Milchstrassenspur zeichnende Jäger ein Bär, bei Wogulen und Ostjaken gelegentlich ein Vielfrass (Gulo gulo, wogulisch

---

[153] Harva a.O. 201. 203.

[154] Dies ist der Fall bei den Ostjaken am Irtysch, am Ob, am Jenissei, bei Samojeden, sibirischen Russen, Grönländern nach O. S. Reuter, German. Himmelskunde (1934) 253. Die Eskimo nennen unsern Grossen Bären «das himmliche Rentier», «das Karibu». K. Birket-Smith, Die Eskimos (1948) 15. Vgl. Karjalainen a.O. 3, 21. 55. Harva a.O. 190. J. v. Negelein, Das Sternbild des Grossen Bären in Sibirien und Indien: Arch. f. Relig. wissensch. 27 (1929) 186. H. Werner, Klassische Sternbilder am Himmel der Tschuktschen: Ztschr. f. Ethnol. 77 (1952) 139. Grundsätzliche Kritik an Werners Aufstellungen gibt, mit wichtigem neuem Material, O. Zerries, Sternbilder als Ausdruck jägerischer Geisteshaltung in Südamerika: Paideuma 5 (1950/54) 220ff. 228. – In der Hindin-Sage hatte schon Pschmadt a.O. (oben Anm. 135) 14 «einen siderischen Mythus» erkennen wollen, ebenso Patkanov (bei Karjalainen 3, 24 und bei Kunicke 305). Die Frage ist berechtigt, eine Antwort einstweilen unmöglich.

[155] Namensformen bei Karjalainen 3, 22. Altheim 1948, 202ff. Kannisto-Liimola a.O. 22ff. Zur Deutung s. S. 135).

[156] Altheim 1948, 199; 1952, 330. 333, nach Munkácsi.

[157] So die wogulischen Paster (Poaster), Pasker, auf die zuerst Alföldi hingewiesen hat in dem an Gedanken und Anregungen so reichen Vortrag «Theriomorphe Weltbetrachtung in den hochasiatischen Kulturen», Arch. Anz. 1931, 393ff. 405ff. Danach Altheim 1952, 325ff. In dem S. 333ff. nach Munkácsi 4, 310ff. mitgeteilten wogulischen Elchliede werden die Flügel als Schneeschuhe verstanden: «seine Schneeschuhe setzte er an seine Seite als Flügel und schwingt sich empor».

Abb. 6. Mythische Wesen erjagen den Elch.
Appliken von einer Satteldecke aus einem Grabfund in Pazyryk (Altai), 300/200 vor Chr.
Nach Griaznov, Amer. Journ. Archaeol. 37 (1933) Tf. II A.B.

Paschker), ebenso wahrscheinlich bei den Tschuktschen[158]. Nun sind in der 'skythischen' Kunst und ihren Ausläufern sehr beliebt Darstellungen eines Cerviden, oft eines Elchs, der von einem katzenartigen Tier angefallen wird; dieses erscheint auch geflügelt, und die griechischen Künstler der Schwarzmeerstädte bilden es dann gern als Greif (vgl. Abb. 6)[159]. Offenbar ein mythisches Tier; Alföldi hat in ihm überzeugend eben diesen Vielfrass erkannt, hat die Szene als mythisch verstanden und aus den wogulischen Elchliedern gedeutet[160]. Also ist der in sibirischer Volksüberlieferung noch lebendige Mythus durch diese Bildwerke schon für die 'skythische' Zeit bezeugt, d.h. etwa für das fünfte vorchristliche Jahrhundert.

Unser spärliches Wissen reichte doch aus zur Erkenntnis, dass der Mythus im nördlichen Eurasien unter mancherlei Gestalt weit verbreitet war, und zwar schon in vorchristlicher Zeit. Man hat auch die finnischen Lieder von Lemminkäinen im Kalewala hierhergezogen;

---

[158] Darüber zuerst Alföldi a.O. 406; danach Altheim 1948, 203; 1952, 325ff. Vgl. Harva 202. W. Bogoras, Chukchee mythology: The Jesup North Pacific expedition 8 (1913) 173 gibt eine in manchem schwer zu deutende Erzählung, doch ist unser Mythus mit dem Vielfrass sicher erkennbar. Über ihn, eine Marderart, der sich in ganz Nordasien und Nordamerika als gefährlicher und geschickter Räuber findet, s. den vorzüglich reichen Artikel in Grimms Dtsch. Wörterb. 12, 2 (1951) 228ff.

[159] Alföldi a.O., der in Abb. 8 S. 405f. ein prächtiges Beispiel aus dem Fund von Noin Ula (frühes 1. Jh. v. Chr.) wiedergibt. Vgl. ferner beispielsweise die genau entsprechenden Bildwerke aus dem Fund von Pazyryk (300/200 v. Chr.), die einmal ein katzenartiges Tier, ein anderes Mal ein geflügeltes greifenähnliches Wesen auf Elchen zeigen (unsere Abb. 6). Vgl. auch Rudenko, Der zweite Kurgan von Pazyryk (1951) Abb. 5 und Tf. 5. 6.

[160] Alföldi a.O., danach Altheim a.O. Alföldi erkennt darin die märchenhafte Erzählung, nach der eine göttliche Hindin ihre Verfolger immer weiter verlockt und sie schliesslich in ein schönes Land führt, das ihre neue Heimat wird; so lautete u.a. die heilige Tradition der Hunnen. Eine wogulische Erzählung vom geflügelten und vom Fussgänger-Pasker scheint in der Tat zu diesem Erzählungstypus zu gehören; indessen ist sie wohl nur ein Seitenzweig unseres Kulturheros-Mythus bzw. eine Kontamination und innerhalb seiner weiten Verbreitung doch ganz vereinzelt.

Lemminkäinen, dem als Brautwerber neben andern Aufgaben auch jene überbunden wurde, das Elentier des Hiisi auf Skiern zu erjagen. Wenn die Lieder wirklich, wie es den Anschein hat, hierher gehören[161], so stehen sie dem ursprünglichen Mythus doch schon recht fern, zum Teil wohl auch, weil sie in einen andern Zusammenhang eingegliedert sind. Aber sicher Verwandtes findet sich in Nordamerika bei einigen sehr altertümlichen Jägerstämmen der Algonkin. Ihr Kulturheros Gluskabe u.ä., ein Schneeschuhjäger wie sie selber, der nach seinem Namen ein «Mann des Betrugs» ist[162], muss auch Trickster-Eigenschaften gehabt haben ähnlich dem Koboldsohn der Wogulen. Dieser Gluskabe nun hat einer ganzen Anzahl von Tieren ihre ursprüngliche Riesengrösse genommen, hat sie auf ihr natürliches Mass zurückgeführt und für den Menschen jagdbar gemacht. So erwürgte er den riesigen Schneehasen, der in einem nie ruhenden Schneesturm wohnte und alle Hasen der Welt besass; diese verteilte Gluskabe dann zum Nutzen der Menschen über die ganze Erde. Elch, Biber, Weissbär, Skunk, Eichhörnchen: sie alle waren zuerst nicht zu bewältigende Ungetüme; Gluskabe hat sie alle, auf verschiedene Weise, so umgeformt wie sie heute sind und damit dem Menschen in die Hand gegeben. Ganz ähnlich erzählen die Wogulen, der Himmelsgott habe das erschreckend grosse Haselhuhn der Urzeit getötet, zerstückelt und die Stücke verteilt, aus dem letzten Stück jedoch ein neues Haselhuhn

---

[161] Kalewala, Rune 13. Vgl. oben S. 120f. Die Parallele zum Heraklesabenteuer hatte schon Schweitzer a.O. (oben Anm. 130) 143 gezogen. Während wir sonst auf Lönnrots Bearbeitung resp. dessen Übersetzung beschränkt sind, da uns die neuere Kalewalaforschung, fast ausschliesslich finnischer Sprache, ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, erhalten wir hier dank K. Krohn einen Einblick in die Lieder, wie sie Lönnrot vorlagen (K. Krohn, Finnisch-ugrische Forschungen 16, 1923, 129ff. 142; ders., Kalewalastudien 2. Lemmikäinen: FFC 67, 1926, bes. 110. 153ff.). Krohn kommt, salvo errore, zu dem Ergebnis, die Lemminkäinen-Geschichte habe überhaupt keinen mythischen Gehalt. Dies zu glauben fällt mir schwer, trotz allem Respekt vor Krohns peinlich sorgsamer Arbeitsweise. Einwirkung anderer Lieder, Namenswechsel des Helden u.a. zugegeben: da sind doch so viel eigentümliche Übereinstimmungen mit den wogulischen Elchliedern u.a. (etwa die phantastisch weiten Skischwünge des Schneeschuhjägers, das Zerbrechen des einen Skis), dass ein Zusammenhang kaum abzustreiten ist.

[162] Werner Müller, Die Religionen der Waldlandindianer Nordamerikas (1956) Kap. 5 S. 70ff.: «Der 'Betrüger' als Heros». Er heisst (S. 72) Kulóskap (Micmac), Glúskap (Malecite), Glúskabe (Penobscot), usw. Vgl. bes. 75ff. Margaret W. Fisher, The mythology of northern and northeastern Algonkians, in dem oben Anm. 122 genannten Johnson'schen Sammelwerk 226ff.; S. 230 über seine Gleichsetzung mit Nanabozho und dem Vielfrass; S. 238 eine Tabelle: «(Gluskabe) reduces the size of dangerous beasts». Von der weiteren, bei Müller verzeichneten Literatur s. bes. Fr. Speck, Journ. Amer. Folklore 48 (1935) 43ff.; ders., Penobscot man. The life and history of a forest tribe in Maine (Philadelphia 1940) 52ff. St. Thompson, Tales of North American Indians (Cambridge, Mass. 1929) 5ff. 274. W. H. Mechling, Malecite tales (1914) 1 über die heute noch als zwei Inselchen vor Mactiquack zu sehenden Schneeschuhe Gluskaps.

gemacht, viel kleiner als das ursprüngliche und für den Menschen erreichbar[163]. Und wenn der auf Schneeschuhen jagende Bär der Tungusen den Elch in Stücke reisst – sie sind jetzt noch beidseits der Milchstrasse-Schneeschuhspur zu sehen: was wir *ursa maior* heissen, ist ein Elchfuss, was Orion, eine Elchkeule[164] – so war auch hier wohl der gleiche Mythus gemeint. Wenn, wie in diesen Fällen, Mythologeme sich übereinstimmend im nördlichen Eurasien und in Nordamerika finden, so nimmt man doch wohl mit Recht geschichtliche Zusammenhänge an; wie der ganze Charakter dieser Mythen spräche auch dies für ihr hohes Alter.

Nach allem wird man sich über Spuren unseres Mythus im Altindischen nicht mehr wundern. Überliefert ist freilich nur das mit dem lateinischen *cervus* verwandte Wort *śarabhaḥ* und dessen Deutung: es sei ein dem Hirschgeschlecht angehörendes Fabeltier mit acht Beinen, so stark, dass es Löwen und Elefanten gefährlich werde; durch welche Geschichte sein Ruhm begründet war, erfahren wir leider nicht. Aber es entspricht dem wogulischen Wort *šuorp*, *šorp*, das den Elch bezeichnet[165] und dessen mythische Vorgeschichte wir kennen; die des *śarabhaḥ* wird ähnlich gewesen sein.

Auch die Sage von Herakles und der kerynitischen Hindin ist ein Abkömmling unseres alten Mythus. Wir wollen nicht offene Türen einrennen mit dem Nachweis, dass die Griechen einen Mythus, der im eurasischen Norden so alt, so wichtig und so reich entwickelt war und der dort bis in unsere Tage hinein lebendig geblieben ist, sehr wohl haben übernehmen oder aus älteren Wohnsitzen in ihre geschichtliche Heimat haben mitbringen können; auch sei nur eben daran erinnert, dass die 'Entmythisierung', wie sie hier zu beobachten war, bei den Griechen durchaus nicht eine vereinzelte Erscheinung darstellt. Aber da wir mit dieser Behauptung im Gegensatz zu dem hochverdienten Carl Robert stehen, ist es nötig, seine Ansicht zu prüfen. Für Robert ist die Sage von der Hindin die ältere Form des Hesperidenabenteuers, nächstverwandt mit jenem berühmten Märchen, in welchem ein Jäger durch einen schönen Hirsch immer weiter gelockt und schliesslich in ein paradiesisches Land geführt wird, wo ihm Jahrhunderte vergehen wie ein Tag; und die den Herakles führende Hindin

---

[163] Karjalainen a.O. 3, 25 nach Gondatti (1888).

[164] Harva 202, nach E. I. Titov, in: Sibirskaja Živaja Starina 1 (Irkutsk 1923) 96 (russ., mir unzugänglich). Die Frage sei nicht unterdrückt, ob die kleinen 'skythischen' Kunstwerke, die Hirsch- und Eberkeulen darstellen (Alföldi a.O. Abb. 17 S. 414. 416f.), etwa in diesen Zusammenhang gehören könnten.

[165] H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen (1922) 57. Walde-Hofmann, Latein. etym. Wörterb.[3] (1938) 208 s.v. *cervus*. Altheim, Weltgesch. Asiens 2, 198f.

wäre Artemis selber gewesen[166]. Diese Deutung stützt sich ausschliesslich auf ein schwarzfiguriges Vasenbild (unsere Tf. 14, oben); aber hier ist das Tier, im Widerspruch zu den Sagendarstellungen dieser Zeit, klar als männlich gekennzeichnet, ist also keinesfalls Artemis; übrigens pflegt sich im Märchen der göttliche Führer am Ziel irgendwie zu offenbaren. Und wenn der Maler gerade den Augenblick wählte, wo Herakles «sich ruhig zum Gehen wendet»[167], so hat er einen Moment getroffen, der für das Paradiesmärchen mindestens nicht charakteristisch war. Was das Bild in Wirklichkeit darstellt, wüssten wir freilich nicht zu sagen; die kerynitische Hindin bei den Hesperiden hat der Maler kaum gemeint[168].

Noch schwerer fällt etwas anderes ins Gewicht. Ursprünglicher Sinn der Sage ist nach Robert die Führung des Helden in ein paradiesisches Jenseits durch ein göttliches Tier; die Version, der Held habe das Tier getötet, würde diesen ursprünglichen Sinn, sagt Robert, in sein gerades Gegenteil verkehren[169]. Aber eben diese Tötung schildert ja der älteste griechische Zeuge (oben S. 127f. mit Abb. 5), und der älteste in zusammenhängenden Worten sprechende Zeuge erzählt, der Held habe das Tier bis ans Nordende der Welt gejagt (oben S. 131), beides in Übereinstimmung mit unserm alten Mythus. Wir brauchen also nicht eine radikale Umkehrung anzunehmen, die unheimlich bleibt, auch wenn Robert versichert, solche kämen «in der Mythenentwicklung öfters vor», und man wird zugeben müssen, dass unsere Annahme den ältesten Zeugen besser gerecht wird. Ja, sie vermag vielleicht noch eine weitere Eigentümlichkeit unserer Überlieferung zu erklären. Auf dem Vasenbild Tafel 15 (unten) sieht man den Herakles angelegentlich damit beschäftigt, der Hindin das (wohl golden gedachte) Geweih abzubrechen. Einem redlichen Weidmann gibt das einen Stich ins Herz; was ist das für ein unmöglich barbarisches, rohes Tun! Aber merkwürdigerweise wird Herakles immer wieder dargestellt, wie er das Gehörn der Hindin packt; das geht von der geometrischen Fibel (Abb. 5 S. 127) über Lysipp (oben Anm. 139) bis in die Spätzeit (Tf. 15 oben). Sollte das Motiv, das mit so eigentümlicher

---

[166] Robert, Archäol. Hermeneutik (1919) 273f.; ders., Griech. Heldensage 1 (1920/21) 451. Robert folgt einer Vermutung von Ed. Gerhard.

[167] Robert, Heldensage a.O.

[168] Pindar (oben S. 131) redet von den Hyperboreern, nicht von den Hesperiden; die Lokalisierung der Hesperiden, der Töchter des westlichen Abends, im Norden (Robert a.O. 490) ist kaum volkstümlich, sondern gelehrte Spekulation. Gegen die Verwandtschaft mit dem Märchen auch Wilamowitz, Pindaros 239; vgl. oben S. 129. – Über einen Deutungsvorschlag von Schefold s. unten S. 199.

[169] Robert a.O. 449.

Zähigkeit in der bildlichen Überlieferung haftet, inhaltlich bedeutsam sein? Sollte das durch die Roheit der dargestellten Geste auffallende Vasenbild einen ursprünglichen Sinn wiedergeben? Wir erinnern uns, dass der Held des alten Mythus, um dem Tier eine dem Menschen erreichbare Grösse zu geben und es ihm handgerecht zu machen, recht gewalttätige Mittel hat brauchen müssen; er hat es zerrissen, zerstükkelt, ihm Glieder abgeschlagen usw. (oben S. 133. 136f.)[170].

Wir halten hier inne. Mag einiges sich geklärt haben, mag eine Beziehung von Herakles' Abenteuer mit der Hindin zum Tun des heroischen nordischen Schneeschuhjägers wahrscheinlich geworden sein, des Dunklen und Rätselhaften bleibt immer noch genug; wie könnte es anders sein! Die Frage zum Beispiel, warum das gejagte Tier in der Heraklessage weiblich sei – in den nordischen Mythen ist es, soweit wir sehen, männlich – diese Frage scheint, trotz kühnen und klugen Versuchen, noch nicht überzeugend beantwortet zu sein[171].

---

[170] Der Vorschlag sachkundiger Freunde, in der Bilderzählung eine Ätiologie für die Geweihlosigkeit der Hindin zu erkennen, will uns nicht einleuchten.

[171] Kühne, doch erwägenswerte Vorschläge bei Pschmadt (oben Anm. 135) 15 und bei Alföldi (oben Anm. 157) 411f.; vgl. auch Minns (oben Anm. 140) 57f.

Erster Exkurs

Peter Rindisbacher, der Indianermaler aus dem Emmental

Einleitung

Den frühesten Bildbericht über die Schneeschuhjagd der Prärie-Indianer (Tf. 5; oben S. 93) verdanken wir unserm Schweizer Landsmann Peter Rindisbacher (1806–1834), der 1821 als Fünfzehnjähriger in die Selkirksche Kolonie am Roten Flusse kam. Ein Jahrzehnt darnach folgte George Catlin (1796–1872); ihn hatte seine dritte Malerreise im Sommer 1832 zu den Indianern am obern Missouri geführt (oben S. 93). Catlin ist verdientermassen weltberühmt geworden; der früh verstorbene Rindisbacher dagegen blieb bis vor etwa drei Jahrzehnten so gut wie unbekannt, und in der Schweiz ist er es noch heute. Nun sind Catlins Bilder von Büffeljägern auf Schneeschuhen (Tf. 1–4) gewiss köstlich und eindrucksvoll; nur muss man leider sagen, dass Catlin solche Jagden gar nie gesehen hat; nachweislich ist er im Winter nie in diesen Gegenden gewesen. Im Sommer hat er Büffeljagden zu Pferd leidenschaftlich gerne mitgemacht und sie mit Vorliebe gemalt; das mag ihn dazu geführt haben, sich auch an die Darstellung der Schneejagd zu wagen. Er hat sich darüber gut informiert; vermag er doch anschaulich und zutreffend davon zu erzählen[1], und von ihm erworbene Schneeschuhe werden noch heute im Nationalmuseum zu Washington aufbewahrt[2]; er kannte sie also genau. Trotz alledem ist an seinen Schneejagdbildern eben doch wesentlich die Phantasie beteiligt – man sehe etwa den tollen Schneesturm Tf. 4, in dem die Jäger wie schwarze Teufel hantieren – und da kann man denn nur staunen, wie gut es seine Intuition im ganzen getroffen hat[3]. Allerdings unter-

---

[1] George Catlin, Die Indianer Nord-Amerikas usw., dtsch. von H. Berghaus (1851) 175. 266. Die Originalausgabe, "Letters and notes on the manners, customs and condition of the North American Indians", 2 Bde., zuerst London 1841, ist mir unzugänglich; sie ist mit ihren verschiedenen, gesondert gedruckten Titelblättern, ihren Luxus- und gewöhnlichen Ausgaben, ihren Nach- und Überdrucken «a hopeless puzzle for bibliographers»: Loyd Haberly, Pursuit of the horizon. A life of George Catlin painter and recorder of the American Indian (New York 1948) 125 ff.

[2] Nach gütiger brieflicher Mitteilung von John C. Ewers, Assistant Director am U. S. National Museum in Washington; ihm verdanke ich den ersten Hinweis auf Rindisbacher. – Catlin hat auch den Schneeschuhtanz der Chippewa gemalt: U.S.Nat.Mus. 386 434 = Catlin Nr. 451, nach Ewers' Katalog (s. Anm. 3) 521; danach die (schlechte) Abb. bei Catlin 1851, 266. Davidson, Snowshoes (oben S. 121 Anm. 110) 77 Abb. 34.

[3] John C. Ewers, George Catlin, painter of Indians and the West: Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution for 1955 (1956) 500. Ewers gibt eine ausgezeichnete Gesamtwürdigung Catlins und einen Katalog seines Oeuvres. Haberly (oben Anm. 1) erfreut durch kluges Urteil und warmherziges menschliches Verständnis.

laufen ihm auch Fehler. So gibt er seinen Schneeschuhjägern (Tf. 1) den vollen Kriegsschmuck, dessen kühne Pracht unsere Knabenherzen entzückte; aber dieser Kriegsschmuck wird ausschliesslich im Sommer getragen (im Winter erfröre man darin), und zur Jagd überhaupt nie[4]. Dass Catlin seine Indianer sozusagen in Gala-Uniform jagen lässt, ist bezeichnend; steckte in ihm doch auch etwas von einem Show-Man, ein wenig Buffalo Bill[5].

Anders Rindisbacher. Dem Knaben, der aus der heimatlichen Enge des Emmentals in die Neue Welt kam, trat Erregendes, Unerhörtes, Grossartiges in Fülle entgegen; er nahm es auf mit den offenen reinen Sinnen des Begabten, mit der Freude an den Dingen, wie sie der Gesunde mitbringt, mit der Begeisterung, derer die Jugend fähig ist; und er gibt es wieder mit einer Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Treue, die schon seine Zeitgenossen immer wieder an ihm rühmten. Manche seiner Bilder sind von erstaunlicher, fast erschreckender Realistik, so der schnauzbärtige Labrador-Eskimo im Kajak mit seinem dunklen, runzlig verwitterten Gesicht, oder, inmitten ihrer Familie, die Eskimomutter mit ihrer nackten, lang herabhängenden Brust. Beide Bilder müssen im Sommer 1821, also von dem fünfzehnjährigen Knaben gemalt sein[6]. In andern Bildern tritt deutlich das Bestreben hervor, das Schöne, Edle, so wie es seine Zeit verstand, zur Erscheinung zu bringen. Da malt er etwa einen Indianer, der auf aussichtsreicher Höhe seinen Gegner niedergestreckt hat und ihn nun skalpiert, beide in schwungvoll pathetischer, nobler Haltung, beide von vollkommener, antikischer Naturschönheit des Leibes[7]. Dieses Bild stammt aus Rindisbachers späteren Jahren; man glaubt zu sehen, wie er, als auf sich selbst gestellter Autodidakt, bemüht ist, immer zu lernen, es immer besser zu machen, und wie seine Kunst sich entwickelt.

---

[4] Den Fehler vermerkte u.a. der Berner Maler Rud. Friedr. Kurz (1818–1871), der 1846 auszog, um «bei den Indianern die lebende Antike (wie er sich ausdrückte)» zu suchen – und sie auch fand, wie seine schönen Skizzenbücher zeigen (jetzt im Bernischen Histor. Museum, Bern). Er war 1848–1852 wie Catlin am obern Missouri. Von dem vielen, was er an diesem auszusetzen hat, trifft wenigstens der Satz zu: «Die Indianer jagen nie im Kriegsschmuck» (Aus dem Tagebuch des Malers Friedr. Kurz, bearb. und hg. von Emil Kurz: 13. Jahresber. Geogr. Ges. Bern für 1894, Bern 1895, 126; den ungekürzten Text des Tagebuches gibt in englischer Übersetzung J. B. N. Hewitt, Bureau Amer. Ethnol., Bull. 115, 1937; die angeführte Stelle dort S. 130). Vgl. Bushnell (unten Anm. 35) 198. W. Matthews, The Catlin collection of Indian paintings: Report U.S.Nat.Mus. for 1890 (1891) 601 und bes. Ewers a.O.

[5] Dazu Haberly a.O. 116ff. 132. 135ff. Ewers a.O. 502. 490f.

[6] The Public Archives of Canada in Ottawa (unten S. 170f.), Rindisbacher Nr. 12. 13. Ganz ähnlich die zwei Aquarelle im Archiv von St. John's Cathedral in Winnipeg (unten Anm. 57 und S. 171), abgebildet mit vorzüglichem Kommentar von Harry Shave, The Beaver, Magazine of the North, Summer 1957, 16f. (unten Anm. 43, 9).

[7] West Point Museum (unten S. 172ff.) Nr. 556, m.W. unveröffentlicht.

Der hohe dokumentarische Wert von Rindisbachers Bildern, ihr künstlerischer Reiz, die so sympathische Erscheinung dieses hochbegabten jungen Menschen, sein in vielem merkwürdiges, bei uns fast unbekanntes Schicksal: alles das war so anziehend, dass ich gerne der Versuchung nachgab, zu sammeln was nur von ihm zu erfahren war. Dank der grossen verständnisvollen Freundlichkeit von Persönlichkeiten und Institutionen in den Vereinigten Staaten und in Kanada liegen mir 98 vorzügliche Photographien von seinen Bildern und Zeichnungen vor, ausserdem mehrere von den 18 Lithographien und Stichen, die grossenteils verlorene Originale wiedergeben, und zwar meist mit Sorgfalt und Geschmack[8]. Das ist natürlich nur ein kleiner Teil vom Lebenswerk des fleissigen und leicht arbeitenden Künstlers, aber wohl alles, was der Öffentlichkeit bisher von ihm bekannt geworden ist. Freundliche Helfer haben mir auch amerikanische und kanadische Veröffentlichungen zugänglich gemacht, die bei uns sonst unerreichbar wären[9]; ich freue mich, sie hier vermitteln und als Gegengabe einiges bisher Unbekannte aus schweizerischen Quellen beisteuern zu dürfen. Eine gewisse Ausführlichkeit wird man mir bei dieser Lage kaum verargen. Auch damit ist ja noch längst nicht alles getan, was bei uns und drüben getan werden sollte und könnte; möchte sich bald jemand der lockenden und lohnenden Aufgabe annehmen!

Bevor wir auf Rindisbacher selber eingehen, ist jedoch noch einiges über die Selkirksche Kolonie zu sagen, über ihren Gründer, ihre Entstehung und ihren Zustand zu Rindisbachers Zeit; ungern, doch notgedrungen, suchen wir uns kurz zu fassen.

1. Lord Selkirk, seine Kolonie und das Regiment de Meuron

Der schottische Edelmann Thomas Douglas, Baron Daer und Shortclench (1771–1820), der nach dem Tod von sechs älteren Brüdern seinem Vater im Jahre 1779 als fünfter Earl von Selkirk nachfolgte[10], ist ein Altersgenosse von Sir Walter Scott (1771–1832); während ihrer gemeinsamen Studienzeit in Edinburgh wurden sie nahe Freunde. Damals stund Schottland in einer tief einschneidenden

---

[8] s. unten S. 162. 166. 168 Anm. 99, 9.

[9] s. unten Anm. 43.

[10] Eine Biographie von Lord Selkirk ist mir nicht bekannt; vieles, was aufschlussreich wäre, blieb mir unzugänglich, so die «Extracts from Lord Selkirk's diaries in Upper and Lower Canada in the years 1803 and 1804» ed. G. Bryce: Transactions Royal Society Canada, 3. ser. 1912, vol. 2 sect. 2. Nach Encycl. Brit. 20, 311 sind übrigens die Selkirkschen Papiere im Staatsarchiv Canada meist unveröffentlicht. Vgl. L. Stephen's Dictionary of national biography 15 (1888) 350ff. s.v. Douglas, Thomas; Encycl. Brit. a.O. s.v. Selkirk; W. A. McKay in Collier's Encyclop. 17 (1959) 459f.

Wandlung, wie sie, nach Walter Scott[11], keine andere europäische Nation innerhalb eines halben Jahrhunderts (seit 1745) durchgemacht hat: aus hochaltertümlichen Gesellschafts- und Lebensformen, aus oft archaisch primitiven Lebensbedingungen heraus ging es über zur modernen Agrarwirtschaft, zur Industrie, zum neuzeitlichen Staat[12]. Ein solcher Prozess musste in vielem schmerzlich sein, begleitet von Krisen und Härten, von Elend und Not. Seine Ursachen sind, mit Ausnahme der schnellen und starken Bevölkerungszunahme, nicht leicht zu erkennen; auf alle Fälle sind sie komplex, und nur eine zu suchen wäre von vornherein falsch. So hat es wohl hin und wieder böse Landlords gegeben, die ihre armen Pächter hartherzig und erbarmungslos austrieben; im ganzen gehören sie ins Märchenreich. Die Verwandlung von Ackerland in Schafweide[13] hat zweifellos viele Landleute überflüssig gemacht, aber zur Erklärung der ganzen Erscheinung reicht sie bei weitem nicht aus; die Not war just in solchen Gegenden, wo alles beim alten blieb, oft grösser. Eindeutig und klar dagegen waren die Folgen: Bevölkerungsüberschuss und Elend. Von diesem wurde Douglas, als er 1792 die Hochlande bereiste, tief ergriffen. Die Entwicklung schien ihm unaufhaltbar zu sein; als Hauptmittel, der Not zu begegnen, sah er die Auswanderung an; ihr widmete er von nun an alle seine Kräfte, bis er sich, noch keine 50 Jahre alt, verzehrt hatte. «Es ist besser» – so drückte er sich aus[14] – «einen Teil der Bevölke-

[11] W. Scott, Waverley (1814), Kap. 72: «A postscript.»

[12] Von der sehr reichen Literatur über diese Fragen ist mir folgendes bekannt geworden und lehrreich gewesen: Henry G. Graham, The social life of Scotland in the 18th century[4] (1937/50) bes. 200ff. 221ff. (über die besondere Rückständigkeit der Hochlande). 224 (gegen die Fabel von den bösen Lords). Ferner etwa I. F. Grant, The economic history of Scotland (1934) 203ff. 207. M. I. Adam, The causes of the Highland emigration of 1783–89: Scottish Hist. Review 17 (1920) 73ff.; dieselbe, Eighteenth century Highland landlords and the poverty problem: ibid. 19 (1922) 1ff. 161ff. Malcolm Gray, The abolition of runrig in the Highlands of Scotland: Economic History Review, 2. ser. vol. 5 (1952/3) 46ff.

[13] Als man in Schottland um 1760 entdeckte, dass die Linton- und Cheviot-Schafe dem alten Hochlandschaf weit überlegen waren, führte man sie massenhaft ein. Dank ihnen konnte man den wachsenden Bedarf der Wollindustrie befriedigen und verdiente weit besser dabei; durch die Einschränkung des Ackerbaus verloren jedoch viele Landleute ihre Arbeit. Klagen darüber waren in England schon im 16. Jahrhundert wohlbekannt und kamen immer wieder. Drastisch schildert die Schafweide-Psychose Thomas Morus, Utopia I, 39ff. (p. 51ff. der Ausgabe von J. H. Lupton, Oxford 1895, mit seinen Erläuterungen z. St. und Introd. p. xxxv; Übersetzung von Alfr. Hartmann, Basel 1947, 30ff.). Morus sah darin eine Hauptursache für das beängstigende Anwachsen der Zahl von Heimatlosen, die ihre Zuflucht zu Diebstahl und Raub nahmen. Ähnlich erklärt man ja die Entstehung des *brigantaggio* in Süditalien und Sizilien.

[14] Th. Douglas, Observations on the present state of the Highlands of Scotland, with a view of the causes and probable consequences of emigration, London 1805 ([2]Edinburgh 1806), zitiert nach Adam 1922 (oben Anm. 12) 5. Vgl. W. Scott a.O.: «The political and economical effects of these changes have been traced by Lord Selkirk with great precision and accuracy».

rung zu verpflanzen als die ganze Bevölkerung im Elend verharren zu lassen.» Wie er diese Lebensaufgabe durchführte, als edelgesinnter Philanthrop, als Koloniegründer und Kriegsmann gleich einem römischen Imperator, auch als Geschäftsmann[15] (er war leitend beteiligt an der "Company of adventurers of England trading into Hudson's Bay", der 1670 gegründeten mächtigen Handelsgesellschaft, die noch heute als Hudson's Bay Company blüht), mit was für Schwierigkeiten, Widerständen und Enttäuschungen er zu kämpfen hatte, das kann hier nicht erzählt werden.

Nach glücklichen Gründungen auf Prince Edwards Island im St. Lawrence-Golf und am Clair-See war er auf West-Kanada aufmerksam geworden, hatte erkannt, dass die Täler des Roten Flusses und des Assiniboin für Ackerbau geeignet wären, und hat dort ein sehr grosses Gebiet von der Hudson's Bay Company erworben; dieses zu besiedeln mühte er sich in den letzten Jahren seines Lebens. Die Folgezeit gab ihm recht; im Herzen des ehemals Selkirkschen Landes, da wo der Assiniboin von Westen kommend in den nordwärts strömenden Roten Fluss mündet, liegt heute Winnipeg, «der grösste Kornmarkt der Welt». Aber die Anfänge waren sehr schwer. Die schottischen Hochländer, welche die Selkirkschen Agenten 1811 angeworben und über York Factory mühsam genug in die Siedlung gebracht hatten, machten schlimme Zeiten durch. Harte Winter, Überschwemmungen, Vernichtung der Ernten, Hunger, offene Feindseligkeiten bis zu Kriegshandlungen setzten den Siedlern auch weiterhin noch jahrelang zu; erst 1830 konnte die ständige Drohung einer Hungersnot als gebannt gelten. Als 1815 die englische Regierung die erbetene militärische Hilfe nicht gewährte, reiste Lord Selkirk noch einmal selber hin, um die Dinge zu ordnen und zu sichern. Eine gewisse Beruhigung wurde auch erreicht; doch scheint er sich in den Auseinandersetzungen mit der North-West-Company mindestens formell auch ins Unrecht gesetzt zu haben, was bei der schwierigen Lage und der Eigenart der beiden Parteien nicht unverständlich ist. Die Anstrengungen der Expedition und die Aufregungen der gerichtlichen Kämpfe rächten sich bald: am 8. April 1820 starb er gebrochenen Herzens[16]. Die Vereinigung der Hudson's Bay Company mit ihrer Rivalin, der Nordwest-Pelzhandelsgesellschaft, welche die Kolonie höchst ungern gesehen und sie zeitweilig arg bedrängt hatte, kam erst ein Jahr nach seinem Tod (1821) zustande; sie bedeutete einen grossen Schritt zum Frieden.

---

[15] Vgl. Th. Douglas, Sketch of the British fur trade in North America, 1816.

[16] So Encycl. Brit. (oben Anm. 10) a.O. Vgl. Margaret Arnett McLeod, The Company in Winnipeg: The Beaver, a Magazine of the North, Sept. 1940, 6.

Bei diesem letzten Aufenthalt in Kanada war Lord Selkirk mit Schweizern in Berührung gekommen. Die Schweizerregimenter von Wattenwyl und de Meuron, die in englischen Diensten standen, waren während des sogenannten zweiten amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (1812–1814) nach Kanada kommandiert worden; das Regiment de Meuron[17], das Mitte Mai 1813 in drei Kriegsschiffen von Malta abgegangen war, lag bis zum Friedensschluss und bis zu seiner Entlassung meist in Montreal. Unter den Offizieren, die Selkirk dort im Frühjahr 1815 kennen lernte, war auch ein Berner, der 23jährige Lieutenant Friedrich von Graffenried von Burgistein, dessen Kanada-Tagebuch erhalten ist[18]. Der Lord, erzählt er dort, «ist zuvorkommend und freundlich, ohne einen Schimmer jenes Hochmuts, den man den Schotten so sehr zum Vorwurf macht; er ist ein Mann von 45 Jahren, gross und hager, von zarter Gesundheit»[19]. Graffenried hat denn auch Dienst bei ihm genommen und blieb, zuletzt in leitender Stellung, bis 1818 in der Kolonie; seine Schilderungen erläutern nicht selten Rindisbachers Bilder aufs treffendste (vgl. unten S. 161). Aus seinen unbefangenen Urteilen bekommt man auch eine gute Vorstellung von dem gewinnenden Charme des Lords, dem gegenüber ein Treueverhältnis sogleich als gegeben schien, von seiner Grosszügigkeit und einfühlenden Fürsorge, freilich auch von einer gewissen unpraktischen Weltfremdheit und von einer Befehlsweise, die natürlich immer wohlgemeint war, in ihrer oft fast spleenigen Sprunghaftigkeit jedoch auch schlechthin unmöglich sein konnte. Für die schweizerischen Truppen scheint Selkirk erwirkt zu haben, dass sie sich unter den gleichen Bedingungen ansiedeln konnten wie die englischen Soldaten; eine Anzahl von ihnen verpflichtete er unter dem Befehl von Graffenrieds und von dreien seiner Kameraden für die Expedition nach dem Roten Flusse, und manche von den de Meuronschen Kriegern siedelten sich dann dort an.

---

[17] Über das Regiment de Meuron s. P. de Vallière, Treue und Ehre (deutsch von W. Sandoz, Genf 1940) 574ff. 654ff. mit Lit. S. 658. E. Giddey, Ztschr. für schweiz. Gesch. 29 (1949) 57ff. G. R. de Beer, Le régiment de Meuron au service de l'Angleterre: Musée Neuchâtelois, n.s. 40 (1953) 119ff. Nicht zugänglich war mir F. N. H. Davidson, His Majesty's regiment de Meuron: The Army Quarterly 33 (1936) 58ff.

[18] Dank der Vermittlung Karl Henkings vom Bernischen Historischen Museum habe ich das Manuskript benutzen können, die französisch geschriebenen «Mémoires de Frédéric de Graffenried de Burgistein», eine für seinen Vater zum Neujahr 1865 angefertigte Reinschrift des Tagebuchs mit Ergänzungen aus dem Gedächtnis. Dieses Manuskript ist doch wohl die einzige Grundlage der gedruckten deutschen Übersetzung, die leider manches kürzt und ändert: «Sechs Jahre in Canada, 1813–1819» usw.: 10. Jahresber. Geogr. Ges. Bern für 1890 (Bern 1891) 73–138.

[19] So das Manuskript; im Druck S. 83 ist die erste Hälfte des Satzes weggelassen.

Erst diese Verbindung mit dem Regiment de Meuron macht es verständlich, wieso Lord Selkirk auf den Gedanken kam, für seine Kolonie, die ja eigentlich für schottische Hochländer geplant war, gerade Schweizer anzuwerben, und zwar zuerst Berner und Neuenburger[20] (die de Meuron stammen aus dem neuenburgischen Saint-Sulpice). In Montreal muss er damals unter den de Meuronschen Offizieren auch den Hauptmann Rudolf von May, genannt «von Utzenstorf»[21], kennengelernt und mit der Werbung von Kolonisten in seiner Heimat beauftragt haben; am 8. Januar 1820 reichte dieser den Gnädigen Herren von Bern eine «ehrerbietige Bittschrift» ein, es möchte ihm gestattet sein, Leute für die Selkirksche Kolonie am Roten Flusse anzuwerben. Die Auswanderungskommission erstattete der Regierung «nach Erdaurung» schon am 22. Januar über das Gesuch Bericht; sie erweist sich darin als vorzüglich informiert[22]. In landesväterlich besorgter Klugheit kam sie zum Schlusse, die Auswanderung tüchtiger und vermöglicher Leute, auf die es abgesehen sei, liege nicht im Interesse des Kantons Bern und sollte jedenfalls von der Obrigkeit nicht gefördert werden; da aber jedem Berner die Wahl von Wohnort und Beruf frei stehe, so möge es dem Herrn May unbenommen sein, Auswanderungslustige zu orientieren und zu verpflichten, doch nur unter der Hand, ohne obrigkeitliche Begünstigung noch Verbot. Dabei blieb es; weitere Bitten Mays fanden kein Gehör (einzig Insassen des Zuchthauses sollte er unter gewissen Bedingungen bearbeiten dürfen), und so musste er sich eben ohne Werbebüro und ohne öffentliche Bekanntmachungen behelfen. Trotzdem gelang es ihm, bis zum Frühjahr 1821 das nicht unbeträchtliche Kontingent von 180 Personen zu-

[20] Über die Werbung in den Kantonen Neuenburg, Waadt und Genf ist mir aus Akten einstweilen nichts bekannt, doch ist daran nicht zu zweifeln; vgl. M. A. McLeod, The Beaver, Dec. 1945, 30.

[21] Im Offiziersetat des Regiments de Meuron erscheint er 1808 als Lieutenant Rodolphe-Amédée de May, 1809ff. als Hauptmann «Em. (!) de May Dusisdorf» (!), bei der Beurlaubung September 1816 schliesslich als Major «C.-E. de May-Dusisdorf», zwischenhinein wieder mit den richtigen Vornamen: G. R. de Beer, Musée Neuchâtelois, n.s. 41 (1954) 30. 48ff. 74. 77ff. 120ff. 123 (freundlicher Nachweis von Chr. Lerch). Graffenried erwähnt ihn nur ein einziges Mal als sehr fidelen Zechbruder («Sechs Jahre in Canada» a.O. 78, gegenüber dem Originaltext gemildert), nie in Verbindung mit Lord Selkirk.

[22] Die Bittschrift: Staatsarchiv des Kantons Bern, Schriften betr. die Auswanderung nach Brasilien und Nord-Amerika i.d.J. 1810 bis und mit 1821, Bd. 1 fol. 483ff.; der Bericht und Antrag der Auswanderungskommission: ebda., Manual der Auswanderungskommission 1818–1821 S. 124–127 und 501ff.; die S. 125 erwähnten, vom Gesuchsteller «beigefügten Aktenstücke» scheinen nicht mehr vorhanden zu sein. S. 708 ist von Repliken von Mays auf Anschuldigungen die Rede, die untersucht werden sollen (1823); worauf sie sich bezogen, erfahren wir leider nicht (vielleicht auf das unten S. 158 Mitgeteilte?). Vgl. noch Ratsmanuale 51, 62. 133. 365 und 52, 55. Ich verdanke alle diese Nachweise Chr. Lerch vom Staatsarchiv Bern.

sammenzubringen[23]; unter ihnen war, wie schon gesagt, auch die Familie Rindisbacher. Von Misstrauen gegen May selber ist in den Akten nichts zu spüren; die Auswanderer bezeugten ihm bei ihrer Abreise öffentlich ihre Zufriedenheit und Dankbarkeit (unten S. 150). Warum sich ihr Urteil über ihn und ihre Stimmung bald darauf wesentlich änderte, wird noch zu erzählen sein; für jetzt sind wir soweit, dass wir uns dem Maler Rindisbacher, seiner Herkunft und seinem Tun bis zum Schicksalsjahr 1821 zuwenden können.

2. Peter Rindisbachers Herkommen und Jugendzeit

Der Familienname Rindisbacher stammt offenbar von den Höfen 'Rindisbach' (heute 'Rindsbach') im obern Emmental des Kantons Bern, die früher als Enklave zur Gemeinde Lauperswil gehörten, bei der Grenzbereinigung im Jahre 1896 jedoch zu Signau kamen. In den Nachbarorten Lützelflüh, Landiswil und Walkringen, wo der Name seit alters üblich ist, gilt infolge einer jener Unregelmässigkeiten, wie sie im alten Namenswesen gewöhnlich sind, die Form Rindlisbacher, die Form Rindisbacher dagegen einzig in Lauperswil. Nach dieser Regel hat sich die früher allein bekannte ungenügende Angabe, unser Held stamme «aus dem obern Emmental», präzisieren lassen: die Rindisbacher sind tatsächlich Bürger von Lauperswil[24]. Der Grossvater des Malers, auch ein Peter Rindisbacher, heiratete 1779 Elsbet Nüwenschwand (Neuenschwander) von Eggiwil und ist wohl durch sie in Eggiwil, etwa drei Stunden talaufwärts, wohnhaft geworden; ein Sohn Peter wurde ihm noch im gleichen Jahr 1779 in Eggiwil ge-

[23] So die Bekanntmachung unten S. 149. Andere geben andere Zahlen. Nach Rindisbacherscher Familientradition (unten Anm. 35) waren es 187. John West, der die Auswanderer 1821 von York Factory an den Red River begleitete, sagt, bei der Abreise aus Europa seien es 171 gewesen, und 6 Kinder seien auf der Reise geboren worden (H. Shave, The Beaver, Summer 1957, 15f.; vgl. unten S. 156). Eine anscheinend aktenmässige Angabe meldet 165 Ankömmlinge, darunter 57 Erwachsene: M. A. McLeod a.O. (oben Anm. 20) 30. 31. Nicht überprüfen kann ich die Angabe, es seien 170 gewesen: John Perry Pritchett, The Red River Valley 1811–1849 (New Haven 1942) 221. 224 bei Benisovich, Minnesota History 32 (1951) 160 Anm. 6.

[24] Dies und das folgende nach freundlichen Auskünften der Herren Chr. Lerch und Dr. R. v. Fischer vom Staatsarchiv Bern, Fr. Baumgartner von der Gemeindeschreiberei Lauperswil (Taufregister Lauperswil Bd. 11, in welchem «die aussert der Gemeinde getauften Burgerskinder» eingetragen sind, S. 7. 59. 88. 101) sowie nach Mitteilungen von Herrn Alfred Bärtschi in Burgdorf, der auf meine Bitte alle in Betracht kommenden Akten in Eggiwil und manches andere dazu durchsucht hat (Tauf-, Ehe- und Toten-Rödel, Gemeindsschlussbuch, Chorgerichtsmanuale u.a.); ich bin ihm im folgenden besonders verpflichtet. Erst nach dem Abschluss dieser Untersuchungen wurde mir der unten Anm. 35 erwähnte Artikel von Welti bekannt; dort sind dank Herrn Amtsschreiber Werder in Schlosswil die wesentlichen Festellungen bereits gemacht. – Übrigens ist die Schreibung des Namens Rind(l)isbacher in dieser Zeit noch keineswegs fest.

tauft und blieb auch nach seiner Verehelichung mit Barbara Wyss von Biglen im Jahre 1800 dort wohnen. Der Taufrodel von Eggiwil verzeichnet von 1801 bis 1815 sieben Kinder aus dieser Ehe, fünf Mädchen und zwei Buben[25]; «ein ehelicher Peter» (dies ist die pfarrherrliche Formel des Taufrodels), geboren am 12. und getauft am 27. April 1806, ist unser Mann, der spätere Maler. Die Rindisbacher stammen also aus einem der währschaftesten Bauerngebiete der Schweiz; es ist die Welt, die uns durch Jeremias Gotthelf vertraut ist. Gotthelf, geboren 1797, also neun Jahre vor Rindisbacher, verbrachte seine Knabenjahre von 1805 an unten im Tal, in Utzenstorf; in Lützelflüh, eine gute Wegstunde unterhalb Lauperswil, wo er seit 1831 als Pfarrherr waltete, begann er 1835 sein mächtiges schriftstellerisches Werk, ein Jahr nachdem Rindisbacher weit drüben in der Ferne, im amerikanischen St. Louis, schon gestorben war.

Es wäre wohl ein Irrtum zu glauben, bei Rindisbachers sei es zugegangen wie auf einem der reichen Bauernhöfe Gotthelfs. Die Familie hauste während der Eggiwiler Zeit in der Luchsmatt, einer Häusergruppe etwas schattenhalb am Rötenbach, der hier von Westen kommend der Emme zufliesst[26]; vermutlich hatten schon die Grosseltern hier gewohnt und blieben dann mit der neugegründeten Familie des Sohns zusammen[27]. Die Luchsmatt hat eine gute Lage, wenngleich nicht die beste; stattliche ältere Wohnbauten gibt es dort nicht; auch verzeichnet der Taufrodel unter den Paten keine Standespersonen. Also wird die Familie nicht eben reich gewesen sein, immerhin auch nicht arm. Der Vater, zunächst wohl auch als Bauer tätig, wird seit 1806 als Vieharzt bezeichnet[28]. Er muss ein unruhiger Geist gewesen sein. 1816, nach dem Tod der Mutter, verkaufte er die Luchsmatt; 1817 erwarb er Haus und Land in Niederwichtrach, um es schon im Jahr darauf, 1818, wieder zu veräussern[29]. Wie oft er später noch gewechselt

---

[25] Elisabeth getauft 2. Februar 1801; Christian geb. 9. Oktober 1803; Peter s. oben; Anna Barbara geb. 2. Oktober 1808; Christina geb. 20. Februar 1811; Magdalena geb. 27. September 1812; Verena geb. 20. Juni 1815.

[26] Eherodel Eggiwil zum 27. Brachmonat 1800; Taufrodel 1801–1812. Über die Luchsmatt vgl. Chr. Haldimann, Beschreibung der Gemeinde Eggiwyl 1827 (Langnau 1903) 13. Durheim, Die Ortschaften des eidgen. Freistaates Bern 2 (1838) 209, nach freundlichem Hinweis von A. Bärtschi.

[27] In der Luchsmatt ist 1801 ein Bruder der Grossmutter, Peter Neuenschwander, bezeugt, dessen Vermögen amtlich auf 7000 Pfund (ca. 42 000 Fr. im Wert von 1950) geschätzt war (Gemeindsschlussbuch Eggiwil S. 55); in der Luchsmatt starb 1815 die Grossmutter (oben S. 147) Elsbet Rindisbacher-Neuenschwander (Totenrodel Eggiwil).

[28] Taufrodel Eggiwil seit 27. April 1806. Berner Wochenblatt 38 vom 22. Herbstmonat 1821 (Nachweise von A. Bärtschi). «Veterinary surgeon» wird er genannt in einem Rapport des Leiters der Red River-Kolonie: unten Anm. 60.

[29] Werder bei Welti (unten Anm. 35).

hat, wissen wir einstweilen nicht; vielleicht mietete er sich gleich schon 1818 bei den Brüdern Johannes und Samuel Bürki, Hufschmieden in Münsingen, ein, wo wir ihn 1821 nachweisen können[30]. In Münsingen hat er den Auswanderungsvertrag mit dem Hauptmann von May geschlossen; von Münsingen aus trat er mit Weib und Kindern die grosse Reise an. Die Erstgeborene, Elisabeth, muss damals entweder gestorben oder etwa als verheiratet in der Heimat zurückgeblieben sein; um die Siebenzahl der Kinder zu wahren, wurde, vielleicht unterwegs, ein kleiner zweijähriger Welscher namens Gautier adoptiert[31].

Man hat sich gefragt, was wohl den Vater Rindisbacher zu diesem Schritt bewogen habe. Als er bereits fort war, erhoben die Brüder Bürki Klage, sie hätten von ihm noch 60 Kronen Zins zugut (= ca. 850 Franken im Wert von 1950), konnten sich aber einigermassen schadlos halten «an verschiedenen von dem Rindlisbacher (sic) zurückgelassenen beweglichen Effekten, welche eidlich auf Crn. 41.3.2 gewürdiget worden sind»[32]. Sie werden also kaum zu grossem Schaden gekommen sein; auch sonst erhält man keineswegs den Eindruck, Rindisbacher hätte Zahlungsschwierigkeiten gehabt. Es brauchte gewiss nicht viel, bis er dem werbenden Hauptmann von May Gehör schenkte; der unruhige, strebsame Mann, der nicht so vorwärts kam wie er wollte, mag eben wie so viele gehofft haben, sein Glück und das der Seinen eher in der Neuen Welt machen zu können. Unter den Auswanderern scheint er eine führende Rolle gespielt zu haben; sonst stünde sein Name kaum an der Spitze des Abschiedsbriefes[33], wie er am 30. Juni im Berner Wochenblatt zu lesen war:

Bekanntmachung der am 10ten May 1821 von Kayser-Augst bey Basel, 180 Personen stark, nach Nordamerika abgegangenen Colonie an ihre hinterlassenen Verwandten, Landsleute und Brüder.

Den 23sten May langten wir im hiesigen Hafen glücklich u. wohlbehalten an, allwo wir sogleich neben unser gegenwärtiges englisches Transportschiff, Wellington genannt, angelegt wurden; den 24sten wurden uns unsere Plätze auf demselben angewiesen, und wir haben genugsamen Raum, unser Schiff ist auf 10 Monate verproviantiert. Unsere Lebensmittel bestanden bis dahin aus Brod, Fleisch, Speck, Branntwein, Butter, Mehl, Erbsen, Cartoffeln, von allem mehr als

---

30 Berner Wochenblatt a.O.

31 A. M. McLeod, The Beaver, Dec. 1945, 31.

32 Richterlich bewilligte «Vorladung» im Berner Wochenblatt a.O.

33 So A. Bärtschi (oben Anm. 24), dem der Fund verdankt wird. Nach M. A. McLeod a.O. sind die 165 resp. 180 Auswanderer (oben S. 147 mit Anm. 23) in zwei Booten von Kaiser-Augst den Rhein hinunter bis Dordrecht gefahren.

genug, welches alles auf dem Schiffe wenig verändert werden wird, ausser anstatt Brod Schiffs-Zwieback. Da unser englischer Commissarius selbst ein Bewohner des rothen Flusses ist, und er uns viel Schönes und Gutes von unserm neuen Vaterlande gesagt hat, so scheint es, dass das Gelingen dieses Unternehmens keinem Zweifel ausgesetzt seyn könne.

Heute um 2 Uhr werden wir von hier absegeln in allerseitigem besten Wohlseyn und fröhlichen guten Muthes. Wir nehmen also von euch lieben Landsleute und Brüder Abschied, und wünschen euch Glück und Segen; besonders auch von Herrn Hauptmann von May, bevollmächtigter Commissarius unserer Colonie, welchem wir hiemit unsere Zufriedenheit und Dank abstatten. Wir hoffen, dass bald viele unserer lieben Landsleute uns nachfolgen u. die Vorzüge unseres neuen Vaterlandes mit uns geniessen werden.

In dem Schiffszimmer auf dem Schiffe Wellington im Hafen zu Dortrecht den 30sten May 1821.

Im Namen aller Colonisten: Peter Rindlispacher,
Christian Rothenbühler,
Christian Rychener,
Aron Dubach,
Johannes Dubach,
Christian Aebersold,
Ludwig Engel.

Unser Held, der Maler, hat die grosse Reise als Fünfzehnjähriger mitgemacht; die aus jener Zeit erhaltenen Blätter beweisen, dass er schon damals ein ganz hervorragender Zeichner war (vgl. Tf. 6. 7. 8a und S. 193ff.). Über sein Leben, namentlich seine Jugend, sind wir dank einem Freund, Bewunderer und Gönner aus seinen letzten Jahren, einem Major Hughes aus Washington, ganz leidlich unterrichtet. Hughes hatte gleich nach Rindisbachers frühem Tod (15. August 1834) alles zu erfahren gesucht, was man von ihm wusste, wohl hauptsächlich bei seinen Angehörigen; Hughes hat dann auch den Hauptteil seines künstlerischen Nachlasses erworben[34]. Irgend jemand hat dann einmal in einem amerikanischen Blatte (wir wissen nicht, wann und wo) eine verständige, sympathische Würdigung des Künstlers und seines Werks gegeben, um anschliessend auf Grund der Hughes'schen Erkundungen, das heisst nach der Familienüberlieferung, sein Leben

[34] Es spricht vieles dafür, dass die 18 köstlichen Aquarelle im Museum der U.S.Military Academy in West Point, deren Herkunft bisher ungeklärt ist, aus eben diesem Besitz des Majors Hughes stammen; darüber s. unten S. 172ff.

zu erzählen. Dieser Artikel, eine sorgfältige, gehaltreiche Arbeit, ist bisher nur bekannt durch die 1870 in der Neuen Zürcher Zeitung erschienene Übersetzung; jahrzehntelang ist er die einzige Quelle des Wissens über Rindisbacher gewesen[35]. Wir folgen zunächst ihm und verschmähen dabei auch bescheidene Kleinigkeiten nicht.

Peterli habe, wird erzählt, bereits in frühester Jugend eine besondere Vorliebe für Bilder gezeigt und schon im sechsten Jahr angefangen, sie nachzuzeichnen; darunter seien auch Darstellungen von Heldentaten der eidgenössischen Voreltern[36] gewesen, wie man sie Schweizer Kindern vorzuhalten pflege. Ein Prunkstück dieses kindlichen Kunstbemühens dürfte in einer Zeichnung zu erkennen sein, die erst vor kurzem aus Rindisbacherschem Familienbesitz in die Sammlungen der Glenbow Foundation übergegangen ist: Wilhelm Tell, auf die Felsplatte springend, ein prächtig schöner, muskelmächtiger Mann in prunkvollem 'mittelalterlichem' Theaterkostüm, mit wohlfrisiertem Bart und gescheitelten Locken[37]. Das Zeichnen wurde bald zur Leidenschaft; jedes Stück Papier verlockte dazu, jedes Stücklein Kreide oder Kohle, wo denn auch Türen und Wände, ja sogar die Schulbücher herhalten mussten. Niemand wollte das so richtig schätzen, am wenigsten begreiflicherweise der Schulmeister. Aber mehr als dessen Verweise und Drohungen fruchtete es, als der Vater Zeichnungspapier, Bleistift und Farben beschaffte und damit dem ungestümen Drängen

---

[35] Neue Zürcher Zeitung 1870, Nr. 187 und 189 vom 13. und 14. April. Ausschliesslich auf diesen Artikel stützt sich F. O. Pestalozzi in C. Bruns Schweiz. Künstlerlexikon 2 (1908) 630f. (die Notiz bei Thieme-Becker, Allgem. Lex. der bildenden Künstler 28, 1934, 363 beruht nur auf Pestalozzi) und H. Tribolet, Histor.-biogr. Lexikon der Schweiz 5 (1929) 636. Eine englische Übersetzung des Artikels (von A. F. Heilmaier) erschien in Minnesota History 32 (1951) 155ff. mit Einleitung und Anmerkungen von M. Benisovich; über diese Veröffentlichung berichtete J. R. Welti in der Neuen Zürcher Zeitung vom 24. November 1956, Nr. 3349 Bl. 5, und gab, wohl zum erstenmal in der Schweiz, Bildproben bei, ausserdem wertvolle aktenmässige Ergänzungen zu Rindisbachers Biographie. Schon 1933 hatte auch Grace Lee Nute die Familienüberlieferung über den Maler erfragt, und zwar bei einer Grossnichte (G. L. Nute, Peter Rindisbacher, artist: Minnesota History 14, 1933, 283ff.); das Ergebnis stimmt mit den durch Major Hughes vermittelten Nachrichten, die Dr. Nute damals noch nicht kannte, überein. Mit diesem Aufsatz ist zum erstenmal wieder die Aufmerksamkeit auf Rindisbacher gelenkt und Anregung zu weiteren Forschungen gegeben worden; darüber unten Anm. 43. Kurz auf Rindisbacher hingewiesen hatte schon David I. Bushnell iun., Bureau Amer. Ethnol., Bull. 77 (1922) 195; er hatte vor 1922 in London einige seiner Aquarelle erworben (jetzt im Peabody Museum der Harvard University, vgl. unten S. 171f.) und eines von diesen veröffentlicht (a.O. Tf. 4 = unsere Tf. 5; vgl. bei Bushnell Tf. 6a).

[36] «his forebears' heroic deeds» übersetzt Heilmaier, Minnesota Hist. a.O. 159.

[37] Glenbow Foundation, Calgary (Alberta, Canada), Collection RiP 58.42.16; vgl. unten S. 170. Die Zeichnung, Bleistift mit Tinte, ist wohl schon wegen ihrer Unselbständigkeit und ihrer primitiveren, derben Art erheblich früher zu datieren als die Zeichnungen von der grossen Reise und aus Amerika.

den richtigen Weg wies: der Bub wurde nun viel pünktlicher in allem, gehorchte besser und hörte auf, seine Schulbücher zu bemalen. In seinem achten Jahre waren Können und Leidenschaft so auffällig erstarkt, dass die Grosseltern dem Vater ernstlich zuredeten, es sei nun höchste Zeit, den Sohn zur Landarbeit anzuhalten und dafür zu sorgen, dass aus ihm ein ordentlicher Bauer werde. Und Peter fügte sich gehorsam und machte brav, was man ihn hiess; aber dabei verlor er seine frühere Heiterkeit in solchem Mass, dass der Vater sich entschloss, auf Zwang zu verzichten und der so mächtig sich äussernden Natur den Weg freizugeben.

Eigentliche Schulung konnte der Vater freilich nicht vermitteln; wie der auf sich selbst gestellte Knabe sich weiter half, bleibt uns unbekannt. Erst in seinem zwölften Jahr (1818) erhielt er kurzen sachkundigen Unterricht: er durfte den Landschafter Jakob Samuel Weibel[38] (ca. 1771–1846) auf einer Malerreise in die Alpen begleiten, mit ihm Landschaften zeichnen und die Skizzen nachher unter seiner Anleitung ausarbeiten. Es waren Ansichten vornehmlich aus dem Berner Oberland und dem Tessin. Weibel, ein achtungswerter, sehr fleissiger Mann, hat namentlich eine grosse Zahl von Landschaften und Panoramen gezeichnet, aus dem Oberland, dem Wallis, der Waadt und Savoyen, einmal auch die stattliche Reihe sämtlicher Pfarrhäuser des Kantons Bern, vorzugsweise Aquatintablätter oder geätzte, in leichten Tönen lavierte Umrisszeichnungen. Naturaufnahmen in solcher Technik wurden in dieser Zeit höchst erfolgreich von den sogenannten schweizerischen Kleinmeistern gepflegt, den Freudenberger, Lafond, König, Lory usw.; ihre berühmten ländlichen Sittenschilderungen hat Weibel freilich nicht mitgemacht. Wenn man sieht, wie überlegen Rindisbacher Landschaften ins Auge zu fassen und als geschlossenes Bild zu gestalten versteht, wenn man sieht, mit welch liebevoller Sorgfalt er allen Einzelheiten nachgeht, so glaubt man in der Tat, ihre Art auch bei ihm noch zu spüren, und ist geneigt anzunehmen, er habe in diesen wenigen Tagen doch Entscheidendes von Weibel gelernt. Aber vielleicht ist Rindisbacher hier einfach ein aufgeschlossenes Kind seiner Zeit und hat von Weibel eher nur handwerklich-technische Dinge übernommen.

Er habe damals, heisst es weiter, von seiner Mutter unterwiesen, auch sehr artig die Zither spielen gelernt. Die Zither, gewiss die gitarrenähnliche viersaitige 'Berglaute', war in den ersten Jahrzehnten

[38] Über Weibel s. H. Türler in Bruns Schweiz. Künstlerlex. 3 (1913) 453. Thieme-Becker (oben Anm. 35) 35 (1942) 260. Für freundliche Belehrung bin ich hier P.-H. Boerlin in Basel verpflichtet.

des 19. Jahrhunderts das Lieblingsinstrument unseres Volkes und auch im Emmental sehr verbreitet; natürlich hat man dazu gesungen. So pflegte der Schlosser und Volksdichter Christian Wiedmer von Signau, also aus Rindisbachers nächster Nachbarschaft und nur ein Jahr jünger als dieser (1807–1857), seine Lieder zur Zither vorzutragen; sein «Niene geit's so schön u lustig wie daheim im Ämmital», noch heute eines der beliebtesten Volkslieder der Schweiz, wird gern nach einer Melodie gesungen, die ein berühmter Zither- bzw. Gitarrekomponist der Zeit erfunden hat[39].

Früh zeigte sich auch die Freude am Soldatenwesen; sie ist ihm sein Leben lang geblieben. Freilich: wenn es heisst, er habe schon mit zehn Jahren «seinen gesetzlichen sechsmonatigen Dienst» absolviert, und zwar als freiwilliger Tambour in einer Bernischen Grenadierkompagnie, so ist das in sich widerspruchsvoll und kann in dieser Form nicht richtig sein[40]. Wehrpflichtig wurde man damals im Kanton Bern laut Verordnung von 1813 erst nach zurückgelegtem 16. Altersjahr, und die eigentliche Dienstzeit begann mit 20 Jahren; der Dienst bestand in 'Musterungen' d.h. Inspektionen, verbunden mit etwas Ausbildung, die jeweils nur ein paar Tage dauerten und eine Art Volksfest waren. Solchen Musterungen könnte der Knabe als Zaungast beigewohnt und hier sich mit den schönen Kriegsmännern befreundet haben. Anderseits sind jugendliche Trommlerbuben bei Schweizer Truppen alter Brauch und bei den Regimentern in fremden Diensten sehr oft bezeugt. Irgend ein Verhältnis muss bestanden haben, wenn wir auch dahingestellt sein lassen müssen, welcher Art es war. Gewiss ist, dass Peter durch sein eigentümliches Wesen auffiel und dass die Offiziere und die Soldaten ihre Freude an dem anstelligen, pünktlichen Bürschlein hatten. Aufs Trommeln verstand er sich jedenfalls so gut wie aufs Zitherspiel; auch noch in Amerika ist er als der 'Swiss drummer boy' bekannt und beliebt gewesen[41]. Hauptsache war ihm natürlich auch bei den Soldaten das Zeichnen: seine treffenden Porträts wurden bewundert, das Konterfei eines übel zu Pferde sitzenden Dragoneroffiziers sehr zum Ärger des Betroffenen belacht; auch ganze Szenen

---

[39] Hanns in der Gand hat nachgewiesen, dass die eine der beiden volksläufigen Melodien, auf die das Lied gesungen wird, aus einer Komposition des gefeierten Gitarrevirtuosen Mauro Giuliani stammt: «Das Emmentalerlied 'Niene geit's so schön u lustig' usw.»: diese Zeitschr. 35 (1936) 193ff.

[40] Das folgende zunächst nach brieflichen Ausführungen von Chr. Lerch, Staatsarchiv Bern, für die auch hier bestens gedankt sei, dann nach freundlicher Belehrung H. G. Wackernagels.

[41] C. P. Wilson, The Beaver, December 1945, 35.

des bunten Lebens scheint er festgehalten zu haben. Von alledem ist nichts auf die Nachwelt gekommen[42].

3. Die Reise nach Amerika

Mit der grossen Reise setzen auch neue Quellen ein. In Amerika und in Kanada hat man während der letzten drei Jahrzehnte manche wertvolle Nachricht aus handschriftlichem Material und aus entlegenen Veröffentlichungen gewonnen[43]; vor allem aber erzählen Rindisbachers Bilder[44]. Die ganze, an Überraschungen und erregenden Abenteuern reiche Fahrt von Dordrecht bis York Fort und von da bis zum Roten Fluss lässt sich an ihnen wie an einer Bilderchronik verfolgen; dazu sind sie noch beschriftet, wahrscheinlich von dem jungen Künstler selber: die Tonnage des Schiffes, seine jeweilige Position, die Daten, der Kubikinhalt des Eisbergs und so manches andere findet sich fortwährend aufgezeichnet. Da sieht man das Kolonisten-Transportschiff «Wellington» im Hafen von Dordrecht liegen, einen

---

[42] Im Familienbesitz scheint sich lange eine Zeichnung erhalten zu haben, die den Knaben darstellte, wie er auf einer Trommel sitzend zeichnete; an diese Zeichnung mag sich die Familientradition angeschlossen haben. G. L. Nute, Minnesota History 14 (1933) 283. Von andern Zeichnungen dieser Zeit werden erwähnt ein Porträt seiner Schwester (der späteren Frau Monnier) und eine Ansicht des Elternhauses (in der Luchsmatt?); J. Fr. McDermott, The Art Quarterly 12 (1949) 129 verrät die Herkunft dieser Nachricht leider nicht.

[43] Seit Bushnells erstem Hinweis (oben Anm. 35), namentlich aber seit G. L. Nutes bahnbrechendem Aufsatz von 1933 (ebda.) sind eine Reihe knapp formulierter, gehaltreicher Arbeiten erschienen, die mir durch die gütige Hilfe von Herrn Dr. Lukas F. Burckhardt von der Schweizerischen Botschaft in Washington und von den Damen Dr. Grace Lee Nute in St. Paul, Minnesota, und Malvina Bolus, Herausgeberin des "Beaver" in Winnipeg, zugänglich geworden sind; ich sage dafür auch hier herzlichen Dank. Es sind, ausser den in Anm. 35 genannten, folgende Arbeiten: 1. *G. L. Nute*, Some sources for Northwest history: Rindisbacher's Minnesota water colors: Minnesota History 20 (1939) 54ff. – 2. *Alice E. Smith*, Peter Rindisbacher, a communication: ebda. 20 (1939) 173ff. – 3. *Margaret Arnett McLeod*, The Company in Winnipeg: The Beaver, A Magazine of the North, Sept. 1940, 6ff. – 4. *G. L. Nute*, A Rindisbacher water color: Minnesota Hist. 23 (1942) 154ff. – 5. *M. A. McLeod, G. L. Nute, Clifford P. Wilson*, Peter Rindisbacher, Red River artist, a symposium: The Beaver, Dec. 1945, 30ff. – 6. *John Francis McDermott*, Peter Rindisbacher, frontier reporter: The Art Quarterly 12 (Detroit 1949) 129ff., die bisher vollständigste Zusammenfassung. – 7. [*Anonymus*], Some new Rindisbachers: The Beaver, June 1950, 14f. – 8. *M. Benisovich-A. M. Heilmaier*, Peter Rindisbacher, Swiss artist: Minnesota Hist. 32 (1951) 155ff., die Übersetzung des Anm. 35 angeführten Artikels der Neuen Zürcher Zeitung von 1870. – 9. *Harry Shave*, John West, Peguis and P. Rindisbacher: The Beaver, Summer 1957, 14ff. Mit Ausnahme von Nr. 2 und 8 sind allen diesen Arbeiten vorzügliche Reproduktionen von Bildern Rindisbachers beigegeben. Vieles ist mir unzugänglich geblieben; die Beschaffung von Büchern von auswärts hat ihre Grenzen.

[44] Darüber s. unten S. 167ff. 39 Reisebilder (Aquarellskizzen) befinden sich in den Public Archives of Canada in Ottawa, 8 sehr schöne Zeichnungen im Besitz der Glenbow Foundation in Calgary (Alberta, Canada).

Dreimaster von 415 Tonnen, und der Kapitän hiess James Falbister; am 30. Mai stach es in See, passierte am 3. Juni die Orkney-Inseln (?) und sichtete am 26. Juni in der Gegend von Grönland die ersten Eisberge. Später sind solche der «Wellington» und ihren beiden Begleitschiffen, der «Eddystone» und der «Prince of Wales», wiederholt gefährlich geworden. Einmal scheint die «Wellington» eine Zeitlang im Eis blockiert gewesen zu sein; wie sich «die missvergnügten Colonisten im Angesicht einer Eismasse von 5700 Cubik° den 30. Juny 1821» auf der Eisfläche durch Spiele und sonstwie Bewegung machten, das schildert ein besonders reizvolles Blatt (unsere Tf. 6 mit S. 193f.). Am 15. Juli kamen «Hekla» und «Fury» in Sicht[45], die zwei Expeditionsschiffe des berühmten Arktisforschers Sir William Edward Parry, die wie die «Wellington» ebenfalls im Mai ausgelaufen waren und jetzt im Begriff standen, durch Hudson's Bay und Fox Channel bis zur Repulse Bay vorzudringen. Einen Tag später war man «bey der unbewohnten Insel Resolution 61° 43' N.B.» angelangt, wo es anscheinend Walfische und Eisbären zu bestaunen gab[46]. Überaus lebendig zeichnet Rindisbacher dann das Gewimmel der Eskimo-Canoes, die sich bei Labrador an die drei englischen Schiffe herandrängten (23. Juli)[47].

Am 17. August war endlich der ersehnte Landungsplatz erreicht, York Fort (auch York Factory) an der Westküste der Hudson's Bay, bei der Mündung des Nelson-Flusses; wie froh unsere des Meeres so ungewohnten Schweizer waren, nach einer Seefahrt von 79 Tagen wieder einmal festen Boden unter den Füssen zu haben, können wir uns vorstellen. Während des dreiwöchigen Aufenthalts in York Fort konnte man sich einigermassen erholen, auf die kommende Landreise vorbereiten und natürlich auch zeichnen. Da präsentierte sich etwa ein langhaariger, adlernasiger Cree-Indianer mit einer grossen Flinte und einigen geschossenen Enten; neben ihm seine dicke Frau, auch sie mit Hakennase und langen schwarzen Haarsträhnen, wohl verwahrt in Mokassins, Hosen und einer grossen Decke als Mantel; schliesslich

---

[45] Von der Darstellung dieser Begegnung sind drei Fassungen bekannt; über ihr gegenseitiges Verhältnis und die Widersprüche in den Beschriftungen s. unten Anm. 110.

[46] Staatsarchiv Canada, Paintings usw., Rindisbacher 7 (im folgenden «StACan.,R»). Das gleiche Ereignis schildert in etwas veränderter Sicht die entzückende Zeichnung Glenbow Foundation, RiP 58.42.14: die «Wellington», in einiger Ferne auf der Reede liegend, hat ein Ruderboot ausgesetzt, das sich der Küste nähert; im Vordergrund rechts sieht man auf beiden Bildern einen Eisbär.

[47] Glenbow Foundation, RiP58.42.9. Die entsprechende Aquarellskizze StACan.,R 10 gibt wie meist in solchen Fällen eine leicht veränderte Situation (auf zwei Schiffen wird tüchtig geschossen und geböllert, um die Eskimos in Respekt zu halten); an Feinheit der Ausführung ist die zuerst genannte Zeichnung weit überlegen.

die zwei Kinder, das kleinere noch im Tragbrett auf Mutters Rücken. Das ist wohl Rindisbachers erstes Indianerbild, von einer erstaunlichen, überzeugend wahrhaftigen Realistik[48].

Zum Empfang der Neulinge war von der Siedlung am Roten Fluss auch der Reverend John West hergereist, der erste Vertreter der englischen Kirche in der Kolonie. Er hatte im Jahr zuvor die erste presbyterianische Kirche erbaut (von ihr stammt St. John's Cathedral in Winnipeg in direkter Linie ab); sein Tagebuch, das er in diesen Jahren führte, liegt gedruckt vor[49]. Er erzählt, er habe in York Fort sogleich zu tun bekommen: mehrere Schweizer Paare waren zu trauen, sechs während der Reise geborene Kinder zu taufen. Später wurde ihm als der zweite Täufling in seiner Pionierkirche Friedrich Rindisbacher gebracht, Peters jüngster Bruder. Für die Reise ins Landesinnere wurden die Kolonisten in zwei Gruppen geteilt; Rindisbachers kamen mit dem Reverend zur zweiten. Diese verliess York Fort am 6. September in sechs Ruderbooten, die auch ein Segel setzen konnten[50]. Die Reise war lang, reich an Mühen, Entbehrungen und Gefahren. Da galt es einmal, felsige Untiefen des stark strömenden Flusses zu überwinden: die Männer mussten ins Wasser und die Boote an Seilen flussaufwärts schleppen[51]; andere Male kamen die höchst mühsamen *portages* («Trageplätze» sagt Rindisbacher), d. h. Wasserfälle oder ähnliche Hindernisse, die man nur zu Land umgehen konnte, wobei die Lasten und die Boote für sich getragen werden mussten[52]. Im Winnipeg-See, der wegen der vielen verborgenen Klippen gefährlich ist, erlitt ein Boot am 23. Oktober Schiffbruch (siehe Tf. 7); zum Glück kam niemand dabei um, aber der Unfall zwang zu einem Aufenthalt von sechs oder sieben Tagen an den völlig unwirtlichen Gestaden des Sees, und dabei gab es nichts anderes zu essen als Korn[53]. Auch

---

[48] StACan.,R 17.

[49] Dies und das folgende nach Harry Shave (oben Anm. 43, 9); Wests Buch war mir nicht zugänglich (John West [chaplain to the Hudson's Bay company], The substance of a journal during a residence at the Red River colony, British North America; and frequent excursions among the Northwest American Indians, in the years 1820, 1821, 1822, 1823, London 1824, zweite erweiterte Ausgabe 1827).

[50] StACan.,R 17: «Abfahrt des zweiten Colonisten-Transports von York Fort ... den 6. 7ber 1821»; die Angabe wird durch John West bestätigt. Es ist für Rindisbachers Gewissenhaftigkeit bezeichnend, dass er immer sechs Boote malt: StACan.,R 17. 19. 22. 24, letzteres = Glenbow Foundation, RiP 58.42.15 = unsere Tf. 7. Übrigens scheint Rindisbacher in StACan.,R 24 den Reverend dargestellt zu haben: in dem schwarzgekleideten Herrn mit Kniehosen und kurzer Pelerine dürfte er zu erkennen sein, ebenso in dem Herrn mit einem Buch in der Hand StACan.,R 33 («Ansicht des Englischen Predigers Hauses am Rothen Fluss»). [51] StACan.,R 19. [52] StACan.,R 22.

[53] West bei Shave (oben Anm. 43, 9) 16f. Glenbow Foundation, RiP 58.42.15 (= unsere Tf. 7). StACan.,R 24. Vgl. unten S. 194. Von ähnlichen Unfällen auf diesem See

setzte nun schon arge Kälte ein[54]; doch erreichte man endlich anfangs November die Mündung des Roten Flusses. «Wir kamen», erzählt John West, «mit der zweiten Gruppe am 2. November an und trafen unsern Freund Pigewis, den Saultaux (= Chippewa)-Häuptling, in seinem gewohnten Lager. Er empfing uns höchst gastfreundlich und gab uns reichliche Mengen von frischem und gedörrtem Stör. Die Freigebigkeit der Indianer wurde durch unsere zahlreiche und hungrige Gesellschaft sehr auf die Probe gestellt, aber sie versagte nicht; das ist, meine ich, wohl selten bei ihrer Sorglosigkeit für den morgigen Tag.»[55] Pigewis (Pegowis, Peguis u.ä.) hatte um 1800 als Sechsundzwanzigjähriger seinen Stamm vom Westende des Obern Sees an den Roten Fluss geführt; hier stellte er sich von Anfang an freundlich mit den Weissen und erwies namentlich den Selkirkschen Kolonisten sein Leben lang gute Dienste. Als Lord Selkirk 1817 mit ihm und andern Häuptlingen vom Roten Flusse die Grenzen zwischen der Kolonie und den Stammesgebieten vertraglich festlegte, zeichnete er ihn ehrenvoll aus[56]. Vielleicht hat uns Rindisbacher seine Züge bewahrt: man hat ihn in dem Porträt Tafel 8a erkennen wollen[57].

Wir haben uns die grosse Reise bisher von dem jungen Rindisbacher erzählen lassen. Gemäss dem Beruf des Künstlers hat er in allem, was ihm begegnete, das Wunderbare erlebt und das Schöne gesehen. Aber wenn man seinen Aussagen nachsinnt und auch andere Stimmen zu erlauschen sucht, so erscheint manches in trüberem Licht. Auf der

---

berichtet auch Graffenried (oben Anm. 18) 98. 119; vgl. die Erzählung seines Kameraden Lieut. Fauche ebda. 141.

[54] StACan.,R 25: «Kalte Nachtlager an den unwirtbaren Ufern des Winnipesisees 8ber 1821.»

[55] West bei Shave 17. StACan.,R 26: «Ankunft in der Mündung des Rothen Flusses in Nordamerika 47° N.B. und Bewillkommnung von den Sautoux Indianern den 1. 9ber 1821 nach einer Fluss und Seereise von 4836 englischen Meilen.» Die Gruppe hatte also, um den See zu passieren, gute zwei Wochen gebraucht; Graffenried (oben Anm. 18, S. 119) machte es 1817 in acht Tagen; er hatte einen ähnlichen, allerdings viel leichteren Unfall.

[56] Shave a.O. 17f. Wilson (oben Anm. 43, 5) 36. Graffenried 117 u.ö. ist über Peguis nicht gut unterrichtet.

[57] So Shave a.O., der das Porträt S. 15 ebenfalls abbildet. Der Reverend West hatte, als er 1823 nach England zurückkehrte, das Bild nebst vier weiteren Aquarellen Rindisbachers mitgebracht; sie blieben in seiner Familie, bis sie ein Nachkomme um 1954 an St. John's Cathedral in Winnipeg schenkte; wie es dazu kam, lese man in der anmutigen Erzählung von H. Shave nach. Auch ohne dieses äussere Zeugnis würde man das Porträt mit seinem naiven, treffsicheren Realismus in Rindisbachers frühe Zeit setzen, und ohne Zweifel ist eine bedeutende Persönlichkeit dargestellt, die dem Reverend West kaum gleichgültig war. Wenn wir trotzdem zögern, uns diesen Argumenten Shaves anzuschliessen, so darum, weil Peguis seit 1817 immer die Silbermedaille am Halse trug, die ihm Lord Selkirk verliehen hatte (Graffenried a.O. 117); diese hätte auf einem repräsentativen Porträt gewiss nicht gefehlt. Eine allerdings zweifelhafte Überlieferung bezeichnet den "Red Lake Chief" (unsere Tf. 12 = StACan.,R 42; vgl. 43) als Peguis: Wilson (oben Anm. 43, 5) 36.

«Wellington» hatten sich gegen 180 Passagiere mit der Schiffsmannschaft in einen Raum von 415 Tonnen zu teilen (oben S. 155); das bedeutete, selbst für Anspruchslose und für Leidensfähigere, als wir es heute sind, eine erhebliche Einengung, zumal wenn man sich 79 Tage lang darein schicken musste (oben S. 155). Die Fahrt von York Factory ins Landesinnere war überaus mühselig und erst noch durch die beginnende Winterkälte erschwert; man hat die von John West berichtete Tatsache, dass unterwegs 'nur' ein Mann ertrank und 'nur' einige Kinder starben, mit Recht als unter solchen Umständen erstaunlich bezeichnet[58]. Und jetzt, als man glücklich am Ziele war und seine 100 Acres Siedlungsland übernehmen konnte, war es November geworden: wie wollte man da pflanzen, von was den langen, harten Winter hindurch leben? Es kamen schlimme Zeiten. Aber am schlimmsten war, dass viele sich getäuscht fühlten. Sie hatten gehofft, wenn auch nicht gerade in das Land zu kommen, wo Milch und Honig fliesst, so doch in Orangenhaine, unter Trauben- und Bananengehänge und zu andern solchen Herrlichkeiten; später sagten einige, sie hätten immer gemeint, es gehe an den Roten Fluss des Südens (Red River of the South) in Louisiana, wo man französisch rede. Wie bitter müssen diese enttäuscht gewesen sein, als Eisberge und Eskimos auftauchten, als sie sich nun am Roten Fluss des Nordens (Red River of the North) in einem winterlich kalten Lande voll Eis und Schnee fanden! Der Gouverneur der Hudson's Bay Company in Rupertsland, George Simpson, gibt ihnen Recht, wenn er an Colevile schreibt: «Ihr Agent, Hauptmann von May, hat sicher seine Pflicht nicht gewissenhaft getan», da er durch seine Schilderungen die Leute dazu gebracht habe, mehr zu erwarten, als sich verwirklichen lasse[59]. Mindestens hatte von May übersteigerte Hoffnungen nicht zerstreut und sich durch aufkommende irrige Vorstellungen nicht beunruhigen lassen.

4. In der Kolonie am Roten Fluss

Wie weit die unter den Kolonisten befindlichen Musiker, Uhrmacher, Pastetenbäcker und Mechaniker, der Schulmeister, der Arzt, der Kaufmann und der Apotheker[60] ihrem Können entsprechende loh-

---

[58] Shave a.O. 16.

[59] M. A. McLeod (oben Anm. 43, 5) 31f.: «Your Agent, Captn. Du May, has certainly not done his duty conscientiously» usw. Simpson tadelt namentlich das gedruckte Blatt, das von May in der Schweiz hatte ausgehen lassen, als «highly colored»; ich habe diesen 'Prospekt' bisher nicht auffinden können (vgl. oben Anm. 22).

[60] McLeod a.O. nach amtlichen Quellen; dort auch die Äusserung von Ross. Ein amtlicher Rapport an den Gouverneur Andrew Bulger (ebda.) beschreibt die Familie wie folgt: «Rindisbacher, Pierre, 41 (sc. Jahre alt), born Lauperswil (vielm. Eggiwil: oben

nende Beschäftigung fanden, darf man sich fragen; wie sie die Aufgabe meisterten, den zugewiesenen jungfräulichen Boden zu bestellen, bleibt ungewiss. Immerhin rühmte der Schotte Alexander Ross, der sich 1825 am Roten Fluss ansiedelte und mehrere Jahre Erster Sheriff der Kolonie war, die Schweizer seien ruhige, ordentliche Leute, ein Gewinn für jede Gemeinschaft, überdies bemerkenswert durch die grosse Zahl geschickter junger Burschen und Mädchen. Vater Rindisbacher und die Seinen verstunden etwas vom Bauern und dürften sich besser als manche andere zu helfen gewusst haben. Wie es bei ihnen zu Hause aussah, hält eine Zeichnung Peters fest (Tf. 10)[61]. Da steht, in langem Rock und Schirmmütze, wie sie damals in der Schweiz weithin üblich waren, Vater Rindisbacher, selbstbewusst und energisch, im Gespräch mit einem schottischen Hochländer, zu seinen Füssen das vierjährige Vreneli und der zweijährige Gautier (s. Anm. 60), links am Tisch die Mutter Barbara im Berner Mieder. Rechts, am Kaminfeuer, sitzt, sein Pfeifchen schmauchend, ein junger Deutscher aus dem Regiment de Meuron, mit Tellermütze und Indianerhosen (leggings), und neben ihm steht, gleichfalls Pfeife rauchend, ein französischer Kanadier; lange Locken waren damals Mode, der pelzgeschmückte Zylinder wohl eine Art Uniformstück[62]. Der Hausrat ist bescheiden: über dem Feuer an einem 'Turner' hängend ein Kochkessel, an der Wand zwei grosse Gewehre und ein Fuchsschwanz. Die Kaffeemühle sieht aus, als wäre sie aus dem Emmental mitgekommen; die Bücher mögen eine Bibel und ein Vieharzneibuch sein. Die Autorität, die dem noch jungen Familienvater unter den zum Teil sehr jungen Kolonisten ganz natürlich zuwuchs, kommt in dem Bild schön zum

---

S. 147), Canton of Berne, veterinary surgeon, character good but not steady; wife Barbe, 37, character fair; sons, Chretien, 18, character fair; Pierre, 15, draughtsman, character good; Gautier, 2, adopted; daughters, Anne Barbe, 13, Cretienne, 10, Madeleine, 6, Verene, 4 (vielm. 9 und 6 : oben Anm. 25); religion, Reformed Church.» Dem Vater wird also seine unruhige Unternehmungslust behördlich bescheinigt; die Mutter und der älteste Sohn Christian bekommen nicht die Note 'gut', sondern die ein wenig differenzierende 'fair'.

[61] StACan., R 37; abgeb. auch bei M. A. McLeod, The Beaver, Sept. 1940, 7. Beschriftung der Rückseite: «Colonisten am Rothen Flusse in Nordamerika. 1.2. Ein Schweizer Colonist mit Weib und Kindern aus dem K. Bern. 3. Ein deutscher Colonist von dem abgedankten Regimte de Meuron. 4. Ein Schottischer Hochländer Colonist. 5. Ein eingewanderter Colonist aus dem französ. Canada.» Die Vermutung, es sei Rindisbachers Haus dargestellt, wird hier m.W. zum erstenmal ausgesprochen; beweisbar ist sie nicht, aber wahrscheinlich.

[62] Auf Rindisbachers Bildern oft dargestellt, z.B. auf dem Aquarell in Hudson's Bay House, Winnipeg, ehemals im Besitz von William Kempt, Sheriff der Kolonie 1822–24, abgeb. The Beaver, Dec. 1945, 35 (oben Anm. 43, 5); ferner Glenbow Foundation, RiP 58.42.5; 58.42.2 (= The Beaver a.O. 33); auch kenntlich 58.42.15 = unsere Tf. 7. Zur Haartracht G. L. Nute (oben Anm. 43, 5) 34.

Ausdruck, nicht weniger die Eigenart der Schotten, Berner, Deutschen und Franzosen, die sich hier zusammengefunden hatten.

Peter bekam eine Stelle als Clerk bei der Pelzhandelsgesellschaft. Sie war sehr bescheiden honoriert, liess ihm aber dafür Musse, zu zeichnen, zu malen und sich mit dem Leben der Indianer bekannt zu machen[63]. Diese lagerten bei den Forts oft in stattlicher Zahl. Nach Graffenried z.B. wohnten im Frühjahr 1817 beim Fort du lac de la pluie «ungefähr 150 Indianer, welche sich als Angehörige des Forts betrachteten»; im Juni schätzte er die Zelte (Tipi) und Hütten (Wigwams) der Chippewa beim Fort Douglas auf fünfzig[64]. Peter hatte sie also in nächster Nähe. Auch bei ihnen gewann er, wie überall, dank seiner glücklichen Natur Freunde; einen von ihnen scheint er wiederholt dargestellt zu haben. Man hat sehr einleuchtend vermutet, der junge, etwas zarte Mann, den man auf Tafel 11, das Calumet rauchend, im Indianerzelt sitzen sieht, sei der Maler selber[65]; er trägt, wie sein Vater (Tf. 10), Schirmmütze und langen Rock. Sein indianischer Freund, ein auffallend schön gewachsener Mann mit grossgeschnittenem, gutem Gesicht, sitzt neben ihm, ernsthaft erzählend und erklärend. Das gleiche Freundespaar ist vielleicht auch auf Tafel 12 (rechts) zu erkennen: bei einer Fusillade zu Ehren des Gouverneurs vor Fort Douglas begrüssen sie sich mit Händedruck[66]. Nach der Familienüberlieferung[67] hatte auch der Gouverneur, 1822 und 1823 Captain Andrew Bulger, seine Freude an dem jungen Künstler: «Die erste Zeit brachte (Peter) meist mit dem Gouverneur zu, der ihm wohl wollte.» Bulger «ging so weit, eine eigene Jagdpartie für den jungen Mann auszurüsten, die aus vertrauten Indianern und Mestizen bestand, um ihm die beste Gelegenheit zu geben, die Bisonsjagd, die ihn besonders interessierte, recht beobachten und durch gute Zeichnungen darstellen zu können». Er hat Bulgers Hoffnungen aufs schönste erfüllt; Jagdstücke sind eine ganze Anzahl erhalten, darunter die zwei vortrefflichen Schneeschuhjagdbilder. Auch Ausfahrten des Herrn Gouverneurs hat er gemalt, die Ausfahrt im Pferdeschlitten, im Hundeschlitten, im indianischen Rinden-Canoe; oder Staatsaktionen wie

---

[63] So die Familienüberlieferung in dem Anm. 35 genannten Artikel = Minnesota History 32 (1951) 161.

[64] Graffenried (oben Anm. 18) 110. 116; vgl. 96. 118f. Das gleiche bezeugen Aquarelle von Rindisbacher: StACan.,R 20 (Rockfort). 21 (Fort Logan).

[65] McDermott (oben Anm. 43, 6) 133; dort S. 133 Abb. 3 auch unser Bild. Vgl. unten S. 196.

[66] Es handelt sich um eine farbige Lithographie nach einem Original Rindisbachers; vgl. darüber unten S. 196ff.

[67] Wie Anm. 63; danach die folgenden Zitate.

Indianerbesuche, Indianerpalaver, zu denen Rindisbacher sozusagen als Hofmaler besonderes Aufgebot erhalten haben mag. Zum Ruhm und zur Beliebtheit dieser Bilder trug gewiss nicht wenig die Tatsache bei, dass alle Teilnehmer, die weissen und die roten, gewissenhaft porträtiert waren.

So konnte es nicht fehlen, dass Rindisbacher in diesen Jahren eine reiche und intime Kenntnis indianischen Lebens gewann, auch des häuslichen. Leider können wir von diesen Bildern nur wenige Proben vorlegen. Eine der merkwürdigsten ist das auf Tafel 13 wiedergegebene Aquarell[68]: das Feuerwasser bei den Indianern und dessen böse Wirkungen. Solche Szenen zu beobachten hatte Rindisbacher sicher mehr als einmal Gelegenheit; war doch ein Fässchen Rum einer der begehrtesten Tauschartikel, eins der beliebtesten Geschenke. Am 22. Juni 1817 beispielsweise wurden, wie Graffenried erzählt[69], bei Fort Douglas zur Feier von Lord Selkirks Ankunft «Tabak und einige Fässchen Rum ausgeteilt, welche die Wilden sehr vergnügt in ihr Lager trugen, wo sie die ganze Nacht mit Trinken, Schreien, Singen und Tanzen zubrachten». Hier mischt Rindisbacher in eigentümlicher Weise scharf beobachtete realistische Züge und klassizistisches Pathos: vorne links die fast an eine Pietà gemahnende Gruppe des sinnlos betrunkenen Kriegers mit seinem gramgebeugten Weib, oder rechts der Mann, der, sein Haupt in tragischem Entsetzen verhüllend, dieser Stätte des Grauens mit wehendem Mantel entflieht; anderseits, in mannigfachstem lebendigem Ausdruck, dumpfe Gier, aufmerksame Lüsternheit, in sich gekehrtes Geniessen; und schliesslich, nicht zu vergessen, der malerische Ausblick auf den Strom, reich an bezeichnenden Einzelheiten, reizvoll auch als friedlicher Kontrast. Im ganzen eine kunstvolle, sehr sorgfältig durchgeführte Komposition. Rindisbacher hat sie zweifellos, wie andere Blätter dieser Art, erst in seinen letzten Jahren auf Grund von älteren Skizzen ausgearbeitet. Wie gern besässen wir auch diese frühen Zeichnungen, deren kraftvoll-naiven Realismus wir ja kennen (oben S. 141. 155 f.); Ursache zur Dankbarkeit haben wir ja immer noch genug angesichts der Darstellung von Vorgängen, die wie dieser hier unendlich oft erzählt, unseres Wissens aber von niemandem sonst gemalt worden sind.

Dass Rindisbacher in der Kolonie rasch berühmt, seine Bilder begehrt wurden, versteht man wohl; er mag mit seiner Kunst schon in der ersten schwierigen Zeit einiges verdient und zum Unterhalt der Fa-

[68] West Point Museum der United States Military Academy, Acc. 566. Beschriftung: «Drunken Frolick amongst the Chippeways and Assinneboins.»

[69] Graffenried (oben Anm. 18) 118 f.; vgl. 96. 110. 117.

milie brav beigetragen haben. Durch Briefe der Jahre 1824–1827 wissen wir[70], dass Bilder von Rindisbacher aus verschiedenen Teilen des Landes bestellt wurden; Engländer, die nach einigen Jahren Kanadadienst in die alte Heimat zurückkehrten, nahmen Bilder als Andenken mit, andere baten von England aus um Zusendung[71]. Man verlangte ganz bestimmte Bilder. «Die, die ich besonders gern hätte» – so schreibt George Barnston am 24. November 1824 – «sind: der Prärie-Indianer zu Pferd, der auf einen Feind schiesst; die Gruppe Indianer, zu denen der Skalp gebracht wird; Captain Bulgers Palaver; der Tod des Büffels und zwei oder drei Büffeljagdbilder, in denen, wie ich glaube, der Bursche exzelliert; auch Reisen im Winter mit einem Indianer als Führer vor dem Schlitten. Von allen diesen habe ich mehrere Kopien gesehen, so dass ich schliesse, er behalte ein Exemplar, um darnach, je nach Bedarf, ein weiteres zu machen.» In der Tat hat Rindisbacher so gearbeitet; das war ja in der Zeit vor dem Aufkommen der Photographie gewöhnlich. Fast alle Bilder, die Barnston wünschte, lassen sich noch heute nachweisen, und in mehr als einem Fall können wir den Werdegang von der ersten Skizze bis zu verschiedenen Fassungen verschiedener Zeit verfolgen[72]. Barnston rühmt wiederholt seine Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit («he is careful», «he is a conscientious lad»), anerbietet sich, ihm Farben zu besorgen, und zahlt recht gute Preise[73]. Sogar veröffentlicht wurden ein halbes Dutzend seiner Bilder unter dem Titel «Views in Hudson's Bay» (London um 1825; s. unten S. 196ff.), freilich ohne seinen Namen, ja er hat wohl gar nichts davon gewusst und jedenfalls keinen Gewinn gehabt; aber schon damals verkauften sich die «Views» gut, und heute sind sie eine gesuchte Kostbarkeit.

---

[70] Dank den Forschungen von Margaret Arnett McLeod (oben Anm. 43, 5) 32ff.; darnach das folgende. Es sind Briefe von und an James Hargrave, Rechnungsführer der Hudson's Bay Company in Fort Garry, der offenbar das Geschäft für Rindisbacher besorgte.

[71] Aus England wurden seit etwa 1920 eine nicht unerhebliche Zahl von Rindisbacher-Bildern für Kanada und für die Vereinigten Staaten zurückgewonnen; s. unten S. 171.

[72] s. G. L. Nute (oben Anm. 43, 5) 34 und unten Anm. 109.

[73] McLeod a.O. Die Bilder blieben im Besitz der Familie Barnston, wurden aber 1942 bei einer Feuersbrunst zerstört. Die Bilder «Norway House», «Rockfort» und «York», an die sich die Besitzer noch erinnerten, waren wohl Ausführungen der Aquarellskizzen StACan.,R 23; 20; 16; «Camp on Shores Lake Winnipeg» könnte nach StACan.,R 24 = Glenbow Foundation, RiP 58.42.15 = unsere Tf. 7 gearbeitet gewesen sein. Auch die Hudson's Bay Company kaufte Bilder: McLeod (oben Anm. 43, 3) 7; unten Anm. 111.

5. Vom Roten Flusse nach Wisconsin und nach St. Louis

Trotz alledem hatte es die Familie Rindisbacher sicher noch lange nicht leicht. Manche von den Schweizer Familien fanden das Leben am Roten Fluss so unerträglich, dass sie ihr Land aufgaben und südwärts in die Vereinigten Staaten zogen; ihr erstes Ziel war Fort Anthony am obern Mississippi (beim heutigen St. Paul und Minneapolis), das in diesem noch weithin unerschlossenen Gebiet als Stützpunkt für die zu erwartenden Siedler gedacht und soeben (1823) vollendet war; zu Ehren seines Erbauers und ersten Kommandanten Oberst Josiah Snelling wurde es 1825 in Fort Snelling umbenannt. Vom Roten Flusse her war es nur durch eine lange und nicht ungefährliche Reise zu erreichen. Der Schweizer (?) David Tully, der sie 1823 wagte, wurde unterwegs mit seiner Frau und einem Töchterchen von Sioux-Indianern erschlagen, seine beiden kleinen Söhne John und Andrew gefangen genommen, später jedoch von Truppen aus Fort Snelling befreit[74]. Rindisbacher, der die Familie Tully von der gemeinsamen langen Meerfahrt her und aus der Kolonie natürlich kannte, dem also ihr Schicksal besonders nahe ging, hat die berühmte Affäre gemalt[75], sicher nur auf Grund von Erzählungen; es ist das einzige 'Historienbild' von seiner Hand, eine phantasievolle, kluge und eindrückliche Komposition. Rindisbachers und andere harrten länger aus; aber das Unglücksjahr 1826 entmutigte auch sie. Als im Frühling der Rote Fluss in einer gewaltigen Überschwemmung alles, was die Siedler in mehr als vier Jahren zäher Arbeit aufgebaut hatten, wegriss und aufs gründlichste zerstörte, da wollte auch Vater Rindisbacher nicht mehr bleiben. Unter seiner Führung schlossen sich 23 Familien für die Reise nach den Vereinigten Staaten zusammen; am 11. Juli 1826 brachen sie auf[76]. Sie überschritten die grosse Wasserscheide, folgten den nun südwärts strömenden Flüssen und anvertrauten sich bei Fort Snelling den breiten, flachen Mackinac-Booten; auf diesen fuhren sie den Mississippi hinunter bis zu dem alten 'Trageplatz' (*portage*, s. oben S. 156) am Fieber-Fluss, den sie im November erreichten[77]. Von da ging es, entweder noch im gleichen Winter oder im Frühjahr 1827, ins südliche

[74] G. L. Nute (oben Anm. 43, 1) 56f.; die Geschichte wird ausführlich erzählt von Henry Hunt Snelling (1817–1897), einem Sohn des Obersten und Spielgefährten John Tullys, in seinen handschriftlichen «Memoirs of a life» (Edward A. Ayer Collection, Newberry Library, Chicago).

[75] West Point Museum 564. Beschriftung: «The Murder of David Tally (sic) and Family, by the Sissatoons, a Sioux tribe».

[76] Wie Anm. 63; Minnesota History a.O. 161. Die Überschwemmung von 1826 ist zweifellos gemeint in der Bleistiftzeichnung Glenbow Foundation RiP 58.42.18.

[77] The history of Jo Daviess County, Illinois (Chicago 1878) 783 bei G. L. Nute, Peter Rindisbacher, artist: Minnesota History 14 (1933) 286.

Wisconsin; die Brüder Henry und J. P. B. Gratiot, Angehörige einer sehr reichen und mächtigen Familie aus St. Louis[78], «sicherten sich», wie erzählt wird[79], «die Dienste einiger aus der Selkirkschen Kolonie ausgewanderter Schweizer Familien», unter ihnen der Rindisbacher. In welcher Form und wo das geschah, ist nicht völlig klar; als Wohnsitz von Rindisbachers werden Galena und Gratiot's Grove (heute wohl = Gratiot) genannt, später dann auch Jo Daviess County (Illinois)[80]. Jedenfalls kamen sie in diesen südlicheren Strichen und unter dem Schutz der Gratiot einigermassen zur Ruhe.

Peter hat auf dieser Reise gewiss nicht weniger eifrig skizziert als 1821, aber von der künstlerischen Ausbeute ist leider nichts bekannt[81], auch nicht von seiner Tätigkeit während der folgenden drei Jahre; an seinen späteren Bildern sieht man freilich wohl, wie sein Können sich entwickelt hat. Überliefert ist aus dieser Zeit eine einzige Nachricht: Caleb Atwater (1778–1867), ein prominenter Wisconsin-Pionier vornehmlich im Bildungs- und Erziehungswesen, der sich 1829 im Auftrag des Präsidenten Jackson mit einer Delegation nach Prairie du chien begab, um dort mit den Winnebago und andern Stämmen gewisse Verhandlungen zu führen, verpflichtete ihn als Zeichner[82]. Kam die Kommission über Gratiot's Grove, und haben etwa die Gratiots die Bekanntschaft vermittelt? Jedenfalls nahm Peter an der Expedition teil; von ihr stammt eines seiner berühmtesten Bilder, der «Kriegstanz der Sauks und Foxes»[83]. Atwater sagt, es gelte als eine seiner besten

[78] Über den Gründer der Familie, Charles Gratiot, geb. 1752 in Lausanne, gest. 1817 in St. Louis, Handels- und Wirtschaftspionier, auch angesehener Politiker, s. Dict. Amer. Biogr. 7 (1931) 503f.

[79] Von der Gattin des Zweitgenannten, Adèle Marie Antoinette Gratiot geb. de Perdreauville, in «Mrs. Adèle P. Gratiot's narrative»: Wisconsin. State historical society. Report and collections 10 (1880) 267 (mir unzugänglich), nach A. E. Smith (oben Anm. 43, 2) 175 und McDermott (oben Anm. 43, 6) 137. Vgl. G. L. Nute a.O.

[80] Nach der Familienüberlieferung nahmen Rindisbachers Wohnsitz in Galena. Der Maler scheint mindestens zeitweise in Gratiot's Grove ansässig gewesen zu sein (Brief Caleb Atwaters vom 1. Juni 1831, bei McDermott a.O. 144 Anm. 9: «I have a beautiful drawing of a muskrat taken in that country by an artist residing at Gratiot's Grove»; über Tierbilder Rindisbachers s. unten S. 169). 1831 war er freilich schon in St. Louis, aber das brauchte Atwater nicht zu wissen. In Jo Daviess County ist, wie ein Neffe des Malers um 1937 durchaus glaubwürdig berichtete (A. E. Smith a.O.), Vater Rindisbacher um 1870 gestorben (also mit 91 Jahren) und in Shullsburg, Wisconsin, begraben worden; in Jo Daviess County starb auch Peters jüngster Bruder Friedrich (oben S. 156).

[81] G. L. Nute erkennt in manchen Bildern Minnesota-Landschaften, die Rindisbacher z.T. auf dieser Reise kennen gelernt hätte (oben Anm. 43, 1 und 4).

[82] Über Atwater s. W. J. Ghent, Dict. Amer. Biogr. 1 (1928) 415. Atwaters 1831 erschienener Bericht über seine Mission war mir leider unzugänglich.

[83] Eine Abbildung veröffentlichten schon Thomas L. McKenney und James Hall, History of the Indian tribes of North America 1 (1836; Neuausgabe von Fr. Webb Hodge und D. I. Bushnell, Edinburgh 1933/4), Titelblatt, mit eingehender Beschreibung von

Leistungen; künstlerisch sei es zwar in Einzelheiten mangelhaft, aber sachlich gebe es den Eindruck vollkommen richtig wieder. «Es ist sogleich auf der Stelle, wo die Darbietung stattfand, gezeichnet worden; die Tänzer sind Personen von einiger Bedeutung, ihre Gesichter getreue Porträts»[84]. Die Indianer mögen den Tanz zu Ehren der Delegation vorgeführt haben. Es ist nicht möglich, den eigenartigen Reiz des Bildes in ein paar Worten zu vermitteln. Die Reihenkomposition mit ihrer reinlichen Begrenzung auf das Figürliche klingt noch an Volkstümliches an; die nackten Körper, mit einem neuen starken Interesse für das Anatomische kräftig und korrekt modelliert, sind durchaus idealschön gestaltet, während die ganz individuell realistischen Gesichter fast unheimlich lebendig ansprechen. In Atwaters Gefolge befand sich vielleicht auch der Maler Charles Bird King (1786–1862), schon damals als Porträtist der offiziellen und vornehmen Welt in Washington berühmt; zehn Indianerbildnisse von seiner Hand sind durch Atwater nach Washington gekommen[85].

Im Dezember des gleichen Jahres 1829 finden wir Rindisbacher in St. Louis[86], entschlossen, sich nun ausschliesslich der Malerei zu widmen und darauf vertrauend, sie werde ihn auch ernähren. Es sollte die letzte Station seines kurzen Lebens sein. Manches mag ihn zu diesem Schritt ermuntert haben: vielleicht, was ihm King von seinen Erfolgen

---

Atwater S. 2, mir nur bekannt durch G. L. Nute (oben Anm. 43, 1) 55 f., die auch weitere Fassungen des Bildes und Reproduktionen nachweist. Eine vorzügliche Fassung besitzt das West Point Museum 561, abgeb. bei McDermott 135 Abb. 6. Der Brief des 76jährigen Atwater vom 13. August 1854 (bei Smith a.O. 174, darnach McDermott 138), in dem er nochmals auf das Bild zu sprechen kommt, erwähnt «my Swiss artist Rhindesberger»; er scheint auch andere Gedächtnisfehler zu enthalten.

[84] Atwater bei McKenney und Hall a.O. Den berühmten Häuptling Keokuk, der nach Atwaters Brief von 1854 (s. die vorhergehende Anm.) auch dargestellt sein soll und dessen Aussehen wir gut kennen (s. unten S. 195), vermag ich auf diesem Bild nicht zu entdecken, ebensowenig auf dem «Winnebago War Dance» betitelten Bild, West Point Museum 562.

[85] Atwater an L. C. Draper 13. August 1854: «Ten of my Indian likenesses, in oil, by King, Charles B. of Washington city are in the patent office, Washington city»; 24. Juli 1854: «My likenesses of Indians are in the Patent office, at Washington city. I paid a painter one hundreds and thirty dollars for his services» (mitgeteilt von Alice E. Smith, oben Anm. 43, 2). Vgl. unten S. 195 Anm. 1. Aus den Briefen scheint mir hervorzugehen, dass auch die vier Porträtskizzen junger indianischer Freunde von 1829, die Atwater 1854 der Wisconsin Historical Society schenkte, von Kings Hand sind (McDermott a.O. 137 hat die Briefe missverstanden und Verwirrung angerichtet; vgl. Smith a.O. 174). Von diesen kenne ich nur das Porträt des jungen Winnebago Isaac Winnesheek nach der Abb. 4 bei McDermott S. 132; ob es wirklich ein Werk von King ist, kann ich danach nicht beurteilen, aber von Rindisbacher ist es kaum. In der knappen Biographie Kings bei Thieme-Becker 20 (1927) 325 ist eine Reise mit Atwater nicht erwähnt; auch Ewers (oben Anm. 3) 502 nimmt keine Reise dieses «stay-at-home artist» an.

[86] Dies meldet ein mit «R.» zeichnender Einsender der Zeitung «St. Louis Beacon» vom 12. Dezember 1829 (McDermott 138).

in Washington erzählte, vielleicht die Verbindung mit der Familie Gratiot[87], vielleicht auch die Bewunderung und Freundschaft, die ihm zwei Offiziere der Armee entgegenbrachten, Major Richard B. Mason und Leutnant Reuben Holmes; möglicherweise hatte er sie in Prairie du chien (Fort Crawford) kennen gelernt[88]. Jedenfalls haben sich die beiden in St. Louis, wo sie nun Dienst taten, sofort und kräftig für ihn eingesetzt. Der Korrespondent «R.», der Rindisbacher und seine Kunst im «Leuchtturm von St. Louis» (der Zeitung «St. Louis Beacon») und zweimal im «American Turf Register» (s. unten) dem Publikum nahe zu bringen sucht, mit ausgesprochenem Interesse für Indianerbrauch und mit klugem, verständnisvollem Lob[89], könnte sehr wohl der «Richard» oder der «Reuben» sein, und der Offizier aus Jefferson Barracks, der eingehend über Rindisbachers Bildervorrat berichtete[90], hat so ähnliche Interessen und Urteile, dass er von dem «R.» vielleicht gar nicht verschieden ist. Aber wir können solche Vermutungen auch entbehren; steht doch fest, dass Mason und Holmes dem «American Turf Register and Sport Magazine» wiederholt Bilder von Rindisbacher vermittelt haben[91]. Die Zeitschrift hatte soeben (1829) in Baltimore zu erscheinen begonnen; sie brachte von 1829 bis 1833 zehn Lithographien und Stiche nach Rindisbacher, 1840 noch einen Nachzügler; nicht weniger als zehn geben verschollene Originale wieder[92]. Rindisbacher seinerseits verewigte jägerische Bravourleistungen seiner Freunde: eine besonders aufregende von Reuben Holmes, und Masons Kunststück, einhändig vom Pferde aus mit einem Schuss gleich zwei Stück Rotwild zur Strecke zu bringen[93]. Das Beste für sein Fortkommen tat natürlich Rindisbacher selber. Besuchern konnte er eine Fülle von Skizzen, Zeichnungen, ausgeführten Bildern vorweisen. Für das Porträt hatte er von jeher Neigung und Begabung gehabt; das Bildnis Keokuks (Tf. 8 b) beweist, dass er jetzt, wenn ein Auftraggeber es wünschte, auch das Repräsentative und Elegante zu geben wusste. Am 30. April 1831 zeigte er, wohl kaum

---

[87] So vermutete A. E. Smith a.O. 175.

[88] McDermott a.O. 144 Anm. 6 teilt freilich einen Beweis für diese Behauptung nicht mit; auf G. L. Nute (oben Anm. 43, 1) 57 kann er sich dafür nicht berufen.

[89] «St. Louis Beacon» oben Anm. 86; «The American Turf Register and Sporting Magazine» Okt. 1832 und Juni 1833, nach McDermott 138. 140. 141.

[90] Amer. Turf Register usw. July 1830 bei McDermott 139; der Artikel ist nicht signiert.

[91] Ebda. Dezember 1832 und August 1833: McDermott 141.

[92] G. L. Nute (oben Anm. 35) 286; ausführlich McDermott 138ff. Abbildungen bei Nute 285 (= McDermott Abb. 9) und Tf. bei S. 286; McDermott Abb. 7. 8. 9. 10. Die übrigen sechs sind mir unbekannt.

[93] Amer. Turf Reg., Juni und Dezember 1833; McDermott 141 mit Abb. 8.

zum erstenmal, in der «St. Louis Times» an, er sei in seinem Arbeitsraum an der Heuschreckenstrasse (Locust Street) gerüstet und bereit, ausser Porträts auch Landschaften zu den mässigsten Preisen auszuführen[94]. Den Indianern war er nun freilich ferner; aber es gab noch genug frühere Skizzen zu entwickeln oder beliebte Bilder zu wiederholen; einen gewissen Ersatz mag er in den Jagdabenteuern seiner Soldatenfreunde gefunden haben. Schliesslich beschäftigte ihn immer noch der Plan, die Tierwelt Nordamerikas in einem möglichst reichhaltigen, mehr wissenschaftlich ausgerichteten Werk darzustellen. Den Entschluss hatte er schon 1821 gefasst; ausgezeichnet lebendige Tierbilder sind aus seiner ganzen Amerika-Zeit erhalten, von den ersten bis zu den letzten Jahren; unter die frühesten zählen Stör und Katzenfisch[95], mit denen der gute Häuptling Peguis die halbverhungerte Reisegesellschaft anfangs November 1821 gespeist hatte (oben S. 157).

So fehlte es nicht an Arbeit, aber auch nicht an Freuden und Erfolg. Die Familientradition bezeugt, dass ihm «sein originelles, einnehmendes Wesen» auch hier rasch viele Freunde und Gönner gewann und dass er sich bald «als Mensch und Künstler allgemein geachtet und bewundert sah»[96]. Sein früher Tod am 13. August 1834 vernichtete reiche, wohlbegründete Hoffnungen. Er starb an der Cholera, die gerade damals auch Nordamerika heimsuchte[97], im Alter von 28 Jahren, und wurde mit militärischen Ehren von den St. Louis Grays, zu welchen er gehörte, begraben[98].

6. Zu Rindisbachers künstlerischem Werk

Bis heute haben wir Kenntnis von ungefähr 124 Bildern und Zeichnungen Rindisbachers. Etwa hundert originale Zeichnungen und Aquarelle (eigenhändige Kopien und Varianten mitgerechnet) befinden sich, meist in öffentlichem Besitz, in Museen, Stiftungen usw. Kanadas und der Vereinigten Staaten; 18 Lithographien, zum Teil farbige, Stiche u.ä. ersetzen verlorene Originale; und schliesslich

---

[94] McDermott 142.

[95] StACan., R 27: «Ein Katzenfisch (: Cat-Fish:) vom rothen Flusse. Nach der Natur gezeichnet.» 28: «Ein Störfisch (: Sturio:) von dem rothen Fluss. Nach der Natur gezeichnet.» Nachweise weiterer Tierbilder unten Anm. 106.

[96] s. oben Anm. 35. Minnesota History 32 (1951) 162.

[97] s. die vorige Anm. Armstrong, The Asiatic cholera in St. Paul: Minnesota History 14 (1933) 288ff.

[98] Nach Zeitungsnachrichten bei G. L. Nute (oben Anm. 35) 286. McDermott 142f. Über die "St. Louis Grays" wäre wohl noch genaueres zu erfahren. Nach freundlicher Mitteilung von Dr. Grace Lee Nute vom 14. Mai 1960 handelt es sich zweifellos um einen jener pseudo-militärischen Vereine, die vor dem Bürgerkrieg in vielen Gebieten der Vereinigten Staaten, namentlich im Westen, eine grosse Rolle spielten.

wird, nach vorsichtiger Schätzung, von etwa acht Bildern berichtet, die wir sonst nicht nachweisen können[99]. Veröffentlichungen von Bildern in neuerer Zeit zähle ich 27[100]; durch Photographien sind mir bekannt 104, nur durch Publikationen sechs. Das ist viel und wenig; aber die Zeit und der Zufall haben so gesichtet, dass sich an diesem Bestand eine Vorstellung von Rindisbachers Entwicklung gewinnen lässt.

Fast gar nicht kennen wir seine Porträts. Von klein auf hat er mit besonderem Vergnügen und Geschick porträtiert (oben S. 156. 161. 166 und unten S. 194f. zu Tf. 8), und in St. Louis (1829–1834) hoffte er mit Bildnismalen mindestens einen Teil seines Glücks zu machen; gewiss gab es gar nicht wenig Aufträge, und einiges mag sich in Familienbesitz erhalten haben. Mehr Anschauung haben wir von seiner Landschaftsmalerei, für die er sich dem Publikum von St. Louis ausdrücklich empfahl. Seine Bilder von der Amerikafahrt haben oft überraschende Tiefe und Atmosphäre (vgl. Tf. 6); von vielen Landschaften geht eine starke Stimmung aus, so wenn er

[99] Photographien haben uns zur Verfügung gestellt: 1. *The Public Archives of Canada, Ottawa* (W. Kaye Lamb, Dominion Archivist): 39 Aquarelle und Zeichnungen; 6 farbige Lithographien «Views in Hudson's Bay». – 2. *Glenbow Foundation, Calgary, Alberta, Canada* (Eric L. Harvie, President; Moncrieff Williamson, Director Art Department; J. R. Fish; Clifford P. Wilson, jetzt Nat. Mus. of Canada, Ottawa): 22 Zeichnungen und Aquarelle. – 3. *West Point Museum, United States Military Academy in West Point, New York* (Frederick P. Todd, Director; Richard E. Kuehne, Curator of History): 18 Aquarelle. – 4. *Peabody Museum of Archaeology and Ethnology, Harvard University, Cambridge Mass.* (K. B. Edsall, Cataloguer): 6 Aquarelle, 1 farbige Lithographie. – 5. *Hudson's Bay House Library der Hudson's Bay Co., Winnipeg* (S. A. Hewitson, Librarian): 6 Aquarelle, ehemals im Besitz von William Kempt. – 6. *St. John's Cathedral Parish, Winnipeg* (Harry Shave, Archivist): 5 Aquarelle, ehemals im Besitz von John West. – 7. *McCord Museum, McGill University, Montreal* (I. M. B. Dobell, Curator of Prints and Documents): 1 Aquarell. Allen Genannten sei auch hier für ihre grosszügige verständnisvolle Hilfe bestens gedankt.

Durch Publikationen sind mir bekannt: 8. Im Besitz von *Ernest R. Reiff, St. Paul, Minnesota:* 1 Aquarell, publ. von G. L. Nute, Minnseota History 23 (1942) 154ff. – 9. *American Turf Register and Sport Magazine 1829–1840:* 11 Stiche und Lithographien, davon 10 nach sonst nicht bekannten Originalen (vgl. oben S. 167). – 10. *Audubon Museum, Henderson, Kentucky:* 2 Zeichnungen, unpubliziert (McDermott oben Anm. 43, 6, S. 143). – Über zwei Ölgemälde im Besitz eines Nachkommen von Governor Bulger s. unten S. 198 Anm. 5. Verschollen und nur durch Erwähnung bekannt ist die Zeichnung einer Bisamratte, ehemals im Besitz von Caleb Atwater (oben Anm. 80); eine Version des Kriegstanzes der Sauks und Foxes, einst im Besitz von J. C. McGuire in Washington (McDermott a.O. 144 Anm. 10; oben S. 164f.); Darstellungen eines verwundeten, wütend angreifenden Büffels; von Indianern, wie sie mit Weissen einen Vertrag schliessen; weiter zwei Bilder unbekannten Inhalts, einst im Besitz eines Deutschen namens Angelrodt in St. Louis (oben Anm. 35; Minnesota History 32, 1951, 157. 156); vgl. auch Barnstons Aufzählung oben S. 162. Arbeiten Rindisbachers befinden sich vielleicht noch in der Sigmund Samuel Collection des Royal Ontario Museums in Toronto nach freundlichem Hinweis von J. Russell Harper, National Gallery of Canada in Ottawa.

[100] s. oben S. 154 Anm. 43.

die unendlichen Weiten der Prärien malt oder die flache Einöde des Landungsplatzes York Factory[101]. Anderes erinnert an die heitere Anmut der schweizerischen Kleinmeister und an ihre Kunst der Bildgestaltung (oben S. 152), so etwa die romantische Fels- und Flusslandschaft auf «Schimami's oder Landeshöhe»[102], der Winnipeg-See (Tf. 7), die grosse sommerliche Stille der unberührten Natur bei Fort Douglas[103]. Bilder seiner späteren Jahre, in denen Landschaften nur als liebevoll gemalte Hintergründe oder als Ausblicke erscheinen, verraten vielleicht französischen Einfluss[104]. Etwas überraschend sagt die Familienüberlieferung, er sei am bedeutendsten gewesen als Historienmaler und als Tiermaler[105]. Von 'Historienmalerei' wüssten wir einzig «die Ermordung der Familie Tully» zu nennen (oben S. 163); dagegen ist schon erwähnt worden (oben S. 167), dass ihn von seinen ersten bis zu seinen letzten Tagen in Amerika der Plan ernstlich beschäftigte, Amerikas Tierwelt in Bildern darzustellen, und eine verhältnismässig ansehnliche Zahl noch erhaltener Zeichnungen und Bilder beweist, dass er in der Tat auch hier Hervorragendes zu leisten berufen war[106]. Für uns sind das Eigentümlichste und Wertvollste seine Indianerbilder. Sie beginnen gleich mit dem Betreten der Neuen Welt (oben S. 155f.), sind zur Hauptsache am Roten Fluss entstanden, also vom Spätjahr 1821 bis zum Frühjahr 1826, dann auf

---

[101] StACan.,R 16 (17. August 1821).

[102] Glenbow Foundation, RiP 58.42.17, zwischen York Factory und Norway House, September 1821; vgl. StACan.,R 19.

[103] StACan.,R 38: «... nach der Natur gezeichnet im July 1822», abgeb. The Beaver, Dec. 1945, 30. Eine andere Fassung, etwas kleineren Formats und weniger reich in der Staffage, ehemals im Besitz von William Kempt, gehört jetzt der Hudson's Bay Company (The Beaver, Juni 1950, 14, unpubliziert); das Laubwerk der Bäume ist hier noch in zierlich-naiver Silhouettenzeichnung gegeben.

[104] West Point Museum 556 (Skalpierung, vgl. oben S. 141); 559 «Trout Fall Portage»; 560 «Chippewa Canoe»; 566 = Tf. 13; vgl. unten S. 172f.

[105] Oben Anm. 35. Minnesota Hist. 32 (1951) 157.

[106] Den ersten Rang nimmt natürlich der Büffel ein. Die ältesten Zeichnungen (Glenbow Foundation, RiP 58.42.3 und 58.42.21) haben noch etwas unangemessen Zierliches; die Aquarelle StACan.,R 30 und 31 dagegen (letzteres ganz ähnlich einem Aquarell der Gruppe John West: The Beaver, Summer 1957, 18) charakterisieren das mächtige schwerfällige Tier meisterhaft. Über Büffeljagdbilder s. unten. Dann gibt es Präriewölfe (Amer. Turf Register usw., April 1830 und Dezember 1832, nach McDermott a.O. [oben Anm. 43,6] 139. 141), besonders schönes Rotwild (ein Wapiti: Glenbow Foundation, RiP 58.42.20; anderes Amer. Turf Reg., Februar 1832 und Juni 1833 = McDermott Abb. 7 und 8), Bären (Glenbow Foundation 58.42.8 und 58.42.22), Bisamratten (a.O. 58.42.22; vgl. ferner oben Anm. 80), Biber (ebda.), Vögel (Amer. Turf Reg., August 1832. August 1833 = McDermott, Abb. 10; Oktober 1833, vgl. McDermott S. 140. 141), die als Meisterstücke gerühmt werden (oben Anm. 35; Minnesota History 32, 1951, 157), einen Fuchs, eine Heuschrecke (Bleistift- und Federzeichnung im Audubon Museum, Henderson: oben Anm. 99, 10) und Fische (oben S. 167).

der zweiten Reise von der zerstörten Kolonie nach Wisconsin, schliesslich noch 1829 im Gefolge der Atwater-Kommission in Prairie du chien (oben S. 164f.). Nachdem er sich im Winter 1829 in St. Louis niedergelassen hatte, bot sich wohl nur mehr ausnahmsweise Gelegenheit; aber da gab es immer noch Skizzen auszuführen und frühere Bilder, die verlangt wurden, zu wiederholen; nie hat er einfach kopiert, sondern immer sich bemüht, es noch besser, noch schöner zu machen.

Es ist im ganzen nicht schwer, seine Bilder zeitlich zu bestimmen. Major Hughes stellte nach seinem Tod fest[107], dass «mehrere sehr gelungene Bleistiftskizzen» von der grossen Reise «sich noch in den Händen seines Vaters befinden. Sie stellen Scenen und Lagen vor, in denen sich die Reise-Gesellschaft theils auf offenem Meere, theils zwischen den Eisbergen um und in der Hudsonsbay befand. Die letzte dieser Zeichnungen ist eine Darstellung ihrer heissersehnten Landung und zeigt, wie sie von den Eskimos bewillkommt wurden.» Das sind ohne Zweifel die Bilder, deren glücklicher Besitzer heute die Glenbow Foundation ist[108] und von deren Reiz unsere Tafel 6 einen Begriff gibt. Diese Reiseskizzen sind durchaus von gleicher Art und im gleichen Erhaltungszustand wie die andern Bilder der Glenbow Foundation-Sammlung, also gewiss auch gleicher Herkunft; und diese Herkunft ist leicht zu erraten. Denn unter ihnen befindet sich auch jenes Glanzstück aus Peters Kinderjahren, das oben S. 151 beschrieben ist: Wilhelm Tell, auf die rettende Platte springend; und drei besonders reizvolle Zeichnungen lassen sich noch 1945 im Besitz der Familie nachweisen[109]. Somit dürfte klar sein: das sind eben die Bilder, die sich Vater Rindisbacher, stolz auf seinen Peter, aufbewahrt hatte.

Auch die andern Sammlungen sind meist einheitlicher Herkunft. Der eben genannten ältesten Gruppe folgt in kurzem Zeitabstand die Sammlung des Staatsarchivs Kanada. Von ihren insgesamt 39 Aquarellen schildern 24 die grosse Reise von Dordrecht bis zum Roten

---

[107] Neue Zürcher Zeitung, 14. April 1870 (oben Anm. 35) = Minnesota Hist. a.O. 160.

[108] Glenbow Foundation (Anm. 99, 2), RiP 58.42.9–14; zur Bewillkommnung durch die Eskimos vgl. oben S. 155 mit Anm. 47.

[109] ebda., RiP 58.42.1, 2 und 7, veröffentlicht von G. L. Nute, The Beaver, Dec. 1945, 34, alle drei köstliche kleine Kunstwerke. Nr. 1: drei Eskimos, einer von vorn, einer von hinten, der dritte von der Seite, um ihre Kleidung recht deutlich zu zeigen. Nr. 2: der Gouverneur im indianischen Rindencanoe, von Rindisbachers Zeichnungen eine der liebenswürdigsten (= «Views in Hudon's Bay», StACan.,R 44; vgl. Wilson, The Beaver, Dec. 1945, 35). Nr. 7: die Chippewa-Familie auf der Winterreise = West Point Museum 558 = «Views in Hudson's Bay» StACan.,R 43; vgl. Nute und Wilson a.O. Die «Views in Hudson's Bay» erweisen sich angesichts dieser feinen, lebendigen Originale als recht derbe, ins Primitive absinkende Vergröberungen (vgl. unten S. 197); ihre Vorlagen waren allerdings nicht diese Bleistiftskizzen, sondern Aquarelle, die Rindisbacher auf Grund dieser Skizzen angefertigt hatte.

Fluss, genau genommen 22, da zwei von ihnen Dubletten aus einer andern, gleichartigen Reihe sind[110]. Offenkundig sind alle gleichmässig in einem Zuge gemalt, wohl auf Bestellung; und da sie nach 1922 in England für das Staatsarchiv Kanada erworben worden sind, haben auch sie gewiss das gleiche Schicksal gehabt wie die gleich zu nennenden Bildergruppen John West (Anm. 99, 6), William Kempt (Anm. 99, 5) und Bushnell-Peabody (Anm. 99, 4). Von John West wissen wir zuverlässig, dass er, 1823 nach ein paar Kanada-Dienstjahren nach England zurückgekehrt, einige Bilder von Rindisbacher mit heimgebracht hat; diese blieben bei seinen Nachkommen, bis sie um 1954 den Weg zurück nach Kanada fanden (oben Anm. 57). Ebenso ging es mit den Bildern aus dem Besitz von William Kempt, Sheriff der Kolonie von 1822 bis 1824 (oben Anm. 62), und ähnlich wird es stehen mit den Bildergruppen, die sich heute im Staatsarchiv Kanada und im Peabody Museum der Harvard-Universität befinden: die ersteren hat Doughty nach 1922, die letzteren Bushnell einige Jahre vor 1922 in England gekauft[111]; gewiss gehörten auch sie zuerst einem aus Kanada Zurückgekehrten, nur wissen wir seinen Namen nicht. Damit ist gegeben, dass alle diese Bilder aus den Jahren 1821 bis 1826 stammen müssen (genauer wohl 1822–1825), d.h. aus der Zeit, da Rindisbacher in der Kolonie am Roten Flusse lebte. Was er vom Spätjahr 1826 an in den Vereinigten Staaten malte, hat kaum je ein Engländer erworben, um es mit sich heimzunehmen.

Die Gruppe des Peabody Museums stellt einen ersten Höhepunkt dar[112]. Die Verbindung grösster handwerklicher Sorgfalt – in ihrer Art sind diese Aquarelle schlechthin vollendet – mit der Frische und

---

[110] Nr. 6 ist Dublette von Nr. 8, Nr. 11 Dublette von Nr. 14; Nr. 6 und 11 sind nicht, wie alle andern, von alter Hand beziffert; sie sind auch auf der Rückseite französisch beschriftet, nicht deutsch wie die Blätter der Hauptreihe. Beschriftung von Nr. 6: «Rencontre heureuse avec les batiments les Prince de Wallis et l'Eddystone, et les vesseaux Hekla et Griper, du Captaine William Eduard Parry, le 15 Juillet 1821. N.B. 61°20′ WL 66°30′.» Beschriftung von Nr. 8: «7. Ersehntes Zusammentreffen mit den 2. englischen Begleitschiffen unter dem 61°20′N.B. den 16 July 1821.» Beides ist fehlerhaft, richtig dagegen die Beschriftung der Bleistiftzeichnung Glenbow Foundation RiP 58.42.12, die das gleiche Ereignis darstellt: «Die 3 schif für die Hudson's Bay bestimt Old Lord Wellington Prinz of Wallis und Lord Edinston und 2 Entdeckung schif under Capän Pary.» Der französische Text nennt Parrys Schiffe Hekla und Griper; mit diesen beiden war Parry 1819 auf der Suche nach der Nordwestpassage bis zur Melville-Insel gelangt, aber im Mai 1821 waren es Hekla und Fury. Vgl. oben S. 155.

[111] M. A. McLeod (oben Anm. 43, 5) 33. Bushnell (oben Anm. 35) 195 (zu Tf. 4 und 6) kannte 1921 im Staatsarchiv Kanada nur sechs kleine Aquarellskizzen, die das Archiv anscheinend von der Hudson's Bay Company erworben hatte (McLeod o. Anm. 43, 3 S. 7).

[112] Dies gilt vor allem für die vier Aquarelle 41–72/468–471 (468 = unsere Tf. 5); 472 (= unsere Tf. 11) und 473 wirken primitiver (vgl. zu Tf. 5 und Tf. 11, S. 193. 196); 473a ist eine kolorierte Lithographie.

Gewissenhaftigkeit des peintre naïf ist ungemein reizvoll; auch ist es dem Maler gelungen, die atmosphärische Stimmung einzufangen, namentlich da, wo er die endlosen schneebedeckten Prärien unter wolkenverhangenem Himmel darstellt mit den schweren dunklen Büffeln, die melancholisch im Schnee herumstehen oder mit einem Rudel angreifender Hunde wütend um ihr Leben kämpfen. Von zweien dieser Bilder besitzen wir einfachere, wohl etwas frühere Fassungen, von dreien ausgezeichnete Varianten aus Rindisbachers letzten Jahren[113]. Die Peabody-Gruppe dürfte um 1825 zu datieren sein.

Endlich die 18 Aquarelle im West Point Museum der U. S. Military Academy. Sie sind vorzüglich gearbeitet und vorzüglich erhalten, sicher später als die Peabody-Gruppe. Man glaubt oft französischen Einfluss zu spüren, der ja bei den Gratiots und in St. Louis natürlich vorherrschte und dessen Zauber der junge Rindisbacher, der solche Herrlichkeiten noch kaum je gesehen hatte, gewiss leicht erlag. Seine Büffel sind hier nicht mehr die schwerfällige, dunkle, zottige Masse wie auf den Peabody-Bildern; die schwarzen Haare scheinen manchmal auf Kopf und Beine beschränkt zu sein, der Leib ist sozusagen nackt und glatt geworden, der Muskelapparat durch starke Modellierung gleichsam herauspräpariert; manchmal sieht das Tier wie frisiert aus und hat mit alledem etwas von französischer Eleganz bekommen, das ihm etwas sonderbar zu Gesichte steht[114]. Das neue anatomische Interesse zeigt sich in ähnlicher Weise auch sonst, am auffälligsten in der Darstellung des Menschen. Bezeichnend ist u. a. auch, dass auf dem Bild mit den Schlittenhunden, die einen Büffel angreifen, die einfachen Toboggans durch fast rokokohaft verschnörkelte, elegante Schneekutschen ersetzt sind; in solchen pflegte am Roten Fluss der Gouverneur auszufahren[115]. Erfreulicher wirkte dieser Einfluss auf die Landschaften, die allerdings nur mehr als Hintergrund oder in einem Ausblick erscheinen: sie sind malerischer, duftiger, reicher geworden[116]. Führt Rindisbacher jetzt ältere Skizzen aus, so können sie ihm dank

---

[113] Peabody Mus. 41–72/469 (Büffeljagd im Sommer zu Pferd mit Gewehr) und 471 (Büffel von Schlittenhunden angegriffen): nach den gleichen Skizzen gemalt sind zwei kleinere Bilder der Gruppe Kempt (Anm. 99, 5). Spätere Fassungen der Bilder Peabody Mus. 468 (Schneeschuhjagd = unsere Tf. 5), 471 (s. oben) und 473 (Indianer bringt Skalp: s. unten S. 196 zu Tf. 11) besitzt das West Point Museum (Nr. 568. 567. 554).

[114] Vgl. bes. West Point Museum 567. 568 und vor allem 569. Nur auf dem letztgenannten Bild trägt das Tier sein Sommerkleid.

[115] West Point Museum 567 = Peabody Museum 471 = Kemptgruppe (Anm. 99, 5); vgl. «Views in Hudson's Bay», StACan.,R 40. Vgl. auch das unten S. 195 zu Tf. 8b Gesagte.

[116] West Point Museum 556 (Skalpierung; vgl. oben S. 141). 559. 560.

diesem Neuen zu überaus liebenswürdigen Kunstwerken geraten; am schönsten gelingt ihm in dieser Zeit das Idyllische[117].

Die Herkunft der West-Point-Bilder ist bisher ungeklärt[118]. Meines Erachtens kann man mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit sagen, dass sie aus dem Besitz des Majors Hughes stammen. Der oft genannte älteste Aufsatz über Rindisbacher, der sich als so zuverlässig und wertvoll erwiesen hat (oben Anm. 35), gibt einerseits die Lebensnachrichten, anderseits eine Würdigung von Rindisbachers Schaffen. Dass die Lebensnachrichten dem Major Hughes verdankt werden, wird ausdrücklich gesagt; aber auch die Charakteristik seiner Kunst beruht auf Hughes'schem Material. Besteht sie doch fast ganz aus Bildbeschreibungen, und ungefähr elf davon passen genau auf die 18 Bilder in West Point; dort sind sie zum erstenmal erwähnt 1898. Wo anders hätte sie der Verfasser des Artikels (vor 1870) kennen lernen können als da, wo er die Nachrichten über Rindisbachers Leben erhielt, eben bei Major Hughes? Dieser hatte ja für den wichtigsten Teil des Nachlasses «generös eine bedeutende Summe an die Erben bezahlt», so dass sich damals Rindisbachers «interessanteste Gemälde in den Händen dieses Mannes befanden»[119]. Nun hat Rindisbacher gewiss manche von seinen Bildern wiederholt gemalt (Nachweise S. 162. 165. 169–172. 193f. 197f.); aber mehrere, die ausschliesslich in West Point vorhanden sind, werden so bis in Einzelheiten genau beschrieben, dass an ihrer Identität kein Zweifel bestehen kann. Man sieht, sagt beispielsweise der unbekannte Verfasser[120], auf Rindisbachers Bildern die Indianer dargestellt, «wie sie da, in Gesellschaft versammelt, sich mit einem von den Weissen erhandelten Fässchen Branntwein gütlich thun und berauscht auf das seltsamste geberden»: der Leser vergleiche unsere Tafel 13. Ähnlich genau werden wie gesagt etwa elf Bilder beschrieben[121], so das nur in West Point vorhandene

---

[117] Zu diesen rechne ich West Point Museum 560 «Chippewa Canoe», 559 «Trout Fall Portage», 558 «Chippewa Mode of travelling in Winter» (die erste Skizze dazu Glenbow Foundation, RiP58.42.7; auch in «Views in Hudson's Bay», StACan.,R 43; alle drei Versionen abgeb. bei G. L. Nute und Wilson, The Beaver, Dec. 1945, 34), und 557 «Chippewa Mode of travelling in the Spring and Summer».

[118] So zuletzt McDermott a.O. (oben Anm. 43, 6) 134 mit Anm. 6 S. 144.

[119] Neue Zürcher Zeitung, 13. April 1860 = Minnesota History 32 (1951) 156.

[120] ebda. Minnesota Hist. a.O. 157.

[121] Zu West Point 566 («The murder of David Tully» usw., oben S. 163. 169): «... in mörderischem Gefechte, Schädel zerschmetternde Keulen und den furchtbaren Tomahawk schwingend»; zu 555: «... im Kampfe, mit Pfeil oder (richtig wäre 'und') Speer einander die nackten Leiber durchbohrend»; zu 561 («Indian War Dance»); zu 554 «wie hier Einer seinen Gefährten seine Trophäe – die Kopfhaut seines besiegten Feindes – vorweist» (vgl. unten S. 196 zu Tf. 11). Da ich die Bilder nicht vorlegen kann, führe ich weiteres nicht an.

Aquarell Nr. 560, eines der entzückendsten überhaupt: «wie ein Kahn von Baumrinde unter den Ruderschlägen des Weibes über dem Flussbett schwebt, während, im Vordertheil sitzend, der Mann gemächlich seine Pfeife raucht, oder mit der Flinte im Arm auf Geflügel lauert». Wir glauben, es würde sich lohnen, dem Major Hughes nachzuspüren und unserem Beweisgang den Schlussstein einzufügen; Hughes hätte die Erneuerung seines Andenkens um das West Point Museum und um unsern Rindisbacher wohl verdient.

Zweiter Exkurs: Schillers «Nadowessische Totenklage»

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Doch, wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Atems Hauch,
Der noch jüngst zum grossen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Renntiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Tau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh.

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff!
Seht, das Leben ist entflogen,
Seht, sie hängen schlaff!

Wohl ihm. Er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt.

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er droben,
Liess uns hier allein,
Dass wir seine Taten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang.

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Dass er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Unter jenen glänzenden dichterischen Gebilden, die Schillers Musenalmanach für 1798 den Namen Balladenalmanach eingetragen haben, erschien auch, manchen wohl fremdartig anmutend, die anfangs Juli 1797 entstandene «Nadowessische Totenklage»[1]. Schiller hätte «nicht übel Lust (gehabt), noch vier oder fünf kleine nadowessische Lieder nachfolgen zu lassen», nachdem er einmal in diese Natur hineingegangen war; leider hat er es dann trotz Goethes Lob und Zureden doch nicht getan, weil Humboldt und Körner das Gedicht, das er auch ihnen sogleich mitgeteilt hatte, befremdet ablehnten[2]. Noch nach zweiunddreissig Jahren erinnerte sich Goethe dessen mit Unmut. Wie

[1] Der Name *Nadowessier*, in französischen Berichten *Nadvesiv* (1640), *Nadouessis* (1642), *Nadouesioux* (1656), bei Hennepin *Nadouescioux*, *Nadouessiouak* geschrieben, bei englischen Autoren *Nadouesans*, *Nadowassis*, *Nawdowessies*, bei Carver *Naudowessie* oder *Naudowesse Indians*, in Virginia auch *Nottoway*, geht zurück auf ein Wort der Algonkinsprache. *Nadowa* scheint dort ursprünglich 'Giftschlange', 'Natter', 'Viper' bezeichnet zu haben, in übertragenem Sinn dann auch 'Feind'; mit dem Diminutiv *Nadowe-is-iw* haben namentlich die Chippewa (Ojibwa), ein Algonkinstamm, ihre besonderen Feinde, die Dakota, benannt. Von den Chippewa übernahmen französische Kanadier das Wort und machten es sich mundgerecht; lebendig geblieben ist dessen Abkürzung *Sioux*. Der Name *Nadowessier*, *Nadowessioux*, *Sioux* galt zunächst dem grössten und bekanntesten Stammesverband der Sioux-Sprachfamilie, den Dakota (eigentlich 'Verbündete'), scheint aber auch für weitere Sioux-Stämme verwendet worden zu sein. Vgl. J. N. B. Hewitt im Handbook of American Indians North of Mexico 2 = BAE Bulletin 30 (1910) 8f. s.v. *Nadowa*, ferner C. Thomas und J. R. Swanton ebda. 577ff. s.v. *Siouan Family*; 1 (1907) 376ff. s.v. *Dakota*. W. Nölle, Die Indianer Nordamerikas (1959) 135.

[2] Die Zeugnisse, besonders Schillers Briefwechsel mit Goethe vom 30. Juni bis 23. Juli 1797, in der reich dokumentierten, eindringenden Studie von Harold Jantz, Schiller's Indian Threnody, in: Schiller 1759/1959. Commemorative American Studies ed. by John R. Frey = Illinois Studies in Language and Litterature 46 (Urbana 1959) 58ff. Das Folgende verdankt dieser Arbeit viel; in einigen Punkten glaube ich weiter gekommen zu sein. – Jantz bezeichnet S. 65 das Aufsätzlein von L. Papendorf «Schillers Quelle zu Nadowessiers Totenlied» (in: Goethe. Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 17, 1955, 310ff.) mit Recht als «alarming regression in scholarly responsibility».

hatte er doch immer zu tun gehabt, seine und Schillers Sachen vor dem teilnehmenden kritischen Rat der Freunde zu schützen und fest zu bleiben! Und gerade bei diesem Gedicht, das doch zu Schillers allerbesten zählt, war ihm das misslungen! So äusserte er sich 1829 gegenüber Eckermann[3]. Mag sein Lob in der Gesprächssituation auch etwas höher gestimmt sein als es sonst vielleicht ausgefallen wäre, ein hohes Lob bleibt es immer, und an seiner Ernsthaftigkeit ist nicht zu zweifeln[4]; für das Verständnis des Gedichtes ist jedenfalls mehr gewonnen, wenn man sich daran hält als an das Urteil neuerer Kritiker, die in ihm «mehr eine Kuriosität als eine künstlerische Leistung» sehen[5]. Schiller ist keineswegs nur aus Verlegenheit um geeignete Stoffe für seinen Musenalmanach auf die Nadowessier verfallen; ihn hat das Poetische dieser grossartigen wilden Natur ergriffen[6]. Dieses Poetische zur Geltung gebracht zu haben ist in nicht geringem Masse das Verdienst von Schillers Gewährsmann, Jonathan Carver.

Carvers Buch «Travels through the interior parts of North-America in the years 1766, 1767 and 1768» (London 1778) hatte dank seinem stofflichen Reichtum und seiner vorzüglichen Form sogleich ausserordentlichen Erfolg; nicht weniger als neununddreissig Nachdrucke und Übersetzungen hat man gezählt, und das Bild, das man sich in Europa von den Ureinwohnern Amerikas machte, war weithin von Carver bestimmt[7]. Chateaubriand hat ihn benutzt[8]; Wielands «Teutscher Merkur» zeigte die erste deutsche Ausgabe sofort an, in Weimar ging sie von Hand zu Hand, und Herder hob einige ihm besonders

---

[3] Goethe zu Eckermann 23. März 1829; s. unten S. 180 Anm. 21.

[4] Vgl. besonders Goethe an Schiller 5. Juli 1797. Indianermotive spielen in der europäischen Literatur seit dem 17. Jahrhundert eine Rolle (vgl. W. Nölle a.O. 145ff.); Goethe hat selber auch Nachdichtungen indianischer Lieder gegeben: das «Todeslied eines Gefangenen. Brasilianisch» und das «Liebeslied eines amerikanischen Wilden. Brasilianisch» (Jubiläums-Ausg. 3, 267. 277), nach Montaigne (Essais l. 1, ch. 30), der seinerseits auf Las Casas zurückgeht. Beide Gedichte erschienen zuerst im Tiefurter Journal, Sommer 1783, das Liebeslied in neuer (nicht besserer) Fassung in «Kunst und Altertum» 5, 3 (1826) 130. Am «Todeslied» hätte Humboldt noch mehr «ein Grauen finden» müssen als an der Nadowessierklage (Schiller an Goethe 23. Juli 1797).

[5] So Richard Maria Werner, Lyrik und Lyriker: Beiträge zur Ästhetik 1 (1890) 339. In neueren Darstellungen, etwa in derjenigen von B. v. Wiese (Fr. Schiller, 1959) wird das Gedicht nicht erwähnt.

[6] Schiller an Körner 10. Juli 1797: «... die Nation hat wirklich etwas Poetisches».

[7] Jantz a.O. 66ff. John Thomas Lee, A Bibliography of Carver's Travels: Proceedings of the State Historical Society of Wisconsin for 1909, 143ff.; for 1912, 87ff. Russell W. Fridley, The Writings of Jonathan Carver: Minnesota History 34 (1954) 154ff.

[8] Vgl. J. Bédier, Chateaubriand en Amérique, vérité et fiction: Etudes critiques (1903) 127ff. 193ff. 228. 241. 243. 245ff. Gilbert Chinard in seiner Ausgabe von Chateaubriands «Les Natchez» (Paris 1932) stellt in Adarios oraison funèbre Benutzung von Carvers nadowessischer Totenklage fest; vgl. auch 470.

wertvolle Stücke heraus, darunter auch jene nadowessische Totenklage[9]. Leider hat der arme Carver von diesem Ruhm keinen Nutzen mehr gehabt; er starb vorher im Elend. Und damit nicht genug: man hat ihm auch noch diesen Ruhm streitig gemacht und seine Redlichkeit in Frage gestellt[10]. Heute ist diese viel zu weit gehende Kritik auf das ihr zukommende Mass zurückgeführt. Die Nachrichten über Carvers Herkunft, seine militärische Laufbahn, seine Reisen sind mit Unrecht angezweifelt worden; sein Reisejournal, der erste Teil seines Werkes, gibt davon im ganzen zuverlässige Rechenschaft. Anders steht es mit dem zweiten, mehr als doppelt so umfangreichen Hauptteil, einer Darstellung des indianischen Lebens und seiner Umwelt, die dem Buch seinen eigentlichen Wert gegeben und seinen Ruhm begründet hat. Diese Darstellung beruht in der Tat weit weniger, als sie glauben machen will, auf eigener Erkundung; in der Hauptsache ist sie eine Kompilation aus früheren, meist französischen Reisewerken, eine Tatsache, die der gutgläubige Leser dem Selbstlob Carvers und der Kritik, die er an seinen Gewährsmännern übt, kaum entnehmen würde. Allerdings hat Carver vielfach auf Grund eigener Beobachtung gebessert, ergänzt und immer ausgezeichnet formuliert[11]; gerade unsere Totenklage ist dafür ein anschauliches Beispiel.

Denn Carver hat diese Totenklage keineswegs selber so gehört; offenbar benutzt er die Schilderung, die der Baron de La Hontan in seinen «Nouveaux voyages dans l'Amérique septentrionale» (1703) gegeben hat[12]. Und auch dieser hat die Totenklage sicher nicht so gehört wie er sie mitteilt. Zwar das äussere Zeremoniell schildert er, in Übereinstimmung mit dem sonst bekannten allgemeinen Brauch, augenscheinlich richtig; Carver und Schiller haben denn dies auch un-

---

[9] Die Nachweise bei Jantz a.O. 66; dazu besonders Schiller an Goethe 30. Juni 1797. Herder wiederholte seinen zuerst 1782 gegebenen Hinweis in der 6. Sammlung der «Zerstreuten Blätter», die anscheinend früh im Jahr 1797 erschien; doch ist Schiller, nach seinen Worten in dem eben angeführten Brief zu schliessen, kaum von Herder angeregt.

[10] E. G. Bourne in dem brillanten Aufsatz The Travels of Jonathan Carver: The American Historical Review 11 (1906) 287ff.

[11] Siehe besonders Jantz a.O. (oben S. 176 Anm. 2) 66ff., weiter Lee und Fridley (oben S. 177 Anm. 7); ferner Milo M. Quaife, Jonathan Carver and the Carver Land Grant: The Mississippi Valley Historical Review 7 (1920/21) 3ff. Der berühmte «Land Grant» Carvers, ein Rechtsanspruch auf ein riesiges Gebiet, das sich Carver von zwei Sioux-Häuptlingen durch eine Urkunde hatte zusichern lassen, spielte bis weit ins 19. Jahrhundert eine Rolle. Carver selbst hat anscheinend nie davon gesprochen, aber Erben von ihm und hoffnungsmutige Käufer von Anrechten haben sich lange und hartnäckig, doch schliesslich erfolglos, um Anerkennung dieser 'Rechte' bemüht.

[12] Bd. 2 (1703) 151f. Dieser zweite Band der Voyages trägt den Titel «Mémoires de l'Amérique septentrionale, ou la suite des voyages» etc.

verändert übernommen[13]. Auch die in der Totenklage gemeine Anrufung des Toten hat La Hontan beibehalten; sonst aber trägt sie allzu deutlich den Stempel seiner Tendenz. La Hontan (1666–ca. 1715), ein begabter verunglückter Abenteurer mit allen guten und schlechten Eigenschaften des Gascogners, hat wohl reiche persönliche Erfahrung mit Indianern und teilt davon viel Wertvolles mit; aber fast wichtiger ist es ihm, die zeitgenössische französische Gesellschaft, die ihm so übel mitgespielt hat, in ihrer heillosen Korruption blosszustellen, und er tut dies als ein neuer Anacharsis in der Weise, dass er sie sich spiegeln lässt in der naturhaft reinen, urgesunden Welt seiner Indianer. Da wird denn vieles zu einer gar seltsamen Idealität entstellt; so sind La Hontans Wilde mit ihrer ursprünglichen Geistesfrische von den witzigsten verstandesstolzen Aufklärern Frankreichs kaum zu unterscheiden, wenn es ihnen etwa einfällt, die Paradoxien christlicher Lehren in ihrer Vernunftwidrigkeit lächerlich zu machen[14]. Von dieser Art ist auch die Trauerrede. Ihr Hauptanliegen ist, dem Toten seine völlige Nichtigkeit zu beweisen, was mit dürren logischen Schlüssen geschieht; diesem Nichts, sagt der Redner, zolle man jetzt, doch nur in freundschaftlicher Erinnerung an das, was es einst gewesen, einige Zeichen schuldiger Verehrung. Das ist so ganz unindianisch wie die gleich folgende Behauptung, diese Wilden kennten überhaupt keine Trauer und machten sich über die unsrige lustig[15].

Wie nun durch Carvers Änderungen diese Totenklage irgendwie echt geworden ist, das ist wirklich staunenswert. Zwar ist die Zufügung einer homerischen Reminiszenz[16] und des gemütvollen christlichen Topos von der Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits nicht eben indianisch; Schiller hat denn auch beides mit sicherem Instinkt weggelassen. Einen glücklicheren Zusatz entnahm Carver der zweiten von ihm mitgeteilten Totenklage, die er nach glaubwürdiger Versicherung

---

[13] La Hontan a.O.: «Dès que le mort est habillé, on l'asseoit sur une natte de la même manière que s'il étoit vivant; ses parens s'asseoyant autour de lui, chacun lui fait une Harangue à son tour où on lui raconte tous ses Exploits et ceux de ses Ancêtres.»

[14] Eine ausgezeichnete Charakteristik La Hontans gibt G. Chinard in der Einleitung zu seiner Neuausgabe (1931) von La Hontans «Mémoires» und «Dialogues curieux entre l'auteur et un sauvage de bon sens qui a voyagé» («Suplément aux voyages» etc. = vol. 3, 1703). Diderot ergötzte sich an La Hontans frechem Bonmot (2, 119) «que ... Dieu pour satisfaire (apaiser sagt Diderot) Dieu ait fait mourir Dieu»; die gelehrten frommen Väter, so Lafitau und Charlevoix, sind natürlich scharfe Kritiker. Vgl. Nölle (oben S. 176 Anm. 1) 146ff.

[15] La Hontan 2 (Mémoires) 151. 152f.

[16] Carver (Hamburg 1780) 335 «damit dein Körper nicht ... den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde» nach Ilias 1, 4f., wie Jantz a.O. 74 gesehen hat.

selber gehört hat[17]. Entscheidend aber wirkte die Umbildung der La Hontanschen Rednerphrasen. La Hontan liess seinen Indianer philosophisch trocken konstatieren «tu as la même figure que nous, il ne te manque ni bras, ni tête, ni jambes»; Carver macht daraus «Warum sind diese Füsse ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren als das Reh auf jenen Gebürgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinaufklettern, und den härtesten Bogen spannen konnten?»[18] usw. Carver verwandelt also LaHontans stumpfe Feststellungen in Lobpreisungen des Toten und gibt diesen die lebendig bewegte Form pathetischer Frage; mit Totenlob und vorwurfsvoll-schmerzlicher Frage aber stellt er Grundformen der alten, echten Totenklage wieder her. Angeregt dazu ist er gewiss nicht so sehr durch die einzige Frage bei LaHontan[19] als durch seine wie immer gewonnene Kenntnis der indianischen Totenklage überhaupt; die Rückgewinnung ihrer Wahrhaftigkeit ist zugleich poetischer Gewinn.

Diese eindrücklichen Fragen hat Schiller übernommen und noch vermehrt[20], sonst aber die Form der Totenklage preisgegeben; mit Recht ist der ursprüngliche Titel «Nadowessische Totenklage» später geändert in «Nadowessiers Totenlied». Damit nimmt Schiller für seinen Redner eine vage, brauchtümlich nicht festlegbare Situation in Kauf, gewinnt aber die Möglichkeit, Sitte und Glauben der Nadowessier reicher zu schildern. Natürlich hält er sich dabei durchwegs an Carver; was er von ihm übernimmt, was nicht, das kennzeichnet seine intuitive Sicherheit für das Echte ebenso klar wie seine noble Idealität, die manche Zeitgenossen just hier vermissten[21]. Uns geht besonders die vierte Strophe an:

---

[17] Carver a.O. 339, aus der Klage einer Mutter um ihren frühverstorbenen Sohn, die auch Herder so beeindruckt hatte (s. oben S. 178 Anm. 9): «Du hättest das fliegende Elendsthier eingehohlt, und auf dem Gipfel der Gebürge dem schnellsten Rehe Trotz geboten» (s. gleich oben im Text).

[18] Carver a.O. 334.

[19] a.O. 151: «Qui est-ce qui nous parloit il y a deux jours, ce n'est pas toi, car tu nous parlerois encore, il faut donc que ce soit ton âme ...». Totenlob bezeichnet auch La Hontan als typisch, s. oben S. 179 Anm. 13.

[20] Strophe 3 «Wo die Augen ...»; vgl. Carver a.O. 246. 281.

[21] Goethe zu Eckermann 23. März 1829: «Aber können Sie denken, dass seine nächsten Freunde ihn dieses Gedichtes wegen tadelten, indem sie meinten, es trage nicht genug von seiner Idealität?» Schiller schweigt zum Beispiel von den bei Carver 337f. geschilderten barbarischen Trauersitten, von den Kletterkünsten des Toten (s. oben) und von anderm, das ihm nicht wesentlich schien. Jantz a.O. 63ff. tritt energisch für die Klassizität des Gedichtes ein; Schillers geniale Intuition für das altertümlich Echte hebt J. Wiesner hervor (Schiller und die Indianer, in: Atlantis 1959, Novemberheft S. VIff.), die weitgehende Richtigkeit seines untendenziös realistischen Bildes Nölle (oben S. 176 Anm. 1) 150.

«Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh.»

Dieses Reh erscheint bei Carver[22] «auf dem Gipfel der Gebürge» zusammen mit dem «fliegenden Elendsthier», dem Elch, den Schiller also durch einen gewaltigen Hirsch ersetzt hat. Warum aber «durch den Schnee»? Nun, Schiller deutet mit diesen Worten offenkundig auf die Schneeschuhjagd hin, die er bei Carver[23] eingehend geschildert fand (der Wortlaut ist oben S. 94 mitgeteilt). Carver hat sie, als er den Winter 1766/67 in der Gegend des heutigen Minnesota bei Sioux-Indianern zubrachte[24], ohne Zweifel selber kennen gelernt; in diesen schneereichen nördlichen Gegenden waren Schneeschuhe als unentbehrlich allgemein, alle Stämme besassen welche[25]; nur mit ihnen war ja das Niederrennen des Wildes möglich. Aber statt seine Beobachtungen selber zu formulieren, zog es Carver auch hier vor, seinem Gewährsmann La Hontan nachzuschreiben; dieser hatte solche Jagden eifrig mitgemacht, sie ausführlich dargestellt und Jäger wie Schneeschuhe sogar im Bild gezeigt[26]. Trotz alledem sagt Carver von Schneeschuhen kein Wort und lässt so in seinem Bericht eine bedenkliche Lücke: wohl nichts weiter als eine Flüchtigkeit. Schiller, für den Carver der einzige Gewährsmann war, hat also von Schneeschuhen nichts gewusst, die Jagd im Schnee aber doch als so eigenartig empfunden, dass er sie erwähnte. Es ist doch gewiss merkwürdig und für unsere Vergilstelle lehrreich, dass im Verlauf der Überlieferung ausgerechnet der Schneeschuh selber, ein so wesentliches Element der Schneejagd, hat verschwinden können.

---

[22] s. oben S. 180 Anm. 17.

[23] Carver a.O. 249f.

[24] Jantz a.O. 66. Fridley (oben S. 177 Anm. 7) 154.

[25] Vgl. H. E. Driver und W. C. Massey, Comparative Studies of North American Indians: Transactions Amer. Philos. Soc., N.S. 47 (1957) 278ff. mit Literatur S. 294 und Verbreitungskarte S. 277 Abb. 80 (freundlicher Hinweis von Åke Hultkrantz).

[26] La Hontan a. O. 1, 73; der Zeichner war ein sehr bescheidener Künstler.

Dritter Exkurs: Raschîd ud-dîn über Schneeschuhjagd

Raschîd ud-dîn Faḍlullâh, der persische Geschichtsschreiber der Mongolen, der zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts auf Befehl seines mongolischen Herrn Ghâzân Chân und mit Unterstützung von mongolischen, chinesischen, indischen und europäischen Gelehrten seine bewundernswerte «Annalensammlung» (Dschâmi' uttawârîch) verfasst hat, kommt zu Beginn seines Werks[1] in einer Übersicht über die ältesten Völker türkischen, tatarischen und mongolischen Stamms auch auf die mongolischen Urjangkit zu sprechen. Von diesen scheidet er die gleichnamigen, aber nichtmongolischen Wald-Urjangkit, deren primitives Leben er mit prägnanter Anschaulichkeit zeichnet, namentlich auch ihre Kunst, Ski zu fahren. Diese berühmte Stelle ist mehrfach übersetzt worden[2], leider jedesmal in recht verschiedener Weise; der persische Text bietet an sich erhebliche Schwierigkeiten, und zudem fehlt es bisher an einer kritischen recensio, die auf Grund umfassender, die Handschriften wertender Kenntnis wenigstens den am besten bezeugten Wortlaut sicherstellte. Wir glauben, trotz dieser unsicheren Grundlagen für das Verständnis einiges, wenn auch nicht alles, gewonnen zu haben; von der Schilderung der Schnee-

---

[1] Der erste Teil des Werkes, die Geschichte der Türken und Mongolen, geschrieben 1322–1325, wurde nach dem plötzlichen Tod des Auftraggebers Ghâzân Chân (1325) in offizieller Abschrift 1326 seinem Bruder und Nachfolger Öldschäitü überreicht; so E. Blochet, Introduction à l'histoire des Mongols de Fadl Allah Rashid ed-Din (Gibb Memorial Series 12, 1910) 95; nach H. Franke, Saeculum 2 (1951) 66 wäre Ghâzân 1304, Raschîd ud-dîn 1318 gestorben und seine 'Sammlung der Geschichten' 1307 abgeschlossen gewesen. Vgl. W. Barthold, Die Welt des Islams 1 (1913) 136; ders., La découverte de l'Asie (1947) 80ff.

[2] D'Ohsson, Histoire des Mongols 1 (La Haye und Amsterdam 1834) 9. 421ff. Quatremère, Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi 13 (1838) 274f. F. v. Erdmann, Vollständige Übersicht der ältesten türkischen, tatarischen und mongolischen Völkerstämme nach Raschid-ud-Din's Vorgange (Kasan 1841) 124ff., mit einigen Änderungen wiederholt in seinem Buch «Temudschin der Unerschütterliche» (1862) 191; danach F. Risch, Wilhelm von Rubruk, Reise zu den Mongolen (1934) 225. W. Schott (Abhandlungen Akad. Berlin 1864, 448f.) und W. Radloff (Mémoires Acad. St.-Pétersbourg 8, 8, 7 [1908] 56f.) übertrugen die Urjangkit-Ethnographie aus der russischen Übersetzung Berezins (s. unten); der Übersetzung Radloffs folgt J. J. Hess, Zur Geschichte des Skis: Vox Romanica 2 (1937) 171ff. J. Markwart, Ungar. Jahrbücher 4 (1924) 305ff. übersetzt den persischen Text Berezins. Vom persischen Text der türkisch-mongolischen Stammesgeschichten veranstaltete der schon genannte Berezin 1858–1888 eine leider sehr lückenhafte Ausgabe nach zwei Petersburger Handschriften (Blochet a.O. 1; uns unzugänglich) mit einer russischen Übersetzung; von Berezins persischem Text gab C. Salemann eine Revision des Urjangkit-Kapitels (Mém. Pétersbourg a.O. 84f.), Markwart a.O. eine solche der Schneejagdschilderung. Eine kontroverse Stelle aus der letzteren publizierte Erdmann 1841 (s. oben) 126f. nach einer Handschrift in seinem Besitz. Quatremère übersetzt aus einer Pariser Handschrift, gibt aber keinen persischen Text. Vgl. auch B. Laufer, The reindeer and its domestication: Memoirs Amer. Anthropol. Assoc. 4, 2 (1917) 108ff.

schuhjagd können wir eine neue Übersetzung vorlegen, die Fritz Meier verdankt wird.

Die Wald-Urjangkit, sagt unser Autor[3], haben keine Rinder und keine Schafe; dafür füttern sie Bergrinder, Bergschafe und Bergziegen[4], gewöhnen sie an sich, melken und essen sie[5]. Auch Birkensaft trinken sie. Ihre Kleider sind Tierfelle, ihre Hütten machen sie aus der Rinde von Birken und andern Bäumen; ziehen sie um, so laden sie alle ihre Sachen auf Bergrinder. Aus dem Wald hinaus aber gehen sie nie; denn sie glauben, es gebe kein besseres Leben als das ihre dort; auf freiem Feld oder gar in Städten zu leben däuchte sie schrecklich. Dann fährt Raschîd ud-dîn fort:

«(1) Da es in ihrem Lande viele Berge und Wälder gibt und es ausgiebig schneit, jagen sie im Winter viel auf dem Schnee, (2) und zwar in der Weise, dass sie Holzbretter machen, die sie *tschâna* nennen, (3) sich darauf stellen, (4) einen Zügel aus einem Riemen verfertigen (5) und einen Stock in die Hand nehmen. (6) Auf dem Schnee stossen sie den Stock so in die Erde, wie man ein Boot übers Wasser treibt, (7) und fahren dann so schnell über Steppen und Ebenen, bergab und bergauf, dass sie Bergrinder und andere Tiere einholen. (8) Eine zweite *tschâna* ziehen sie als Handpferd[6] zu der *tschâna*, auf der sie aufgesessen sind (= stehen), angebunden mit. (9) Die getötete Beute laden sie darauf, und wenn sie auch 2000—3000 *mann* (ein Gewicht) aufladen, so gleitet sie doch schon bei der geringsten Kraft, die sie berührt, leicht über den Schnee. (10) Ist einer in der Sache unerfahren (und fremd), so geht es (?)[7] beim Fahren, besonders beim Abwärts- und beim scharfen Fahren, zwischen seinen Beinen auseinander und wird gespalten; (11) wer es aber gelernt hat, fährt mit grosser Leichtigkeit. (12) Solange man das nicht sieht, hält man es nicht für möglich.

(13) Dies gelangte dem Beherrscher des Islams – Gott lasse seine Herrschaft ewig dauern – zu Ohren. (14) Er liess eine Anzahl Leute, die aus jenem Land stammten, holen und die Sache vorführen. (15) Genau so, wie wir geschildert haben, ohne Irrtum, bewahrhei-

---

[3] Nach Erdmann (1841), Quatremère und Radloff a.O.

[4] «*dschur*, welche den Bergschafen ähnlich sind»: nach Erdmann und Salemann a.O. wäre die Saiga-Antilope gemeint, nach Quatremère 276 das Rentier, ebenso nach Laufer 108f.

[5] nämlich diese Tiere, ihr Fleisch (Quatremère), nicht nur ihre Milch (Erdmann). Ob diese primitive Domestikation für alle drei Tierarten gelten soll, darf man sich fragen.

[6] «lies *ba-ǧanîbat*, die einzig sinnvolle Lesung des z.T. ganz unverständlich überlieferten Konsonantengerippes» (Fritz Meier): eine folgenreiche Emendation.

[7] Vgl. unten S. 187f.

tete sich die Geschichte. (16) Er liess es neuerdings noch einmal machen. (17) Diese *tschâna* sind in den meisten Gegenden von Turkistan und der Mongolei bekannt, und man versteht sich darauf, vor allem in den Provinzen Barqûtschîn tûkûm, Qûrî, Qirqîz, Urâsût, Talankût, Tûmât.»

Soweit Raschîd ud-dîn. *Tschâna*, ein im nördlichen Eurasien über Völker- und Sprachgrenzen hinweg weit verbreitetes Wort[8], bezeichnet hier das eine Mal hölzerne Schneeschuhe, Skier, das andere Mal eine wie immer geartete Schleife, einen Schlitten. Diesen Doppelsinn hat es sehr oft; Grundbedeutung wird 'Gleitbrett' sein, dann 'Schlittenkufe', 'Schlitten', und 'Ski'. Man hat hier beide Male 'Schlitten' verstehen wollen[9], weil in (3) und (8) mindestens teilweise statt 'sich stellen, stehen' überliefert ist 'sich setzen, sitzen'. Aber wie soll ein auf seinem Schlitten gemütlich sitzender Jäger diesen wie mit einer Bootstange so schnell über die Ebene und gar noch bergauf stossen können, dass er fliehendes Wild einholt und erst noch tötet? Es müssen Skier gemeint sein. Der aus einem Riemen verfertigte 'Zügel' (4) wird an den beiden aufgebogenen Skispitzen befestigt und vom Fahrer wie ein Leitseil in die Hand genommen sein, wie das aus dem Baltikum, aus Norwegen, Weissruthenien, Russland, dem Altai bezeugt ist[10].

---

[8] Schott 449 Anm. 1; Salemann 85; Markwart 305 Anm 3; Räsänen, Ural-altaisches Jahrbuch 25 (1953) 23. J. Kalima (Wörter und Sachen 2, 1910, 183 ff.) wollte im slavischen *sani* (sing. 'Drache', 'Schlange'; 'Schlittenkufe'; pl. 'Schlitten') einen Zuwanderer aus einer finnisch-ugrischen Sprache sehen (Ski als Schlange: Kalewala 13, 195 ff. «Stiess der ... muntre Lemmikäinen / In den Schnee den linken Schneeschuh / Wie die Natter in die Stoppeln, / Schob die Tannenschiene vorwärts / Gleich der Schlange voller Leben.» Vgl. oben S. 111 Anm. 77). Aber nach H. Jacobsohn, Antidoron (Festschrift J. Wackernagel, 1923) 205 zeigt schon die Hesychglosse σηνίκη· ἄτροχος ἅμαξα, «dass es sich hier um ein in den osteuropäischen Sprachen (und den nordasiatischen, fügen wir hinzu) weitverbreitetes Wort handelt, das nicht direkt von den finnisch-ugrischen Stämmen zu den Slaven gewandert zu sein braucht». Beiläufig: wie Hesych definiert auch Marco Polo 'Schlitten' als «carriages without wheels» (Yule-Cordier 3, 1903, 479 ff. bei Markwart a.O. 291). Gegen Kalima auch Brückner, Kuhns Ztschr. 45 (1913) 106 f.; B. Laufer, The reindeer and its domestication: Memoirs Amer. Anthropol. Assoc. 4, 2 (1917) 119; M. Vasmer, Russ. etym. Wörterbuch 2 (1955) 576 f.; Preobrazhensky, Etymological Dictionary of the Russian Language 2 (1951) 250. Indessen bietet die von Vasmer und andern empfohlene Anknüpfung an lit. *sonas* 'Seite', lett. *sans* 'Seite, Rippe' doch schwer überwindliche semasiologische Schwierigkeiten, wie P. Schmidt, Journ. Soc. finno-ougrienne 42, 3 (1928) 5 mit Recht bemerkt. Schlittschuhknochen, an die man denken könnte, sind in der Regel Mittelfuss- und Mittelhandknochen oder Schienbeine von Pferd und Rind, nur selten Rippen; vgl. O. Hermann, Mitteilungen d. anthropol. Gesellsch. Wien 32 (1902) 217. 220. Gösta Berg, Skier und Schlittschuhe: «Tribus», Jahrbuch des Linden-Museums, Stuttgart 1953, 193 ff. I. Manninen, Kansatieteellinen Arkisto 13 (Helsinki 1957) 12.

[9] So Quatremère a.O.

[10] S. die drolligen Bilder von Anatoli Ossipovitch Walter (1902) im Skimuseum Stockholm, abgebildet bei Gösta Berg, in: Finds of skis from prehistoric time in Swedish

Abb. 7. Russische Jäger auf Skiern, der vorderste mit Stock, die andern mit 'Leitseilen'. Malerei auf Birkenrinde (1902). Nach G. Berg. Vgl. Anm. 10.

Die uns seltsam anmutende Vorrichtung soll dazu dienen, die Skier zu lenken; sich beim Bergabfahren im Gleichgewicht zu halten; den vom Fuss sich lösenden Ski am Ausreissen zu verhindern: letzteres wohl die plausibelste Erklärung. Stämme im nördlichen Altai erzählen, ihre Ahnherrn hätten Skier besessen, hergestellt aus dem Holz eines besonders «lebendigen Baums», eines «Baums mit Seele», hätten sie gesteuert mit an den Skispitzen befestigten Riemen, die Gleitflächen aber mit Otterfell bespannt. Da habe einmal ein böser Geist einen Jäger mit solchen Skiern in den Fluss gezogen, und seither verwende

---

bogs and marshes (1950) Abb. 19. 20 S. 30f. (= unsere Abb. 7; vgl. ferner unsere Abb. 8 S. 191, beide nach G. Berg zu verdankenden Photographien). Vgl. Berg a.O. 31: «Cords attached to the upturn, with which the skis are steered»; die Schnüre können auch am Gürtel befestigt werden. K. B. Wiklund, Frageschema für die Erforschung des Rentiernomadismus, Journ. Soc. finno-ougrienne 30, Nr. 7 (1913/18) 14, Frage 89: «Sind die Schneeschuhe an der Vorderspitze mit einem Seil versehen, mittels dem man sich beim Bergabfahren im Gleichgewicht hält?» Dass die Schnüre den vom Fuss sich lösenden Ski am Weglaufen hindern sollen, wird aus Norwegen berichtet (von A. Zettersten, nach brieflicher Mitteilung Gösta Bergs). Diese Erklärung leuchtet am meisten ein. Wir kennen nämlich solche Schnüre, die man in Händen hält, auch bei Schneereifen (D. S. Davidson, The Snowshoe in Japan and Korea: Ethnos 18, Stockholm 1953, S. 61 mit Abb. 12; danach G. Berg, in: På Skidor 1955, 181 Abb. 2), und hier können sie doch gewiss nur so verstanden werden, dass einem ein vom Fuss sich lösender Schneereifen nicht abhanden komme. Vgl. auch unten Anm. 18. Noch andere Funktionen dieser Zugschnur erwähnt Manninen (oben Anm. 8) 14.

man nicht mehr Otterfell, sondern Fell von Pferdebeinen[11]. Gewiss ist also bei Raschîd ud-dîn der 'Zügel' nicht als der Riemen zu verstehen, «an welchem sie den Beischlitten ziehen»[12]; auf ihn kommt ja Raschîd ud-dîn erst nachher zu sprechen.

Dieser 'Beischlitten', die zweite *tschâna*, ist sehr wohl bezeugt. *Skikjälker* heissen in Norwegen[13] kleine Schlitten mit breiten skiähnlichen Schienen, auf welchen Skifahrer Heu, Holz und dergleichen befördern; sie ziehen sie an einem Seile nach und können durch eine an der Seite angebrachte Stange verhindern, dass die Kjälker die Skiläufer überfahren, wenn es in sausender Fahrt den Berg hinab geht: eine in bergigem Gelände notwendige, sinnreiche Vorrichtung, die die Urjangkit offenbar nicht kannten. In der Sagazeit ist ein *skiðsleði* (Ski-Schlitten), wie ihn der Wermländer Atte der Übermütige, ein grosser Jäger und Skiläufer, besass, etwas Vertrautes; leider kann ich nicht genau sagen, wie er aussah[14]. Denn in Verbindung mit dem Ski sind, namentlich von Jägern, ausser den erwähnten Skikjälkern Schleifen verschiedenster Art verwendet worden wie z. B. Tierfelle, kahnförmige Schlitten, einfache Kufen mit aufgebogener Spitze[15]. Namentlich die letzteren sind sehr alt und in Gesellschaft des Skis im ganzen Norden, auch in Westsibirien, weit verbreitet gewesen. Moorfunde in Schweden und Finnland haben solche Kufen zu Tage gefördert; wie die berühmten Skifunde (oben S. 118) gehören sie der ausgehenden Jungsteinzeit oder der beginnenden Bronzezeit an; sie sehen aus wie grobe plumpe Skier, sind ohne Zweifel, mindestens die leichteren, auch von Skifahrern verwendet worden[16] und würden also, wenn irgend etwas, den Namen *tschâna* verdienen.

---

[11] L. P. Potapov in einer russischen Arbeit von 1935, mir nur bekannt durch G. Bergs Übersetzung, nach welcher A. Z(etterste)n in På Skidor 1940, 343 f. berichtet.

[12] So Markwart a.O. 305 Anm. 3.

[13] Nach Fr. Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland 1 (1891) 36 f.; sie sind über Schweden und Finnland bis nach Sibirien hin verbreitet. Vgl. A. Ahlquist, Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen (1875) 127.

[14] Snorri Sturluson, Óláfs saga ins helga cap. 94 = Heimskringla ed. Finnur Jónsson (Kopenhagen 1902 f.) 2, 182 ff. 184 = Snorris Königsbuch 2, übertragen von F. Niedner: Thule 15 (1922) 150. Nach Cleasby-Vigfusson, Icelandic–English Dictionary[2] (1957) 550 s.v. ist es «a snow-sledge shaped like a snow-shoe» (freundliche Nachweise von Heinz Rupp). Vgl. U. T. Sirelius, Über einige Prototype des Schlittens: Journ. Soc. finno-ougrienne 30 Nr. 3 (1913/18) 22.

[15] Grundlegend G. Hatt, Lappiske Slaedeformer: Geografisk Tidskrift 22 (1913/14) 138. Vgl. ferner Sirelius a.O.; K. Jettmar, Anthropos 47 (1952) 745 f.

[16] Über alles das handelt in überlegener Weise Gösta Berg, Sledges and wheeled vehicles. Ethnological studies from the view-point of Sweden: Nordiska Museets Handlingar 4 (Stockholm 1935) 15 ff. 26 ff., besonders Kap. 3 S. 74 ff. «The simple runner-sledge», mit vorzüglichen Abbildungen, z. B. Taf. 1 Abb. 1–5. Funde prähistorischer Kufen in Finnland behandelt V. Luho, Über steinzeitliche Winterverkehrsmittel in Finn-

Schwierig bleibt bei alledem immer noch der Satz (10); hier weichen die bisherigen Übersetzer am stärksten voneinander ab. Was geht denn nun eigentlich, wenn einer die Sache nicht recht versteht, beim scharfen Abwärtsfahren «zwischen den Beinen» des Skiläufers «auseinander und wird gespalten»? Oder, grammatisch gesprochen: was ist Subjekt des Hauptsatzes in diesem merkwürdigen Satzgefüge? Meint unser Autor die ersten *tschâna*, die Skier? Aber wieso gehen die «zwischen» den Beinen des Fahrers auseinander, wo er doch «auf» ihnen steht? Und wie sollen sie, die doch schon zwei «Holzbretter» sind (2), noch gespalten werden? Oder ist die zweite *tschâna* gemeint, das «Handpferd» (8), der mit der Jagdbeute beladene Schlitten? Wenn dieser etwa zweikufig war, so könnte man sich eine Spaltung wohl vorstellen; auch wäre nach Fritz Meier zur Not noch die Übersetzung zu rechtfertigen, dass «(es) zwischen seinen Beinen davon (statt 'auseinander') geht und gespalten wird»: das hiesse dann, dass der Handschlitten ausreisst und zerschellt. Aber dabei wäre wiederum nicht einzusehen, warum der Ausreisser seinen Weg ausgerechnet zwischen den Beinen des Jägers hindurch nehmen muss. Wenn Raschîd ud-dîn nicht etwas missverstanden hat, und wenn er sich korrekt ausdrückt, so wäre überdies in beiden zur Erwägung gestellten Fällen zu erwarten, dass der Wechsel des Subjekts angezeigt, dass Ski oder Schlitten ausdrücklich genannt würde. Dies ist nicht der Fall. Infolgedessen hätte im Nachsatz einfach das gleiche Subjekt zu gelten wie im Vordersatz: der Skifahrer. Vor dieser grammatisch am nächsten liegenden Möglichkeit ist man wohl darum zurückgeschreckt, weil sich dann als Übersetzung ergibt: «Ist einer in der Sache unerfahren, so geht er (nämlich der Skiläufer) zwischen seinen Beinen auseinander und wird gespalten». So zu deuten hat einzig Erdmann gewagt[17]; niemand ist ihm darin gefolgt, weil ein solcher Unsinn offenbar keiner Wirklichkeit entspricht. Aber was es in der

---

land: Acta Archaeolog. 19 (1948) 115ff. Weiteres über «den Jägerhandschlitten, die Handnarta», auch nach russischen Quellen, bei F. Hančar, Das Pferd in prähistorischer und früher historischer Zeit = Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik 11 (1956) 333ff.

[17] Erdmann (1862) 191 bei Risch (oben Anm. 2) 225 «so wurde er durch das schnelle Auseinanderreissen der beiden Füsse in der Mitte gespalten»; bei Erdmann (1841) 126 hatte es noch geheissen «so geht die Mitte des Fusses auseinander und er wird gespalten». Schott 449 (wohl nach Berezin) «so gehen ihm die Füsse auseinander und verrenken sich». Markwart 306 «so laufen sie (die *čāna* [?]) zwischen seinen Füssen auseinander und werden zerbrochen». Quatremère 275 «(le traineau) se sépare sous ses pieds et se met en pièces». Radloff lässt die Stelle einfach aus. – Übrigens brauchte nach Fritz Meier gar nicht ein Zerreissen des Leibes gemeint zu sein, sondern nur etwa das weite Auseinandergehen (Spreizen) der Beine.

Wirklichkeit nicht gibt, kann es in der Vorstellung geben. In der Tat weiss eine Sage aus der schwedischen Provinz Ångermanland von einem Skiläufer zu erzählen, der beim scharfen Abwärtsfahren «zwischen seinen Beinen auseinander ging», gespalten, zerrissen wurde[18], und schwerlich ist eine solche Sage vereinzelt, auch wenn sie nur einmal aufgezeichnet sein sollte; wie oft wird ein verwegener Skifahrer das Gefühl gehabt haben, diesmal sei er nur um ein Haar daran vorbei gekommen! Der Sache nach hätte also diese Lösung, die zunächst so unmöglich aussieht, alles für sich; die Grammatik aber scheint, genau besehen, auch sie zu verbieten[19]. So müssen wir uns hier doch mit einem non liquet bescheiden; dass der persische Text nicht völlig gesichert ist, dass Raschîd ud-dîn seine chinesische Quelle (davon gleich!) missverstanden haben könnte, daran sei erinnert.

Das Verständnis unserer Stelle wird gefördert durch die Beschreibung des Landes Han-ho-na im Yüan-shi, der 1368/70 geschriebenen amtlichen Geschichte der mongolischen Dynastie Yüan[20]. Han-ho-na, sagen diese Annalen, nach Schott[21], heisst «Sack mit weitem Bauch und enger Öffnung; denn so ist das Land gestaltet. Es liegt östlich von U-sze, und der Fluss Khjân entspringt hier. Nur durch zwei Bergpässe kann man hinein und heraus. Wild gibt es viel, aber zahmes Vieh wenig. Das arme Volk baut sich Hütten aus Birkenrinde. Ihr Wandergerät laden sie auf 'weisse Hirsche' (Rentiere?). In den Wintermonaten besteigen sie auch Holzpferde und ziehen auf die Jagd.»

---

[18] Mitteilung von Gösta Berg aus seiner leider ungedruckten Abhandlung «Zahme Elche in Tradition und Wirklichkeit». Dort hat Berg auch die im nördlichen Schweden häufigen Geschichten behandelt vom Ski, der sich von seinem Herrn löste, sich selbständig machte und seinen eigenen Weg fuhr, eine schon von Johannes Bureus (1568–1652) aufgezeichnete Überlieferung, dem Freund und Berater Gustav Adolfs und dessen erstem Reichsantiquarius. Über Bureus und Gustav Adolfs Instruktion für die als Altertumsforscher und Historiker des Reichs Angestellten vom 20. Mai 1630, die Magna Charta der schwedischen Volkskunde, s. Sigfrid Svensson, Gustav Adolf und die schwedische Volkskunde: Festschrift Peuckert (1955) 60ff. Dass diese berühmte Instruktion in den geistesgeschichtlich-politischen Bereich gehört, den Rassem zuerst sichtbar gemacht hat, wird gerade aus Svenssons Darlegungen wahrscheinlich (M. Rassem, Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus, Diss. Basel 1951).

[19] Fritz Meier argumentiert, die Stelle, die wir mit «zwischen seinen Beinen» übersetzen, biete «inter pedes eius» (nichtreflexives Possessivum); wäre Subjekt 'der Skifahrer', so müsste es heissen, «inter pedes suos» (reflexives Possessivum). Sein Vorschlag, zu verstehen, «so geht ⟨das, was⟩ zwischen seinen Beinen ⟨ist⟩, auseinander und wird gespalten», d.h. «der Zwischenraum zwischen den Beinen des Fahrenden», ist sprachlich gewiss untadlig, scheint mir aber sachlich nicht überzeugend.

[20] So H. Franke, Oriens 3 (1950) 113; im Jahre 1369 kompiliert nach Lien-sheng Yang, Saeculum 8 (1957) 205; 1370 nach E. Balázs, ebda. 217.

[21] a.O. 436f.

Betrachtet man zunächst nur die knappe, inhaltsreiche Beschreibung des Volkes, so wird man, bei aller Vorsicht gegenüber ethnographischen Gemeinplätzen, doch so viele nicht gewöhnliche Übereinstimmungen feststellen – Wild und zahmes Vieh, Rindenhütten, Tragtiere, Schneeschuhjagd – dass der Schluss sich aufdrängt, Raschîd ud-dîn habe hier die gleiche Information benutzt wie fünf Dezennien später der chinesische Annalist; sie wird also dem Raschîd ud-dîn durch seinen chinesischen Mitarbeiter vermittelt sein. Den 'Bergrindern' Raschîd ud-dîns entsprächen dann im Yüan-shi 'weisse Hirsche'; es werden also wirklich, wie Schott und andere vermuteten, Rentiere gemeint sein. 'Holzpferde' heissen die Skier in chinesischen Berichten vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert immer wieder[22]; wie das Yüan-shi muss auch Raschîd ud-dîns Quelle sie so benannt haben. Denn wenn bei ihm die zweite *tschâna* ein 'Handpferd' ist (8), so wird die erste *tschâna* (2) eben das 'Hauptpferd' sein, und es bekommt ja auch einen 'Zügel' (4) angelegt. Von hier aus dürfte sich nun die schon berührte Schwierigkeit klären, dass es vom Jäger einmal heisst, er 'stelle sich', ein anderes Mal, er 'setze sich' auf die *tschâna:* die Jäger des Landes Han-ho-na 'stellen sich' weder, noch 'setzen' sie sich auf ihre 'Holzpferde', sondern sie 'besteigen' sie, wie das Yüan-shi sagt, und dann werden sie auch nicht Ski 'gefahren', sondern 'geritten' sein: von dem Jägervolk der Shih-Wei, bei dem es viele 'Hirsche' gibt, heisst es in Tat: «Sie reiten auf Holz»[23]. Die Sprache hielt das Bild vom Pferde fest und hat dadurch eine Verwirrung hervorgebracht, die wohl nur uns als solche erscheint. Auch Raschîd ud-dîns Vergleich des dahingleitenden Skis mit einem Boot, das man vorwärts stakt (6), scheint ein chinesischer Topos zu sein; er findet sich schon in der glänzenden Schilderung der Schneeschuhjagd aus dem zehnten Jahrhundert, die oben S. 115 mitgeteilt ist[24].

Spricht also vieles dafür, Raschîd ud-dîns Beschreibung der Wald-Urjangkit mit der Schilderung des Landes Han-ho-na im Yüan-shi gleichzusetzen, so wird die Frage doppelt wichtig, wo sich der Chinese dieses Land Han-ho-na gedacht habe. Hier entspringe, sagt er, der Fluss

---

[22] Schott 435 f. 447. 448; nach den gleichen Quellen Radloff, Aus Sibirien 1 (1884) 139. Fr. Hirth bei Radloff, Die alttürkischen Inschriften 2, 2 (1899) 40 über die im T'ang-schu (10. Jh.) genannten *mu-ma T'u-küe*, die 'Holzpferd'-(= 'Schneeschuh'-)Türken'. O. Franke bei J. J. Hess, Vox Romanica 2 (1937) 477. Vgl. o. S. 114f.

[23] W. Eberhard, Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas: T'oung-Pao, Suppl. zu Bd. 36 (1942) 43.

[24] Wenn der Jäger auf Schneeschuhen durch die Ebene läuft, «so führt er dabei einen langen Stab, den er von Zeit zu Zeit in den Schnee stösst, gleich einem Kahne sich vorwärts schnellend»: Schott 448 (vgl. 470 und oben S. 115 mit Anm. 92). Schott ist wohl der erste, der auf diese Übereinstimmung mit Raschîd ud-dîn aufmerksam gemacht hat.

Khjân. Khjân ist eine der Formen, mit denen die Chinesen das ihnen fremde *kem*, *hem* u.ä. wiedergeben, ein Wort, das noch heute bei den Anwohnern des Jenissei 'Fluss' bedeutet, auch den 'Fluss' schlechthin, also den Jenissei, der gewöhnlich 'Grosser Fluss', Ulu-kem heisst[25]. Sein Ursprungsgebiet, das Gebiet seiner beiden Quellflüsse Beikem und Sakem, ist das, was heute Republik Tuwa heisst, im Südwesten der Sajanischen Berge. Das Land ist, sagt unser chinesischer Annalist[26], «mit Bergen, Wasser, Wäldern und Gestrüpp bedeckt; die Wege sind schwer passierbar», und Radloff[27] bemerkt dazu: «Es kann keine passendere Beschreibung des Landes vom obern Jenissei geben als die, welche die chinesischen Schriftsteller hier entwerfen.» In Tuwa gab und gibt es in Resten bis heute eine besonders altertümliche Rentierhaltung; die Tuwiner sind das einzige Rentiervolk, das ständig wilde Rentiere fängt, zähmt und mit den zahmen kreuzt; heute noch (oder doch vor dreissig Jahren noch) belädt der Tuwiner, wenn er seinen Lagerplatz wechselt, das Ren mit all seinem Hab und Gut[28]. In diesen Gegenden, wo es bis zum 50. Breitengrad, also etwa auf die Höhe von Prag und Mainz, heruntergeht[29], scheint das Ren sehr früh domestiziert worden zu sein[30]. Hier, im Süden, lebte eine grössere, kräftigere Spielart, die zum Reiten tauglicher und aus verschiedenen Gründen leichter zu zähmen war als seine arktischen Verwandten; hier kam man mit Pferdezüchtern benachbarter Steppen in Berührung, die für die Zähmung des Rens ein Vorbild gaben. Etwa seit Beginn unserer Zeitrechnung hätten dann Änderungen des Klimas mit dem Vordringen der Steppe auch ein Vordringen der Pferdezucht gebracht; die Rentiervölker wären nach Norden und in die Berge ausgewichen, so dass also Tuwa und die Sajanischen Berge als Rückzugsgebiete zu

[25] Schott 441; vgl. Radloff, Aus Sibirien 1, 139. 142.

[26] Nur bei Radloff a.O. 142.

[27] a.O.

[28] O. Mänchen-Helfen, Reise ins asiatische Tuwa (1931) 40. 41. Worauf sich die heute geläufige Gleichsetzung der «Uranchai» mit den Tuba und mit den Sojoten gründet (z.B. A. Byhan in Buschans Illustr. Völkerkunde 2 2/3, 1923, 279) und welche Gewähr sie hat, weiss ich nicht; der Name Uranchai wird doch wohl, wie die Orengai des Wilhelm von Rubruk bei Risch (oben Anm. 2) 225, Raschîd ud-dîns Urjangkit meinen.

[29] Die Südgrenze der Rentierverbreitung auf der schönen Karte von E. H. Minns, Proceedings of the British Academy 1942, nach S. 100. Sie verläuft jedoch in europäisch Russland entschieden weiter südlich; s. Georg F. L. Sarauw, Das Rentier in Europa zu den Zeiten Alexanders und Caesars, in: Mindeskrift for Japetus Steenstrup (1914) Nr. 19, S. 17; M. Hilzheimer, in: Eberts Reallex. der Vorgeschichte 11 (1927/28) 124 s.v. Ren; A. Jacobi, Das Rentier (1931) 148f.

[30] Vgl. besonders V. N. Skalon, Die Hirsch-Stelen und das Problem der Entstehung der Rentierzucht: Sovetskaja Archeologija 25 (1956) 87ff. (russisch). Ich verdanke die Kenntnis dieses wichtigen Aufsatzes Karl Jettmar in Wien und der gütigen Hilfe von Elsa Mahler in Basel.

verstehen wären. Rentierzähmung ist jetzt etwas weiter nördlich am Jenissei, im Westen des Beckens von Minussinsk, für das erste oder zweite nachchristliche Jahrhundert sicher bezeugt: unter Grabbeigaben dieser Zeit fanden sich zwei hölzerne Rentierstatuetten mit einem Kopfgeschirr, das zur Lenkung beim Reiten gedient zu haben scheint[31]. Die Rentierzähmung ist jedoch wohl noch erheblich älter[32]. Man erinnere sich bei alledem, dass wahrscheinlich erst die Erfindung des Schneeschuhs, mit dem man dem Rentier auch im Winter an Beweglichkeit gewachsen war, die Domestizierung des Rentiers ermöglichte oder doch entscheidend förderte.

Fügen sich so prähistorische Funde, alte persische und chinesische Berichte und ethnographische Tatsachen mit einem ansehnlichen Grad von Wahrscheinlichkeit zu einem Gesamtbild zusammen, so bleibt immer noch die Frage, was für ein Volk Träger dieser Schneejagdkultur gewesen sei. Nach Quatremère wären es Tungusen gewesen, nach Schott 'echte' Kirgisen, die Hakas der Uiguren, die Ki-li-ki-szê des Yüan-shi oder diesen doch ganz nahe, nach Radloff Vorfahren der Jakuten[33]. Die Frage liegt als besonders schwierig so ausserhalb unserer Kompetenz, dass wir uns diesmal bescheiden und die Antwort Berufenen überlassen wollen.

---

[31] K. Jettmar, Anthropos 47 (1952) 737ff.; 48 (1953) 290f.; F. Hančar, Das Pferd in prähistorischer und früher historischer Zeit (oben Anm. 16) 287f. mit Taf. 11a; J. Wiesner, Gnomon 31 (1959) 295f.

[32] Wenn auch nicht so alt wie F. Hančar a.O. 280ff. meint; vgl. die Kritiken von K. Jettmar, Central Asiatic Journal III/2 (1957) 157f. und von J. Wiesner a.O. Alter und Verbreitung der Rentierzähmung werden heute intensiv diskutiert; wir massen uns nicht an, in dieser schwierigen Frage Stellung zu nehmen.

[33] Quatremère 276; Schott a.O.; Radloff, Die jakutische Sprache in ihrem Verhältnisse zu den Türksprachen: Mémoires (oben Anm. 2) 53.

Abb. 8. Ski aus Weissruthenien mit Löchern an der Spitze für ein 'Leitseil'. Ethnograph. Museum Warschau. Nach einer Photographie des Nordiska Museet, Stockholm. Vgl. S. 184ff. und Anm. 10.

Beschreibung der Tafeln

Tafel 1 und 2

Nach den Lithographien Nr. 15 und 17 aus «Catlin's North American Indian Portfolio. Hunting scenes and amusements of the Rocky Mountains and Prairies of America». Diesen «wahrhaft königlichen Band» (Haberly) von 25 grossen Lithographien mit einem einführenden Text, «price five guineas in printed tints, and eight guineas coloured», brachte Catlin während seines europäischen Aufenthalts in London 1844 heraus; an der Spitze der Subskribenten standen Königin Victoria, König Louis Philippe, der Kaiser von Russland und der König der Belgier. Eine um sieben Bilder vermehrte Ausgabe folgte 1845 in New York (L. Haberly, Pursuit of the horizon. A life of George Catlin, 1948, 145). Unsere Tafeln sind nach dem Exemplar der Staatsbibliothek in München hergestellt, vermittelt durch M. Rassem; die Photographien nach dem kolorierten Exemplar des British Museum, die wir L. W. Forster verdanken, erwiesen sich als weniger geeignet zur Reproduktion.

Wie die Illustrationen zu seinem Buch von 1841 (oben S. 140 Anm. 1), so geben auch diese Lithographien Ölgemälde Catlins wieder, meist in ziemlich freier Weise. Aber während die ersteren, kleine Strichclichés, ihre Vorlage arg vereinfachen, oft nur Ausschnitte geben und fast immer vergröbern und entstellen, so sind manche der sehr sorgfältig gearbeiteten Lithographien sogar besser als das rasch hingeworfene Original; Haberly a.O. findet, die Vorlage von Tf. 1 habe «die Qualität eines alten japanischen Farbendrucks». Vgl. Ewers (oben S. 140 Anm. 3) 491. K. Dittmer, Allgem. Völkerkunde (1954) Tf. 8 oben; ferner oben S. 93. 121f. 140f.

Tafel 3 und 4

Nach Ölgemälden von Catlin im U. S. National Museum, Washington, Katalog-Nr. 386402 (= Catlin 416) und Nr. 386480 (= Catlin 558), nach Ewers a.O. S. 516. 508. Das Bild Tf. 3 war offensichtlich die Vorlage für die Lithographie Tf. 1. Zum zweiten Bild (Tf. 4) bemerkt Catlin, es seien «Assinegoin» (Assiniboin) vom obern Missouri dargestellt, während er das erste (Tf. 3) sehr unbestimmt in den nördlichen Prärien («Northern Great Plains») lokalisiert. Assiniboin gab es um 1832 am obern Missouri wirklich; aber Catlin war, wie oben S. 140 ausgeführt ist, im Winter überhaupt nie in den Prärien; beide

Bilder sind erstaunliche Zeugnisse für die Treffsicherheit seiner intuitiven Phantasie.

Tf. 3 ist abgebildet auch bei Haberly (a.O. Tf. 15 bei S. 161) und bei Davidson, Snowshoes (oben S. 121 Anm. 110) Abb. 1 S. 3. Vgl. oben S. 93. 121 mit Anm. 109. 140. Tf. 4 ist bisher nicht veröffentlicht.

Tafel 5

Aquarell von Peter Rindisbacher im Peabody Museum of Archaeology and Ethnology, Harvard University, Cambridge Mass., Katalog Nr. 41–72/468. Maße ca. 43,5 × 23 cm. Beschriftung: «Indian Hunters pursuing the Buffalo early in the spring when the snow is sufficiently frozen to bear the men but the animal breaks through and cannot run.»

Das Bild ist mit drei andern von gleichem Format und gleichem Charakter einige Jahre vor 1922 von David I. Bushnell iun. in London erworben worden (jetzt Peabody Museum Nr. 469. 470. 471). Danach ist es so gut wie gewiss, dass alle vier aus den Jahren 1822 bis 1825 stammen, als Rindisbacher noch in der Kolonie am Roten Flusse war (vgl. oben S. 171). Darauf führen auch stilistische Gründe. Hier steht Rindisbacher einem peintre naïf noch nahe. Wohl gibt es Überschneidungen, aber allzu kühne Störungen werden sorgfältig vermieden; Vorder-, Mittel- und Hintergrund sind scharf geschieden, alles Sachliche sehr gewissenhaft wiedergegeben. Der Jäger im Mittelgrund, der seinen Büffel aus nächster Nähe mit einer Stosswaffe (wohl einem Speer) tötet, macht Vergils *comminus obtruncant* (oben S. 89f. 95) besonders anschaulich. Eine Fassung des Bildes in Rindisbachers Spätstil aus der Zeit von St. Louis (1829–1834) besitzt das West Point Museum Nr. 568; darüber s. oben S. 172.

Abgebildet bei D. I. Bushnell, Bureau Amer. Ethnol., Bull. 77 (1922) Tf. 4; Bushnell datiert es um 1825.

Tafel 6

Bleistiftzeichnung von Peter Rindisbacher, Glenbow Foundation in Calgary (Alberta, Kanada) RiP 58.42.11.

Das reizvolle Blatt dürfte mit dem dargestellten Ereignis ungefähr gleichzeitig sein. Die Leute, trotz dem Eise froh, der Enge des Schiffes einmal entronnen zu sein, schöpfen Wasser, machen sich Bewegung, debattieren; die eleganten Empire-Kostüme der Damen vorne links sind schwerlich realistisch. Eine ganz ähnliche Situation hält die

Aquarellskizze im Staatsarchiv Canada, Rindisbacher Nr. 5 fest (=StACan.,R 5), wahrscheinlich sogar die gleiche, nur in einem andern Augenblick und in anderer Richtung gesehen. Die Zeichnung dürfte also auf den 30. Juni 1821 zu datieren sein (oben S. 155), oder jedenfalls nicht weit davon.

Bisher nicht veröffentlicht.

Tafel 7

Bleistiftzeichnung von Peter Rindisbacher, Glenbow Foundation RiP58.42.15. Das gleiche Ereignis, Schiffbruch der Kolonisten auf dem Winnipeg-See und Landung am 23. Oktober 1821, ist auch dargestellt auf der Aquarellskizze StACan.,R 24 (vgl. oben S. 156); unsere Zeichnung wird auch hier mit dem Ereignis gleichzeitig sein. Beide Blätter verzeichnen gewissenhaft die sechs Transportboote (oben S. 156 Anm. 50) und den Kochkessel an den drei Stangen über dem Feuer, der in Rindisbachers Reiseschilderungen regelmässig wiederkehrt; aber jedes Blatt schildert eine zeitlich etwas verschobene Situation, wie das Rindisbacher bei mehreren Fassungen gerne macht: auf unserm Blatt ist ein Boot soeben in Landung, die Kolonisten im Aussteigen begriffen, während auf der Aquarellskizze das schon leere Boot dem Ufer entlang zu seinem Ruheplatz gestakt wird. Der Reverend West erscheint leider bloss auf dem letzteren, hier nicht wiedergegebenen Bild.

Bisher nicht veröffentlicht.

Tafel 8

Wir stellen hier die Porträts von zwei Indianerhäuptlingen nebeneinander, um an ihnen auch die Verschiedenheit von Rindisbachers frühem und spätem Stil anschaulich zu machen.

Tafel 8a, Aquarell im Besitz von St. John's Cathedral, Winnipeg, gehörte dem Reverend John West (oben S. 156f. 171), der es 1823 bei seiner Rückkehr nach England nebst einigen andern Bildern von Rindisbacher mit sich nahm; es muss also spätestens 1823 gemalt sein, wahrscheinlich früher. Dargestellt ist jedenfalls eine bedeutende Persönlichkeit, vielleicht der gute Peguis, Häuptling der Chippewa, der die halbverhungerten Kolonisten bei ihrer Ankunft am Roten Flusse im November 1821 so freigebig speiste (oben S. 157 mit Anm. 57). Gewiss ist der Mann mit der grossen Nase, den kleinen, ganz wenig schräg stehenden Augen und dem melancholischen Ausdruck gut ge-

troffen; seine Waffen, seine Kleidung, sein Schmuck sind augenscheinlich mit grosser Gewissenhaftigkeit wiedergegeben; der vorstehende Bauch wird unbefangen dargestellt. Nur hat sich der Porträtist, der mit dem Kopf begann, ein wenig verrechnet und für die untern Körperteile dann nicht mehr ganz den nötigen Platz zur Verfügung gehabt. Das ist ja schon vielen begegnet und weder in der primitiven noch in der archaischen Kunst unerhört. Das Bildchen zeigt auch sonst Züge der naiven Malerei.

Veröffentlicht von Harry Shave, The Beaver, Summer 1957, S. 15.

Tafel 8 b: Aquarell im West Point Museum der U. S. Military Academy, Nr. 552: «Keoköke, a Distinguished Sox Chiff.»

Dargestellt ist Keokuk, ein Häuptling der Sauk, ein in der Geschichte der Vereinigten Staaten wohlbekannter, ja berühmter Mann, mit Grab und Denkmal im Stadtpark der nach ihm benannten Stadt Keokuk (Iowa); eine Bronzebüste von ihm steht auf dem Kapitol zu Washington; Charles B. King und Catlin haben ihn porträtiert[1]. Rindisbachers Bildnis bringt die überlieferten Charakterzüge Keokuks, seine diplomatische, gelegentlich auch intrigante Klugheit, seinen Stolz und seinen Ehrgeiz vorzüglich zum Ausdruck; die Ähnlichkeit mit der Photographie des alten Keokuk (s. Anm. 1) ist nicht nur im Kopf- und Halsschmuck, sondern auch in den Gesichtszügen schlagend. Aber anders als bei 'Peguis' ist die Ausstattung Keokuks durchaus phantastisch: er steht als antikisch drapierter Heros auf einem dekorativ ausgeschnittenen Rasenstück, dessen rokokohafte Schnörkel in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts etwa noch auf vornehmen französischen Tapeten zu sehen waren. Das repräsentativ-elegante Bildnis zeigt, dass Rindisbacher jetzt auch anspruchsvollen Auftraggebern zu genügen vermochte. Er dürfte Keokuk frühestens 1829 im Gefolge Atwaters kennen gelernt haben (oben S. 164f.); das Porträt kann natürlich auch später sein.

Bisher nicht veröffentlicht.

---

[1] Über Keokuk vgl. William Jones in F. W. Hodge's Handbook of American Indians North of Mexico 1 (BAE, Bull. 30, 1907) 67f. s.v. Keokuk; J. R. Swanton ebda. 150ff. s.v. Black Hawk. Ein von Charles B. King 1827 gemaltes Porträt Keokuks erhielt der frühere Generalgouverneur von Dänisch Westindien, Generalmajor Peter von Scholten, um 1831 von Präsident Andrew Jackson zum Geschenk, zusammen mit acht weiteren Porträts indianischer Häuptlinge von Kings Hand; diese alle sind seit 1854 Eigentum des Nationalmuseums in Kopenhagen (freundliche Mitteilung von Kaj Birket-Smith). Von Catlin sind drei Bildnisse Keokuks bekannt: U. S. National Museum, Washington Nr. 386000 (Keokuk zu Pferd; danach Catlin 1851 [oben S. 140 Anm. 1] 272f. mit Tf.); ebda. Nr. 386001 (= Catlin 1); ferner eine Skizze im University of Pennsylvania Museum, abgeb. bei Haberly a.O. Tf. 23 bei S. 129. Eine Photographie des alten Keokuk gibt Jones a.O.

Tafel 9

Gipsabguss römischer Zeit von einem Metall- (wohl Silber-)Becher, gefunden in Ägypten, jetzt im Roemer-Pelizaeus-Museum zu Hildesheim, Inv. Nr. 1123; die Zeichnung nach Rubensohn, die Photographie dankenswerterweise vom Leiter des Museums, Herrn Dr. Kayser, für uns angefertigt und zur Verfügung gestellt.

Als Beispiel für die geläufige irrige Interpretation sei noch genannt F. Altheim, Niedergang der Alten Welt 1 (1952) 178. Vgl. oben S. 104ff.

Tafel 10

Bleistiftzeichnung von Peter Rindisbacher, StACan.,R 37, aus den Jahren 1822–1825. Vgl. oben S. 159f.

Abgebildet bei McLeod, The Beaver, September 1940, 7.

Tafel 11

Aquarell von Peter Rindisbacher im Peabody Museum der Universität Harvard, Katalog Nr. 41–72/472. Nach Format (ca. 21 × 26 cm) und Stil ist es nächstverwandt mit dem Aquarell Nr. 473 (Indianer, einen Skalp vorweisend), aber anders als die vier Aquarelle aus dem Besitz von Bushnell (oben zu Tf. 5)[2]. Nr. 473, der den Skalp vorweisende Indianer, ist nach McDermott datiert 1824 (oder 1825?); da aber Barnston schon 1824 mehrere Kopien dieses Bildes gesehen hatte (oben S. 162), wird man seine Entstehung etwas früher ansetzen; dafür sprechen auch seine auffallend primitiven Züge. Eine spätere, entschieden gewandtere Fassung besitzt das West Point Museum, Nr. 554. Gewisse primitive Züge hat auch unser Bild; wie der Skalpträger ist es gleichfalls 1824 (oder 1825?) datiert, und wie dieser ist es, beziehungsweise seine ursprüngliche Fassung, etwas früher entstanden. Vgl. oben S. 160.

Veröffentlicht (nach Angabe von McDermott) bei J. O. Lewis, Aboriginal Port Folio, 10. Teil, 1836 (mir unbekannt). J. Fr. McDermott, The Art Quarterly 12 (1949) 132 Abb. 3.

Tafel 12

Farbige Lithographie aus «Views in Hudson's Bay. Taken by a Gentleman on the spot in the years 1823 and 1824» usw., erschienen

---

[2] Nach McDermott, The Art Quarterly 12 (1949) 133 stammen auch Nr. 472 und 473 von Bushnell.

in London, vermutlich 1825. Nach dem Exemplar des Staatsarchivs Kanada, Rindisbacher Nr. 42 (StACan.,R 42).

Der «Gentleman» ist niemand anders als Rindisbacher; alle sechs Lithographien der «Views» gehen auf Originale von ihm zurück. Zwar ist sein Name nicht genannt; aber von drei Lithographien, darunter der unsrigen, sind Vorlagen erhalten, und zwei weitere werden 1824 als bekannte Bilder Rindisbachers erwähnt[3]. Mit der ganz ähnlichen sechsten Lithographie wird es also gewiss nicht anders stehen.

Dargestellt ist die Ankunft des Häuptlings vom Roten See mit Gefolge am Roten Fluss und sein Besuch beim Gouverneur[4]. Im Hintergrund steht Fort Douglas, der Sitz des Gouverneurs; aus den Schiessluken des hölzernen Turms drohen kleine Kanonen. Ein Teil der Besucher feuert eben eine Begrüssungssalve ab; der Häuptling, ein würdiger Mann mit weissen Haaren in grosser Uniform, steht nach rechts zwischen zwei besonders ausgezeichneten Kriegern, hinter ihm der Bannerträger. Links glaubten wir den Gouverneur mit einem Offizier zu erkennen, rechts Rindisbacher selber, wie er seinen indianischen Freund mit Händedruck begrüsst (vgl. Tf. 11 und S. 160). Erst bei genauerem Zusehen wird man gewahr, dass die Gruppe links feuert; die Gruppe mit dem Häuptling wendet sich, vom Knallen anscheinend nicht im mindesten beeindruckt, nach rechts. Dass die Szene künstlich gestellt, die Leute so unbeteiligt, ja unlebendig scheinen, mag mit dadurch veranlasst sein, dass der Maler überall treue Porträts geben wollte.

Ein Teil dieses Tadels geht auf Kosten des Lithographen bzw. seines Zeichners H. Jones. Die Lithographien, so reizvoll sie immer noch sind, erweisen sich gegenüber Rindisbachers Originalen als steifer, primitiver, mehr der sogenannten Volkskunst sich nähernd. Jones hat aber nicht nur stilistisch, sondern auch inhaltlich geändert; vor

---

[3] Über die Vorlagen s. G. L. Nute und C. P. Wilson, The Beaver, Dec. 1945, 34ff. Ihre Ausführungen zu wiederholen hätte nur Sinn, wenn wir auch die entsprechenden Abbildungen beigeben könnten. – G. Barnston führt im November 1824 unter den ihm bekannten Bildern Rindisbachers auf (oben S. 162) «Captain Bulgers Palaver»; er meint ohne Zweifel die gleiche Darstellung wie die Lithographie StACan.,R 39: «The Red Lake Chief, making a Speech to the Governor of Red River at Fort Douglas in 1825»; ferner «Reisen im Winter mit einem Indianer als Führer vor dem Schlitten», offenbar wie die Lithographie StACan.,R 40: «A Gentleman Travelling in Dog Cariole in Hudson's Bay with an Indian Guide». Der indianische Führer trägt übrigens die gleiche seltsame, baschlikähnliche Kopfbedeckung mit zwei Spitzen wie der Bisonjäger auf einem Kemptschen Aquarell (The Beaver, Juni 1950, 14).

[4] «The Red Lake Chief with some of his Followers Arriving at the Red River and Visiting the Governor.»

allem sind europäische Respektspersonen, und zwar just die Hauptfiguren, durch andere ersetzt. So steht auf unserer Tafel links ein etwas seltsam in Weiss gekleideter Mann mit runder Mütze; aber auf Rindisbachers Aquarell, das als Vorlage diente[5], ist an seiner Stelle ein hochgewachsener würdiger Herr in Gehrock und Zylinder zu sehen[6]. Der vermeintliche Rindisbacher, ganz rechts auf unserer Tafel, erscheint erst auf der Lithographie; das Original zeigte statt ihm einen jungen Offizier in reicher Uniform. Diese Änderungen sind nach einer scharfsinnigen Vermutung Clifford P. Wilsons (s. oben S. 197 Anm. 3) von Robert Parker Pelly veranlasst, dem Nachfolger Bulgers als Gouverneur am Roten Fluss seit September 1823; Pelly hätte, als er 1825 nach England zurückkehrte, die mitgebrachten sechs Bilder von Rindisbacher lithographieren lassen und angeordnet, Bulgers Porträt sei überall durch sein eigenes zu ersetzen. So würde sich erklären, dass die zwei Lithographien, die allein datiert sind, mit den Jahren «1824» und «1825» Pellys Gouverneurszeit angeben und dass die «Views in Hudson's Bay» auch unter der Bezeichnung «Pelly's Picture Book», «Mr. Pelly's Prints» bekannt waren. Um in dieser zwar nicht weltbewegenden, doch reichlich verzwickten Frage urteilen zu können, müsste man die Originale vor sich haben und über eingehende Kenntnisse der Lokal-, der Personen-, der Kostümgeschichte usw. verfügen; wir verzichten deshalb auf alles Weitere und stellen nur fest – nicht ohne Bedauern –, dass die Annahme, Rindisbacher habe sich hier selbst verewigt, der zuliebe wir das Bild vorgelegt haben, aufgegeben werden muss.

Bisher nicht veröffentlicht.

---

[5] Als Vorlage kommt ausschliesslich in Betracht das Aquarell im Besitz der Hudson's Bay Company, ehemals im Besitz von William Kempt, Sheriff der Kolonie 1822–1824, abgebildet bei Wilson, The Beaver, Dec. 1945, 35. Dem Lithographen muss eine Kopie dieses Aquarells oder eine leicht veränderte Version vorgelegen haben, wie wir sie aus Rindisbachers Praxis kennen. – Die gleiche Szene stellt ein grosses Ölgemälde im Besitz eines Nachkommen von Gouverneur Bulger dar, abgeb. ebda. Rindisbacher pflegte die Ölmalerei eine Schmiererei zu nennen, fand sich aber später auf besonderes Verlangen trotzdem dazu bereit (so die Familienüberlieferung: oben S. 151 mit Anm. 35; Minnesota History 35, 1951, 156f.); ein Ölgemälde von seiner Hand ist allerdings sonst nicht bekannt. Da das Bulgersche Bild nach dem Urteil eines Sachverständigen (bei Wilson a.O. 36) «zwischen 1830 und 1870» gemalt ist, handelt es sich wohl sicher um eine Kopie. – Endlich das flott gemalte Aquarell im McCord Museum der McGill University in Montreal (Katalog-Nr. M 1378; ich verdanke eine vorzügliche Photographie Mrs. I. M. B. Dobell, Curator of Prints and Documents): es stellt eine gleiche Szene dar mit z.T. den gleichen Hauptpersonen, ist aber in vielem so verschieden, dass man mit Recht eine andere Erklärung versucht hat (bei Wilson a.O.); sie ist meines Erachtens freilich nicht überzeugend.

[6] In der gleichen Kleidung erscheint Governor Bulger auf dem in Anm. 5 angeführten Ölgemälde (nach gütiger brieflicher Mitteilung von C. P. Wilson; ich verfüge über keine Photographie).

Tafel 13

Aquarell von Peter Rindisbacher im West Point Museum der United States Military Academy Nr. 566: «Drunken Frolick amongst the Chippeways and Assinneboins». Vgl. oben S. 161.

Bisher nicht veröffentlicht.

Tafel 14

Oben: Herakles, das kerynitische Tier und die Hesperiden (?). Von einer attischen schwarzfigurigen Amphora, zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts. Nach Ed. Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder, 2. Teil (1843) Tf. 99. Zu dem oben S. 138f. Angeführten vgl. noch Furtwängler in Roschers Mytholog. Lex. 1, 2200. A. Apostolaki, Archaiol. Ephemeris 1937, 331 Abb. 3. K. Schefold gibt zu erwägen (brieflich), ob nicht gemeint sein könnte, Herakles habe das Tier, nachdem er es dem Eurystheus vorgewiesen, in einen heiligen Hain zurückgebracht und ziehe nun, die Aufforderung der Nymphen zum Verweilen ausschlagend, zu neuen Taten weiter; seine Beweisführung können wir hier leider nicht darlegen.

Unten: Herakles, die kerynitische Hindin raubend, von Apollon verfolgt, zwischen Artemis und Athena. Von einer attischen schwarzfigurigen Amphora der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, früher in Basseggio. Nach Ed. Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder, 2. Teil (1843) Tf. 101. Zu dem oben S. 127f. Angeführten vgl. noch Apostolaki a.O. 334 Abb. 7.

Tafel 15

Oben: Herakles und das kerynitische Tier. Relief in Dresden, archaisierend im Stil des beginnenden 5. Jahrhunderts. Es ist der 'lysippische' Bildtypus, wie ihn der Dichter Anthol. Gr. 16, 96, 3 f. beschreibt:

... ὁ μὲν ἰξύι θηρὸς ἐπεμβεβαὼς γόνυ βρίθει
εὐπτόρθων παλάμαις δραξάμενος κεράων.

«Wie er das Knie da stemmt auf die Kruppe des Tieres! Wie machtvoll
Er das verzweigte Geweih mit seinen Händen erfasst!»
(Übers. von H. Beckby.)

Vgl. P. Herrmann, Verzeichnis der antiken Originalbildwerke der staatlichen Skulpturensammlung zu Dresden[2] (1925) 20 Nr. 44. Oben S. 139.

Unten: Herakles, der kerynitischen Hindin das Geweih abbrechend, zwischen Athena und Artemis. Attische schwarzfigurige Halsamphora in London, British Museum B 231, zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts, nach J. D. Beazley, Attic Black-Figure Vase-Painters (1956) 139 Nr. 10 nahe verwandt den Werken des Exekias («Group E»). Vgl. Fr. Brommer, Herakles (1953) 21 mit Tf. 15a. Apostolaki a.O. 332 Abb. 4 und oben S. 139. Unsere Abbildung nach J. de Witte, Gazette archéol. 1876 Tf. 9.

Für die Überlassung von Photographien und für die Erlaubnis, sie zu veröffentlichen, danken wir auch hier der Smithsonian Institution in Washington; dem Peabody-Museum der Harvard University, Cambridge Mass.; der Glenbow Foundation in Calgary, Alberta, Canada; dem Archiv der St. John's Cathedral in Winnipeg; dem West Point Museum der U. S. Military Academy in West Point, New York; den Public Archives of Canada in Ottawa, Ontario; dem Roemer-Pelizaeus-Museum in Hildesheim.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat Vielen für Vieles zu danken; er tut es von Herzen. Viele hat er an den Stellen genannt, wo sie ihm weiter halfen, aus ihrem Wissen beisteuerten, vor Irrtümern bewahrten; er bittet um Verständnis, wenn er es dabei bewenden lässt. Es ist ihm aber Bedürfnis, nochmals hervorzuheben, dass das dritte Kapitel und der dritte Exkurs ohne Gösta Berg in Stockholm und ohne Fritz Meier in Basel, der erste Exkurs ohne die Helfer im Kanton Bern, in Kanada und in den Vereinigten Staaten (oben Anm. 17ff. Anm. 43) niemals so hätten geschrieben werden können. Ausser ihnen ist er zu besonderem Dank verpflichtet Herrn Dr. J. R. Welti in Zürich, ferner seinen Basler Freunden, Kollegen und Fachgenossen Alfred Bloch, Alfred Bühler, Josef Delz, Hans Dietschy, Ernst Gasche, Alfred Gass, Els Havrlik, Martha Liegle, Elsa Mahler, Theo Salfinger, Karl Schefold, Georg Schmidt, Rudolf Tschudi †, Hans Wackernagel, Hans Georg Wackernagel und Robert Wildhaber; vor allem, wie immer, Harald Fuchs und Peter VonderMühll.

TAFEL 1

George Catlin, Prärie-Indianer mit Schneeschuhen auf der Büffeljagd. Lithographie. 1844.
Vgl. S. 93. 121f. 140f. 192.

TAFEL 2

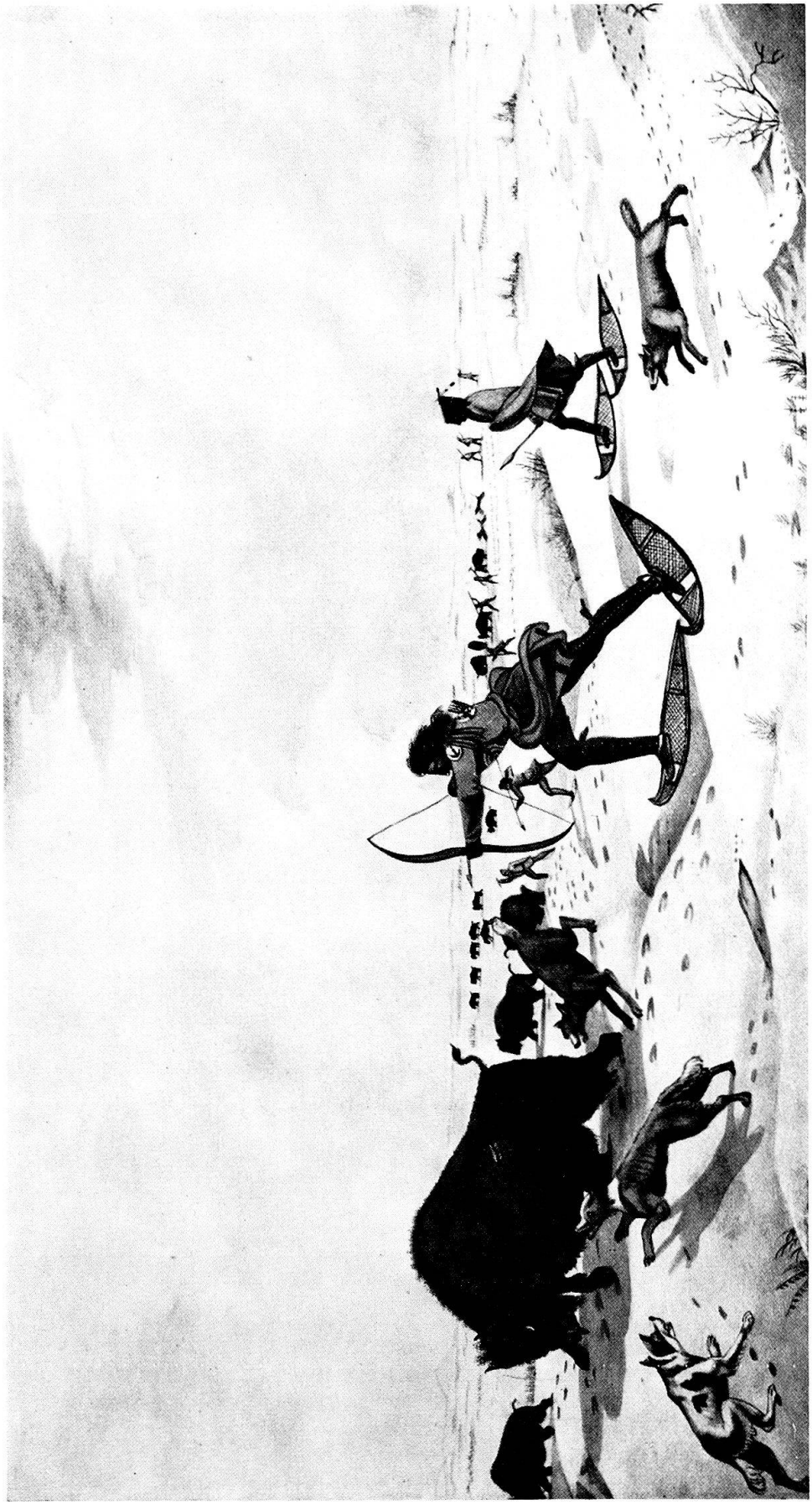
George Catlin, Sterbender Büffel und Prärie-Indianer auf Schneeschuhjagd. Lithographie. 1844.
Vgl. S. 93. 121 f. 140 f. 192.

TAFEL 3

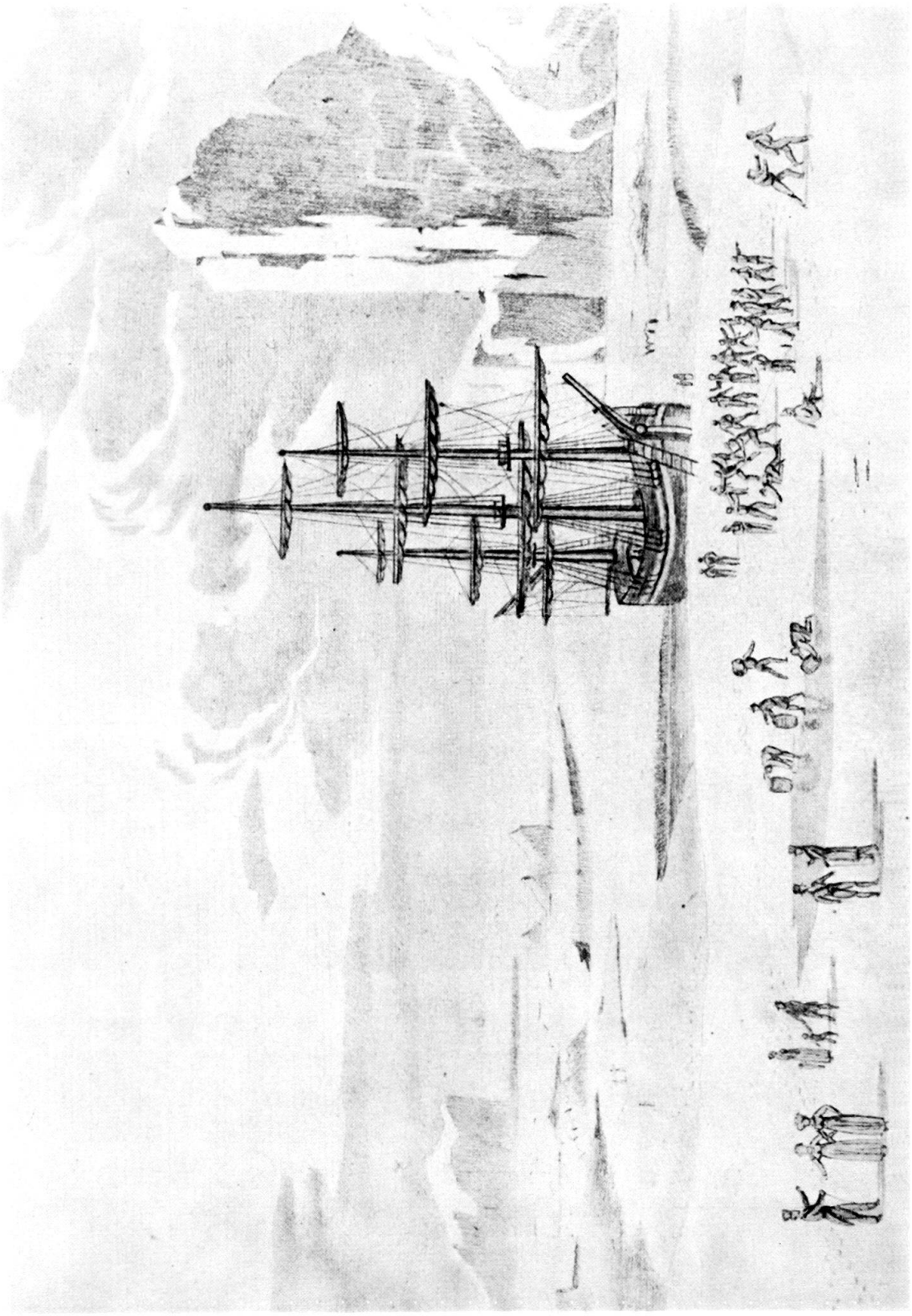
George Catlin, Prärie-Indianer mit Schneeschuhen auf der Büffeljagd. Ölgemälde, nach 1832. United States National Museum, Washington.
Vgl. S. 93. 121f. 140f. 192f.

TAFEL 4

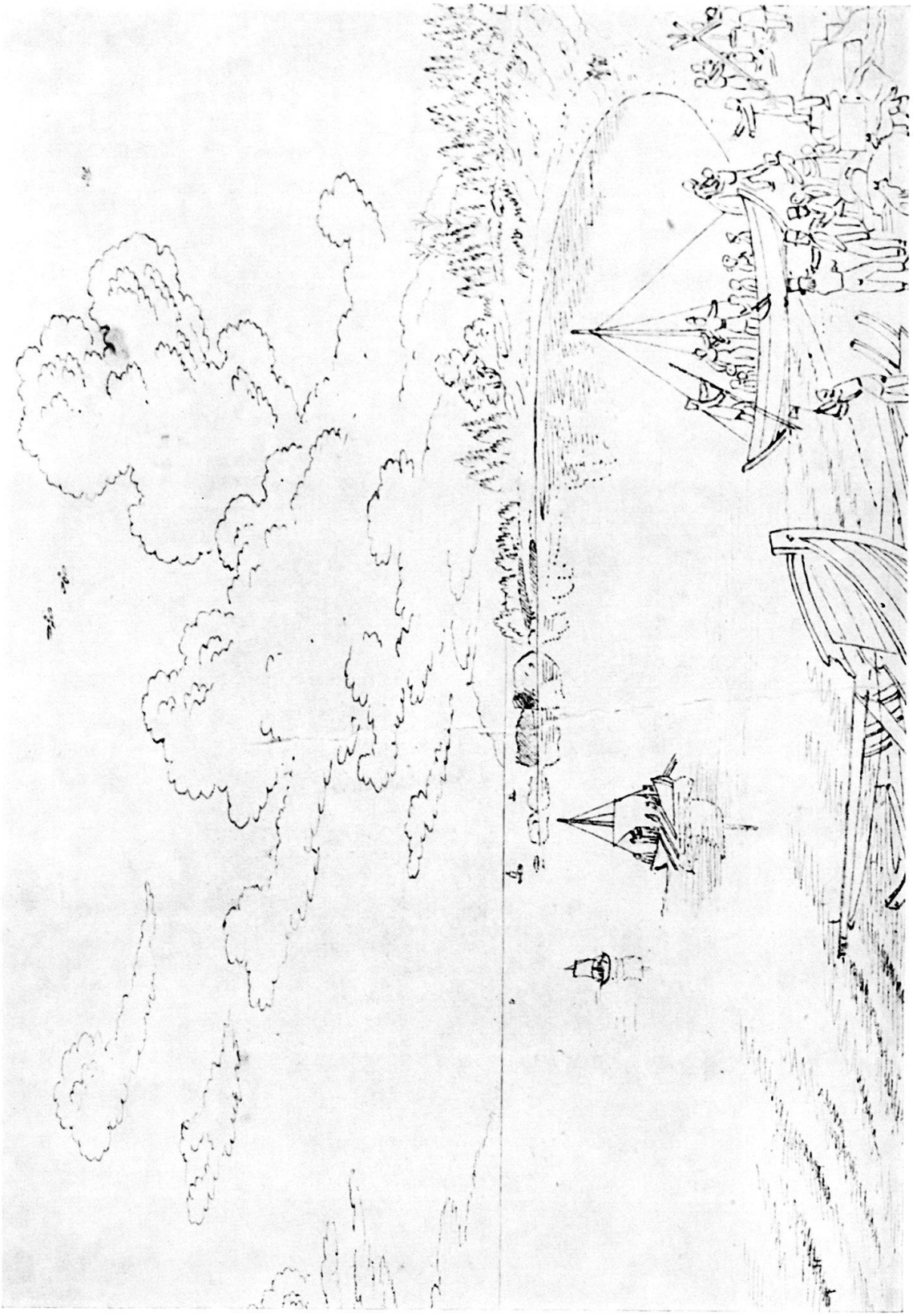
George Catlin, Prärie-Indianer mit Schneeschuhen auf der Büffeljagd. Ölgemälde, nach 1832. United States National Museum, Washington.
Vgl. S. 93. 121f. 140f. 192f.



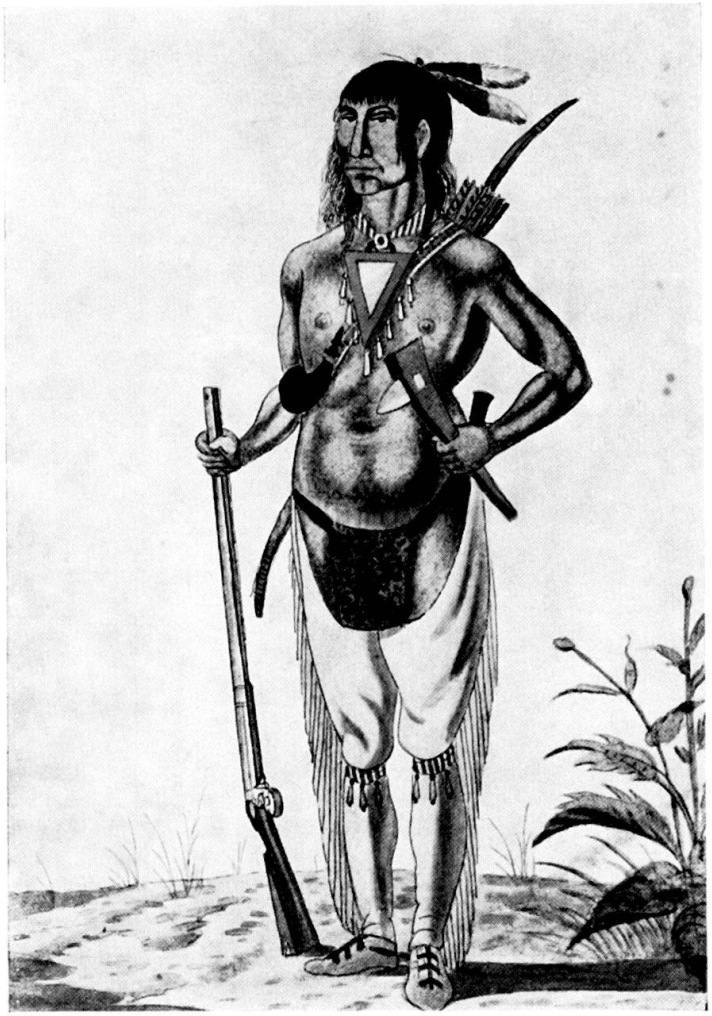
Peter Rindisbacher, Prärie-Indianer mit Schneeschuhen auf der Büffeljagd. Aquarell, um 1825. Peabody Museum, Harvard University, Cambridge Mass.
Vgl. S. 93. 121f. 160. 172. 193.



Peter Rindisbacher, Das Kolonisten-Transportschiff «Wellington» im Eis, 30. Juni 1821. Bleistiftzeichnung. Glenbow Foundation in Calgary, Alberta, Kanada. Vgl. S. 155, 193 f.



Peter Rindisbacher, Schiffbruch und Landung der Kolonisten am Winnipeg-See, 23. Oktober 1821. Bleistiftzeichnung.
Glenbow Foundation in Calgary, Alberta, Kanada. Vgl. S. 156. 194.

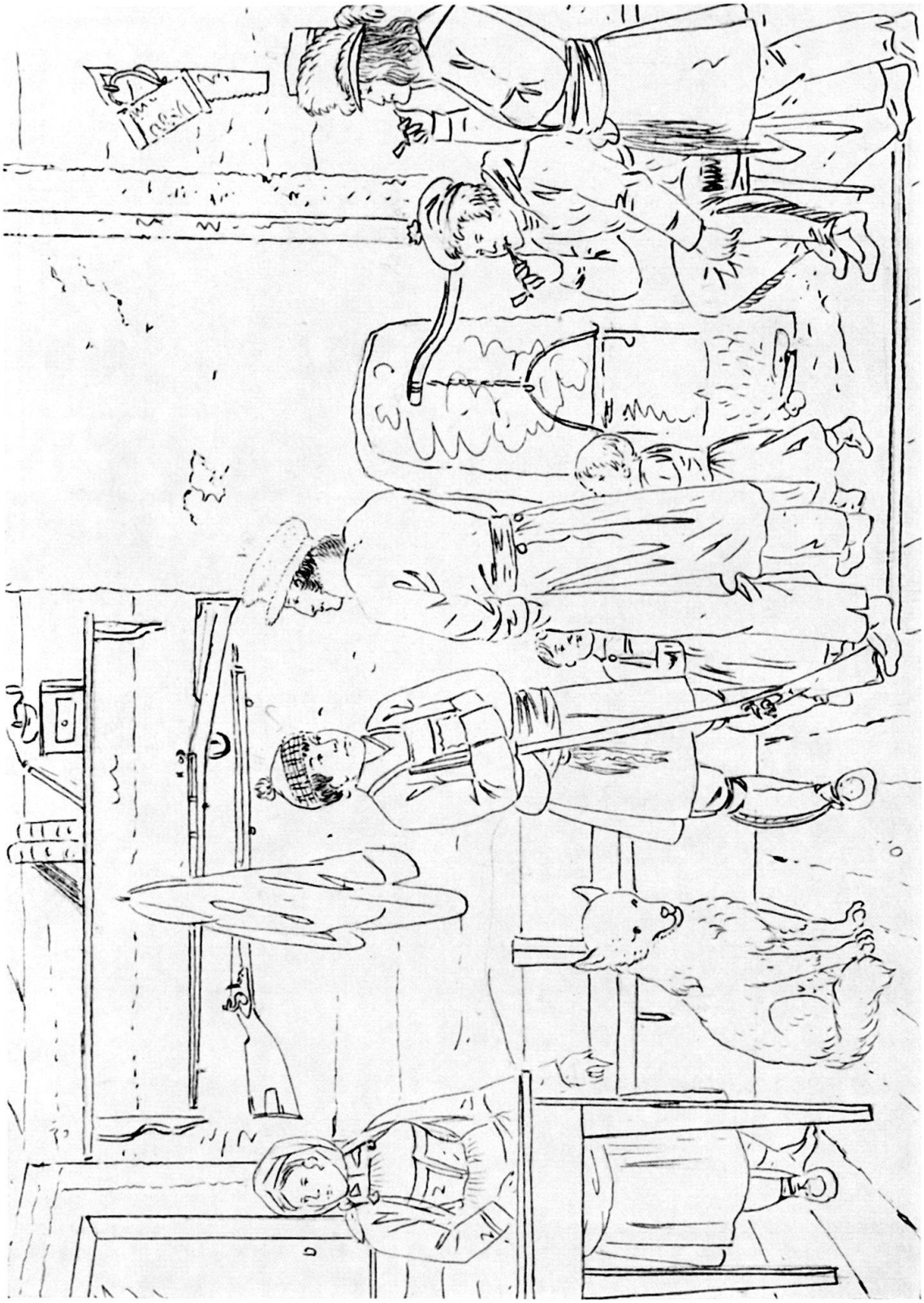


Peter Rindisbacher, Zwei Indianerhäuptlinge

a) Peguis (?), Chippewa-Häuptling am Roten Fluss. Aquarell, etwa 1822. St. John's Cathedral, Winnipeg. Vgl. S. 157. 194f.

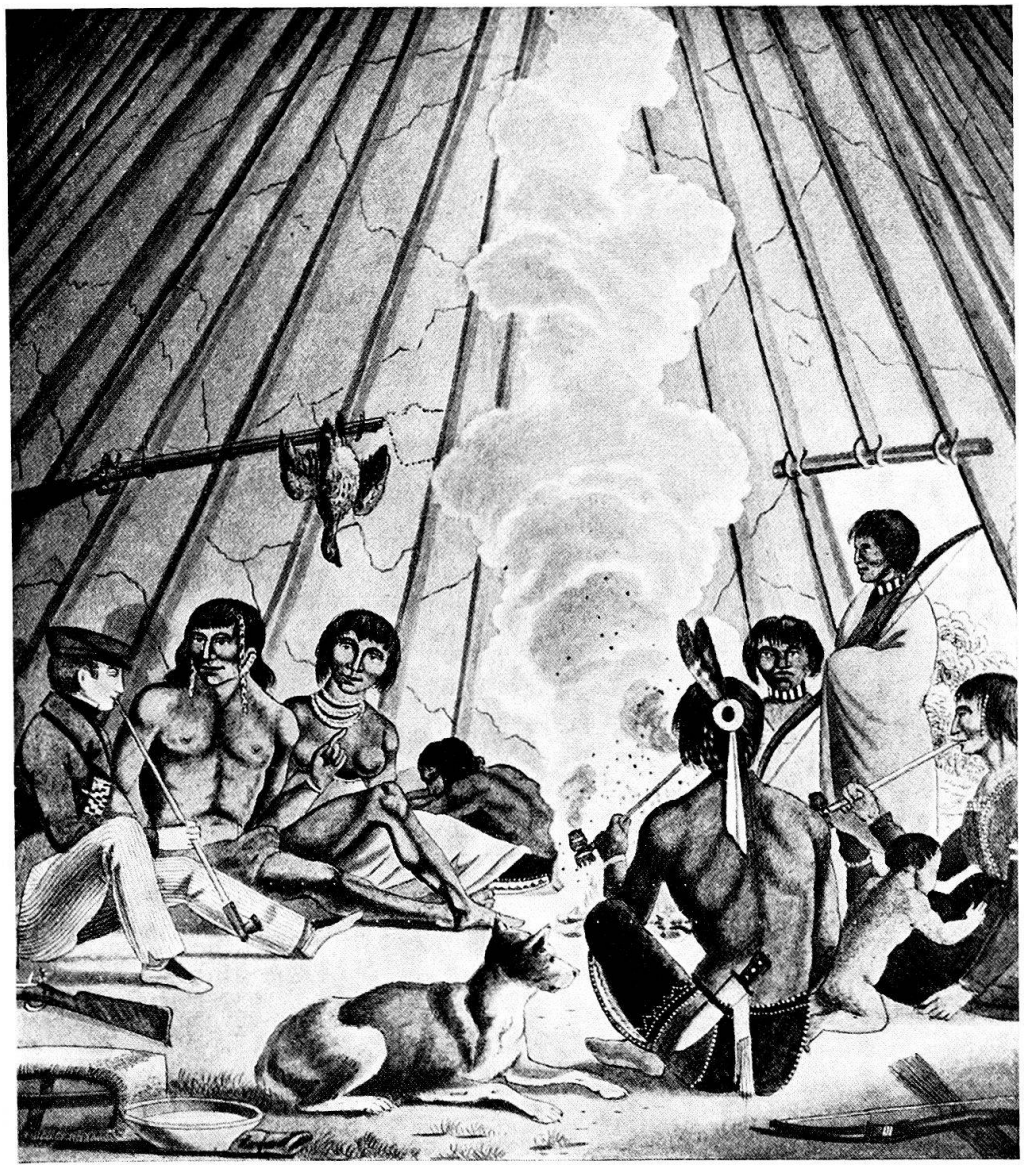
b) Keokuk, Sauk-Häuptling, Aquarell, nach 1829. West Point Museum der U.S. Military Academy, West Point, New York. Vgl. S. 166. 195.

Tafel 9 steht bei Seite 104.

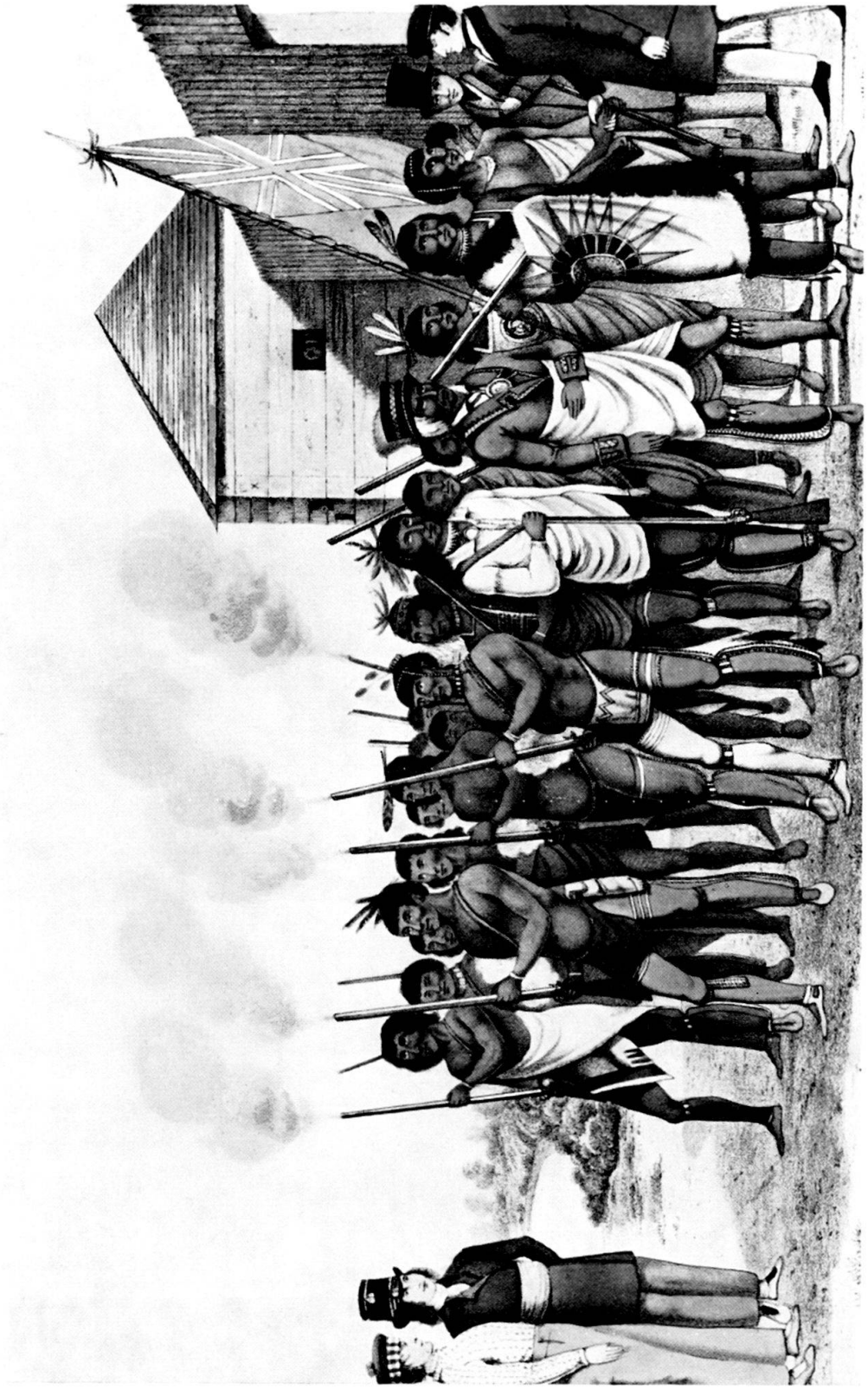


Peter Rindisbacher, Kolonisten am Roten Fluss. Bleistiftzeichnung, 1822/25. The Public Archives of Canada, Ottawa.
Vgl. S. 159f. 196.

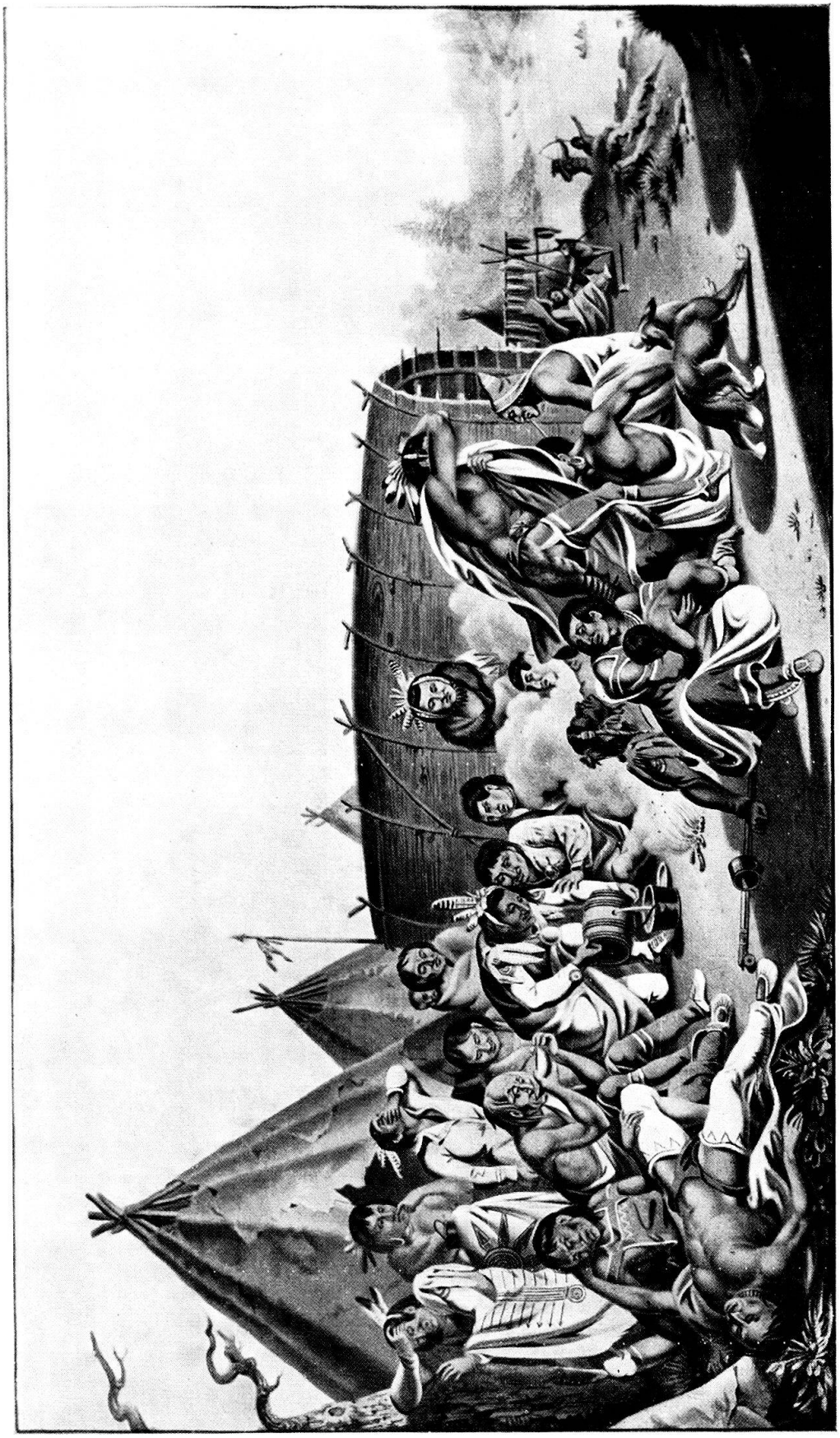
TAFEL 11



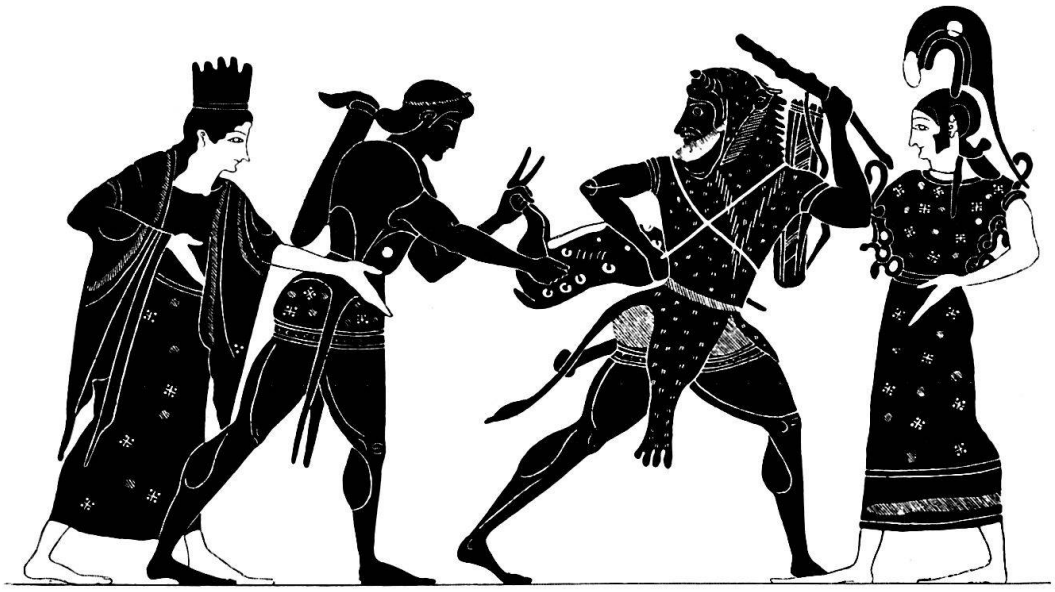
Peter Rindisbacher, Der Maler (?) im Indianerzelt. Aquarell, 1822/25. Peabody Museum, Harvard University, Cambridge Mass.
Vgl. S. 160. 196.



Peter Rindisbacher, Indianer ehren den Gouverneur bei Fort Douglas mit einer Salve. Lithographie (um 1825) nach einem Aquarell, 1822/23.
The Public Archives of Canada, Ottawa.
Vgl. S. 160. 196 ff.



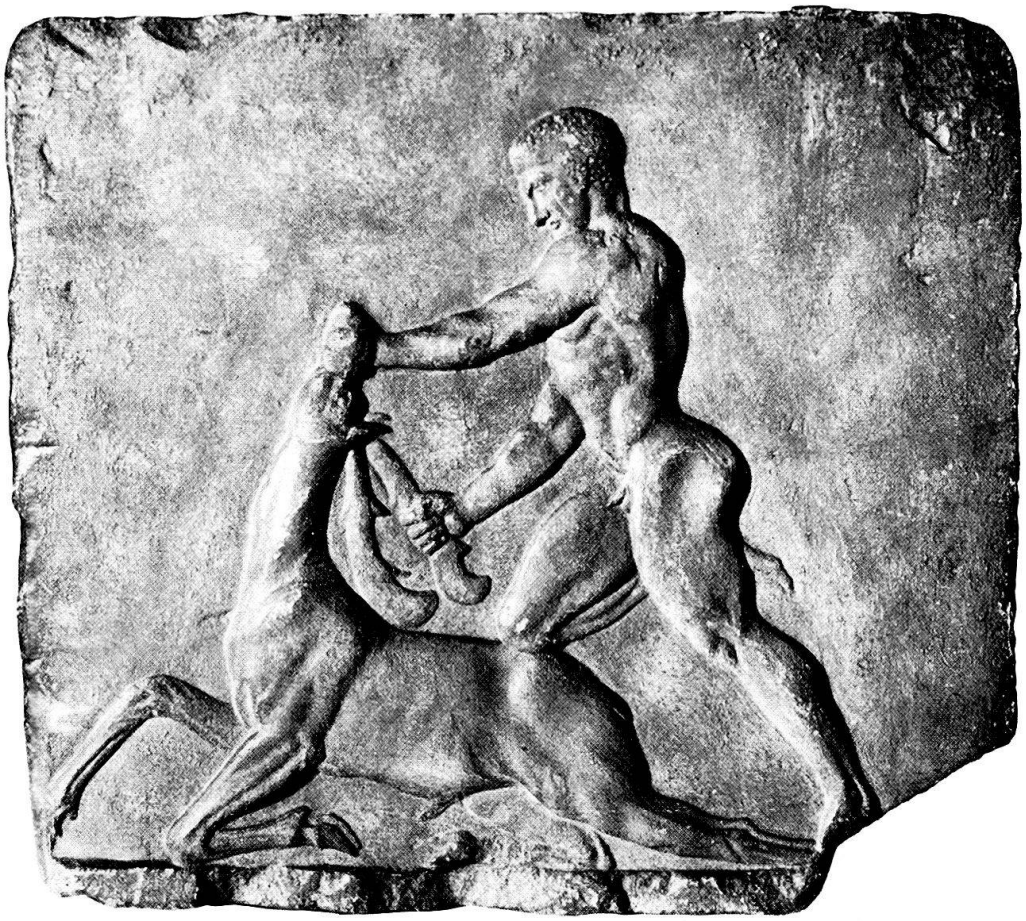
Peter Rindisbacher, Feuerwasser-Zecherei der Chippewa. Aquarell, um 1830, nach einer älteren Skizze.
West Point Museum der U.S. Military Academy, West Point, New York.
Vgl. S. 161. 199.



Oben: Herakles, das kerynitische Tier und die Hesperiden (?). Attisches Vasenbild, 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts. Vgl. S. 138. 199.

Unten: Herakles mit der kerynitischen Hindin und Apollon zwischen Artemis und Athena. Attisches Vasenbild, 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts. Vgl. S. 127. 199.

TAFEL 15



Oben: Herakles und das kerynitische Tier. Relief, archaisierend im Stil des beginnenden 5. Jahrh. Dresden. Vgl. S. 130. 138. 199. – Unten: Herakles und die kerynitische Hindin zwischen Athena und Artemis. Attisches Vasenbild, 2. Hälfte des 6. Jahrh. Vgl. S. 139. 200.